Staatliche Bibliothek
Regensburg

Hist. pol. 787

Hist. 787
pol.

SBR069027171229

[Wilmsen, Friedr. Philipp]

Erzählungen

von

einer Reise

durch

einen großen Theil Deutschlands
und der Schweiz

im Jahre 1796.

Berlin, 1798.
Bei Gottlieb August Lange.

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Vorrede.

Es ist wahr, daß das Publikum seit einer ziemlichen Reihe von Jahren mit Reisebeschreibungen aller Art heimgesucht wird. Bald sind es malerische oder empfindsame, bald mineralogische und botanische, bald Frühlingsreisen oder Durchflüge und Blikke, bald Wanderungen und Kreuzzüge. Es ist aber auch dagegen wahr, daß das Publikum mit dergleichen Reisebeschreibungen heimgesucht seyn will. Denn warum würden sie sonst so emsig gekauft und gelesen, warum gäbe man sonst einen und mehrere Thaler für

eine Reisebeschreibung aus, ohne sich zu beklagen? Der Zeitgeschmack klärt diese Erscheinung nicht ganz allein auf, sondern vorzüglich die Zeitsitte, nach welcher man die verfallene Gesundheit und den gesunkenen Humor, zuweilen auch den gesunkenen Credit durch eine größere Reise wieder empor zu bringen, und sich so zugleich auf eine angenehme und leichte Art Welt- und Menschenkenntniß zu verschaffen sucht. Wer solch' eine größere Reise mit Nutzen machen, und wahren Genuß davon haben will, bereitet sich durch die Lectür der Reisebeschreibungen dazu vor, und wer sie mit Verstand gemacht hat, mag sich gern, wenn er nun wieder daheim ist, durch die Lectür solcher Reisebeschreibungen, welche das von ihm bereiste Land betreffen, einen Nachgenuß verschaffen. Diese interessiren ihn also in hohem Grade, weil er dabei Vergleichungen

zwischen seinen und des reisenden Schriftstellers Bemerkungen anstellen, und alles vollkommen selbst beurtheilen kann, was der Reisebeschreiber erzählt. Ein Schriftsteller darf also keine Vorwürfe der Kunstrichter und des Publikums fürchten, wenn er die Zahl der Reisebeschreibungen um eine vermehrt, er müßte denn sein werthes Ich zum Hauptgegenstande seiner Erzählungen machen, wie freilich sehr viele thun, ohne zu bedenken, daß die Schicksale eines Reisenden nur dann das große Publikum interessiren können, wenn sie etwas ausserordentliches, romanhaftes und wunderbares haben, oder wenn der Reisende zu den wenigen Sterblichen gehört, welche sich durch große Thaten die Bewunderung und Theilnahme ganzer Völker errungen haben. Der Verfasser der vorliegenden Erzählungen macht bloß auf das Verdienst Anspruch: mit eigenen Au-

gen, ohne vorgefaßte Meinung, ohne Schwärmerei und Empfindelei gesehen und beobachtet, und das, was er Merkwürdiges gesehen und beobachtet hatte, ohne großen Aufwand von Worten, ohne lästige Einmischung seiner individuellen Reise-Schicksale erzählt zu haben. Gesteht man ihm dieß Verdienst zu, so ist er vollkommen zufrieden, und bereut die Zeit und Mühe nicht, die er auf dieß Buch verwandte. Berlin im März 1798.

Inhalt.

Leipzig — Nikolai-Kirche. Beygangsches Lesekabinet. Freischule. Johanniskirchhof. Taubstummen Institut. Universitätsbibliothek. S. 1 bis 15.
Borsdorf. S. 15 bis 16.
Wurzen. Saukrieg. S. 16.
Dresden — Brühlscher Garten. Erwerbschule. Bildergallerie. Rüstkammer. Erbauliche Betrachtung über die Erfindung des Schießpulvers. Das grüne Gewölbe. Naturalienkabinet. Modell des Salomonischen Tempels und der Stiftshütte. Der große Garten. S. 17 bis 44.
Moritzburg. S. 44 bis 50.
Pillnitz — Pater Schneider. Leichenrede eines jungen Prinzen. Japanisches Palais. Das große Gehäge. Die Neustadt. Hofnarr Joseph. Die Elbbrükke. S. 50 bis 67.
Freiberg. S. 67 bis 69.
Lichtenstein — Zwickau — Plauen — Hof. S. 70 bis 71.
St. Georg am See. S. 71 bis 74.

Sans-

*

Sanspareil. Annendorf. Eremitage. S. 74 bis 82.
Streitberg. Wiesenthal. Muggendorf. Rosenmüller. Brunnenstein und Schönstein. S. 82 bis 94.
Bambergisches Gebiet. Entstehungsgeschichte des Bisthums Bamberg. S. 94 bis 99.
Erlangen — Abicht. Glück. Meusel. Hildebrandt. Meier. Gymnasium. Ressource. S. 99 bis 119.
Nürnberg. Das Findelhaus. Sebalduskirche. Das Rathhaus. Die Reichsveste. Der schöne Brunnen, Schweigert. Nürnbergisches Prunktbegräbniß. Die Rusigen. Ober-Postamtszeitung. S. 119 bis 128.
Ansbach. Seltene Ehrlichkeit. Das Gymnasium. Rektor Faber. Goes und Pelin. Oertel. Uz. Naturalienkabinet. Lady Craven. S. 128 bis 136.
Dinkelsbühl. S. 136 bis 137.
Elwangen — Aalen — Gemünd — Kanstadt. S. 137 bis 142.
Stuttgardt. Herzog Karl. 14 monatliche Regierung Ludwigs. Jetzt regierender Herzog. Sonderbares Denkmahl. Scheffauer und Dannecker. Herzogliche Bibliothek. Aufhebung der Karlsakademie. Das Schauspiel. S. 142 bis 162.
Hohenheim. S. 162 bis 179.
Ludwigsburg. Opernhaus. Waisenhaus. S. 179 bis 193.
Tübingen. Das Stipendium oder Kloster. S. 193 bis 200.
Hechingen — Hohenzollern — Bahlingen — Doningen — Donaueschingen. S. 200 bis 206.

Humanität eines Oesterreichischen Officiers. S. 206 bis 208.
Schafhausen. Der Rheinfall. Wirkungen des Ueberganges der Franzosen über den Rhein d. 24sten Juni. Oesterreichische Tyrannei. Alexander Trippel. Alexander Hüninger. D. Ammans Kabinet. Hauderer. Elothen. S. 208 bis 216.
Zürich. Lage der Stadt. Gesellschaftlicher Umgang. Lavater. Lage des weiblichen Geschlechts in Zürich. Unterricht der Jugend. Fahrt auf dem See. Sonntagsfeier. Wanderung am rechten Ufer des Sees. Limmat. Salomon Geßners Denkmahl. Dialekt. Verfassung. Maneck. Uetli. Das Waisenhaus. Schulen. Töchterschule. Neujahrskupfer. Thomas Plater. Küßnacht. S. 216 bis 256.
Reise nach Einsiedeln und um den Züricher See. Insel Uffnau. Rappersweil. Wirkungen des Katholicismus. Sonderbarer Ursprung der Stadt. Verschwörung gegen Zürich. Die Brükke über den See. Der Ezel. Reizende Aussicht. Einsiedeln. Zwingli. Kloster-Schatz. Bibliothek. Richtensweil und Wädenschweil S. 258 bis 275.
Zürich. (Fortsetzung) Relief des Kantons Zürich. Der Mahler Heß. Der Geißberg. Ein Züricher Manövre. Knabenschießen. Oeffentliche Reden. —
Kyburg. Das Todesurtheil. Schloß. Reizende Aussicht. Gesetzmäßiger Unfug. Ein kleines Arsenal. S. 276 bis 292.
Reise durch die kleinen Kantone nach Bern und Basel — Aussicht auf der Spitze des Albis. Kappel. Schlacht. Zwingli's Tod. Zug. Kapuciner-Kloster. Immensee. Küßnacht. Die

hohle Gasse. Das verschüttete Dorf Weggis. Fahrt nach Lucern. Ein ächt himmlisches Concert. Putzsucht. Kleidertracht. S. 292. — General Pfyffer. Jesuiter-Collegium. Brükken. Kloster der Ursulinerinnen. Nahrungsstand. — Zürich und Lucern, eine Parallele. S. 311 bis 320. — Rotzloch. Arnold und Struth von Winkelried. Stanz (S. 323.) Kern. Sarnen. Der Lungern-See. Der Kaiserstuhl. Lungern. Der Brüning. Brienz. Wolkenbruch. (S. 327.) Käse. Milchzukker. Interlachen. Die Lütschene. Lauterbrunn. Der Staubbach (S. 331 bis 334.) Grindelwald. Ein zerstörter Gletscher. Geldgier der Landleute. Witterung. Neuhaus. Thuner-See. (S. 341.) Thun. Bern. (S. 343 bis 358.) Lage der Stadt. Französische Sprache und Sitten. Aristokratismus. Das Ehegericht. Der äussere Stand. Krankenhäuser. Zeughaus. Alterthümer. Das Gymnasium. Oekonomische Gesellschaft. Schriftsteller. Bibliothek. Medicinische Lesebibliothek. Naturalienkabinette. — Hindelbank. (S. 358 bis 364.) Fraubrunn. Solothurn. Prächtige Kirche. Einsiedelei. St. Croix. — Basel. (S. 365 bis 376) Universität. Verlosung der Aemter. Verwüstung des Bischöflichen Landes. Klein-Hüningen. Die Schuster-Insel. Brükkenschanze. Freiburg. Kinzingen. Frankfurt am Main. Oesterreicher.

Leipzig.

Die so hochgerühmte Nikolai-Kirche wird gewöhnlich zuerst von Fremden besucht. Es ist ein prächtiger, aber keinesweges ein geschmackvoller Tempel. Die Pracht ist zu sehr gehäuft. Die Leipziger halten diese modernisirte Kirche für die größte Zierde ihrer an dergleichen Zierden nicht sehr reichen Stadt, weil sie es nach ihrem Wunsche werden *sollte*. Daß sie es sich genug haben kosten lassen, um sie dazu zu machen, fällt in die Augen, und darin liegt zugleich der Grund, warum sie das nicht geworden ist, was sie werden sollte. So wie sie dasteht, ist sie mehr ein bleibendes Zeugniß der Prachtliebe, des Stolzes und des Reichthums der jetzigen kaufmännischen Generation, als ihres Geschmakkes. Das Gewölbe würde erhaben und vortrefflich seyn, wenn man ihm eine marmorirte Gypsdekke gegeben hätte; nun aber hat man es mit Rosetten überstreut, und es sieht kleinlich aus. Die Halle des Al-

kars ist reizend. Oesers Meisterhand hat sie mit 7 Gemählden geschmückt, welche zum Theil wohlgewählte Scenen aus der Lebensgeschichte Jesu, z. B. die Heilung eines Blindgebohrnen, das Kananäische Weib, die Samariterinn, darstellen. Letztere ist eine entzückend schöne Figur. Gestützt auf ihren Krug steht sie in der Stellung einer Nachdenkenden da, mit den schönen Augen aufblickend. Man kann nicht davon wegkommen. Das Hauptstück im Hintergrunde über dem Altar ist leider eine Himmelfahrt. Als Kunstwerk kann man es nicht unbewundert lassen; es ist in der That etwas Großes und (wenn man so sagen darf) Göttliches in der Figur Jesu; man sieht ihn auf den Wolken langsam emporschweben. Allein wenn man daran denkt, wo dieses Gemählde hängt, und was es da, wo es hängt, seyn soll, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß es eben darum, weil es so schön ist, dem Aberglauben des großen Haufens stärkende Nahrung geben müsse. Wie fest muß bei dem Anblikke eines solchen Gemäldes in dem Ungebildeten und Gedankenlosen der Glaube werden, daß Jesus wirklich körperlich gen Himmel gefahren sei, und auf diesem Wege wird man doch nicht Verehrung des großen Menschenlehrers

bewirken wollen? Ueberhaupt muß man leider oft die Bemerkung machen, daß selbst große Künstler in der Wahl der Süjets, besonders wenn sie aus der biblischen Geschichte hergenommen werden sollen, äusserst unglücklich sind. Oft ist Künstler-Eitelkeit, oft auch Eigensinn schuld, zuweilen auch das Vorurtheil des Ansehens. Dieser oder jener große Mahler hat eine Himmelfahrt, eine Wundergeschichte, oder die Taufe Jesu dargestellt; diese Darstellung ist berühmt geworden; das ist Grund genug, denselben Gegenstand zu bearbeiten. Und dann entschließen sich wohl noch dazu große Künstler, nachdem sie einmahl so unglücklich gewählt haben, auch zu den durch das Alter geheiligten, übrigens aber doch sehr elenden Behelfen der Kunst, dergleichen z. B. die sogenannten Kopfscheine und die Engel sind, ihre Zuflucht zu nehmen, um dadurch ihren Darstellungen Feierlichkeit zu geben, und das Wundervolle einer dargestellten Handlung anzudeuten. Wie man sich noch immer von diesen Dingen irgend einige Wirkung, auf gebildete Menschen wenigstens, versprechen kann, wäre kaum zu begreifen, wenn man den großen Einfluß des Vorurtheils, und die Kraft des Hergebrachten auf die Gemüther der Menschen nicht auch hierbei bedächte

dächte. Denn sonst ist es einleuchtend, daß sie eben so wenig zur Darstellung einer Handlung gehören, eben so wenig wirken können, als etwa die Schnörkel, welche die Alltagslehrer in der Schreibekunst um die Anfangsbuchstaben zu machen pflegen. Und doch werden diese Schnörkel von manchen gepriesenen Mahlern nicht selten mit einer so widersinnigen und geschmacklosen Ueppigkeit angebracht, daß man bei vielen Gemählden der Art die eigentliche Hauptfigur eben so mühsam aus dem Troß der Engel hervorsuchen muß, als bei manchen Vorschriften die großen Buchstaben aus der Wolke von Schnörkeln, in welche der Schreibmeister aus toller Eitelkeit sie eingehüllt hat. Wenn es einmahl dem Mahler nicht möglich ist, die Grenzen seiner Kunst so weit hinauszurükken, daß er Handlungen als Wunder darzustellen im Stande wäre; so ist nicht zu begreifen, wie eine Schaar von Engeln mit der Handlung in irgend eine Beziehung gebracht werden könnte, oder wie diese Bilder den denkenden Betrachter glücklich auf das Göttliche, Wunderbare und Große in der Handlung hinleiten können. Man sollte denken, bei einem Menschen von richtigen und gesunden Gefühl müßten sie nur den sanften Eindruck und das

hohe

hohe Interesse schwächen, welches der Ausdruck in den Gesichtern der Umstehenden, die Rührung, die Verwunderung, das Erstaunen, welches aus ihrer aller Blikken hervorleuchtet, in ihm hervorgebracht hatte. — Man kann sich, wenn man vor dem Gemählde steht, welches die nachdenkende und lernbegierige Samariterinn so trefflich darstellt, des Gedankens kaum erwehren, daß die Christen, welche diesen prunkvollen Tempel bauten, in ihren Begriffen von Gottesverehrung noch nicht viel weiter sind, als die Samariterinn war, und daß sie bei weit mehr Dünkel, als diese zu erkennen giebt, einer so guten und eindringenden Belehrung, wie sie erhielt, sehr bedürfen. Desto trauriger muß man werden, wenn man an die Evangelisten denkt, welche in dieser Kirche von der prächtigen marmornen Kanzel herab sonntäglich zu dem Volke reden. Sie haben wenig oder gar nichts von dem Text begriffen, worüber Jesus der Samariterinn eine so schöne Rede hielt!

Der treffliche Rosenmüller und der einsichtsvolle Nachfolger des berühmten Zollikofers, Wedag, erscheinen nicht in dieser prachtvollen Kirche. Jenen hörte ich in der Thomaskirche predigen, nachdem ich eine langweilige Kirchenmusik und ei-

nen noch langweiligeren Kirchengesang, der volle anderthalb Stunden dauerte, glücklich überstanden hatte. In dem einen Liede entdeckte ich zu meiner Verwunderung rein demokratische Grundsätze, und es war doch kein Lied aus der Freiheits-Periode. Dennoch hieß es darin von Gott: „in seinem ganzen Königreich ist alles recht und alles gleich.“ Wie würden die Neufranken den ehrlichen Philipp Nikolai ehren, wenn sie dieß Lied von ihm kennten; er erhielte gewiß durch ein Dekret die Ehre des Pantheons.

Ich war in dem Beygangschen Lesekabinet; eine treffliche Anstalt, besonders für Fremde. Nur Schade, daß es kein eigentliches Sprachzimmer giebt. Zwar ist etwas ähnliches vorhanden, denn ausser den 3 Zimmern, welche die Bibliothek und die Journale enthalten, ist noch ein viertes den eigentlichen Kunstsachen, besonders schönen Kupferstichen, gewidmet, aber hieher verirrt sich selten einer der Ankommenden, weil es nicht Sitte ist. Dennoch ist dieß vierte Zimmer das interessanteste, weil Sprechfreiheit darin herrscht, und man herrliche Sachen sieht. — In den Lesezimmern sucht man kein Deutsches, Französisches und Englisches Journal von einiger Bedeutung ver-

vergebens; sogar die, welche für Kinder bestimmt sind, fehlen nicht. Zeitungen sind in Menge da: man kann sich auf Englisch, Deutsch und Französisch etwas vorlügen lassen, und vermag nicht, zu entscheiden, ob man von dem Deutschen oder von dem Franzosen ärger belogen worden sei. Man zeigte mir hier einen Franzosen, der in 40 Jahren seines Aufenthaltes in Leipzig noch nicht Deutsch gelernt hat; ein merkwürdiger Eigensinn, der aber nicht selten bei dieser Nation gefunden wird, die es doch sehr übel nimmt, wenn der Deutsche nicht Französisch zu sprechen weiß. — Ein Fremder, der 8 Tage das Institut benutzen will, zahlt einen Gulden.

Die hiesige Freischule ist sehr berühmt. Es mag wohl keine so splendide Freischule in Deutschland weiter geben. Sie hat an Hrn. Plato einen sehr artigen und geschickten Vorsteher. Wir hörten einen jungen, lebhaften und feinen Mann über die Pflichten der Herrschaften gegen die Dienstboten, und dieser gegen die Herrschaft unterrichten. Eine Erzählung aus dem trefflichen Sächsischen Kinderfreunde, (der weit zweckmäßiger für Stadtkinder ist, als der Rochowsche, den man billig in Stadtschulen nicht gebrauchen sollte) lag

der Katechisation zum Grunde. Ich merkte bald, daß man auch hier von der in Schulen so allgemeinen Schwachheit nicht frei ist, den Fremden nur die Parade-Schüler vorzuführen, und die Schlechten im Hintergrunde zu lassen. Der viele Besuch von Fremden hat jene Parade-Schüler, und vorzüglich die Schülerinnen eitel und arrogant gemacht. Das scheinen aber die Lehrer nicht zu bemerken; auch das nicht, daß sie die Gedächtnißkraft ihrer Schüler mehr üben, als die Denkkraft. Dennoch beweisen dieß die Antworten der Kinder jedem unbefangenen Fremden, denn diese Kinder sprechen eine ganz bestimmte philosophische Sprache. So läßt sie auch Herr Dolz, einer der Lehrer dieser Anstalt, in seinen gedruckten Katechisationen sprechen, und muthet dem Publikum zu, ihm zu glauben, daß Kinder, die nicht abgerichtet sind, so sprechen könnten. Das Vermächtniß eines braven Predigers, Nahmens Thalemann, der zuerst das hohe Bedürfniß einer zweckmäßig eingerichteten Freischule durch eindringende Vorträge über diesen Gegenstand in Anregung brachte, ist der Fond dieser nun 4 Jahr bestehenden Anstalt. Er betrug 16000 Thaler. Rosenmüller trat in des redlichen Thalemanns Fußstapfen, und rief einem

hoch-

hochedlen Magistrat der Stadt mit sehr vernehmlicher Stimme einige starke Wahrheiten über dieses Thema von der Kanzel zu. Dieß hatte doch die gute Wirkung, daß der Hochedle seine Genehmigung zur Errichtung einer Freischule gab, und sie in seine Protection nahm. Der ansehnlichen Vermächtnisse und Schenkungen folgten bald mehrere, und da der Schulkasse jetzt auch einige beträchtliche Kollecten zufließen, so ist sie im Stande, jährlich 3000 rthlr. zur Erhaltung des Ganzen herzugeben. Von dieser Einnahme werden unter andern jährlich 100 arme Kinder gekleidet, eine Wohlthat, in welcher der Grund der frappanten Erscheinung liegt, daß man in dieser Schule meist wohlgekleidete Schüler, besonders Mädchen, sieht. Aber freilich waren auch bisher, so lange es noch an einer Bürgerschule fehlte, (nun endlich ist die Errichtung einer, man möchte sagen ungeheuer großen, Bürgerschule im Werk, nachdem die Bürger selbst sehr dringend darauf angetragen haben,) viele keineswegs arme Kinder in dieser Schule. Sonderbar ist es, daß diese nun schon ziemlich reiche Schule nur 4 ordentliche Lehrer hat, und 26 ausserordentliche, welche zur Uebung entweder ganz unentgeldlich, oder doch für ein

sehr mäßiges Honorar arbeiten. Unter diesen Umständen wäre es denn freilich unerhört, wenn diese Schule nicht ungleich mehr leistete, als alle andere der Art. Sie würde noch mehr leisten, als sie wirklich leistet, wenn man sie weniger ein pädagogisches Treibhaus seyn ließe, und den Schulplan so einschränkte, wie es für eine solche Schule zweckmäßig wäre. Noch sind darin viele unnöthige Auswüchse; ein Fehler, der sehr bedeutend ist, und den diese Schule mit sehr vielen ihres gleichen gemein hat. Dahin wäre unter andern zu rechnen: das Deklamiren von Oden, welche den Kindern doch nimmermehr ganz verständlich werden können. Es ist ja vollkommen genug, wenn Kinder der Art gut lesen können. Dafür möchte man wünschen, daß die Lehrer mehr Mühe und Aufmerksamkeit auf Abschaffung des unangenehmen Dialekts verwendeten, besonders des entsetzlichen Singens beim Sprechen. Unter andern sagen die Kinder beständig m i r statt w i r, und die Lehrer sagen's auch. Das Degradiren und allein stehen oder sitzen ist hier die empfindlichste Strafe. Bei dem Degradiren strafen sich im Grunde die Lehrer selbst, denn die Kinder kommen zurück, und man muß nun mit ihnen wiederholen.

Bei einem zweiten Besuch dieser Schule fiel mir die Ueppigkeit des Lectionsplans noch mehr auf, als bei dem ersten. Die Mädchen gaben einander selbst die Exempel auf (an sich eine sehr gute Einrichtung); aber die Aufgaben waren offenbar auswendig gelernt, und so ungeheuer, daß man in einem Wechsel-Comtoir rechnen zu hören glaubte. Es war immer von Kapital, Zinsen und Procenten die Rede, kein einziges Haushaltungs-Exempel kam zum Vorschein, und mit dem Vorrechnen wollte es nicht recht fort. Dagegen waren die deutschen Aufsätze äusserst zweckmäßig. In der Schreibklasse gefiel es mir schon weniger, die Vorschriften waren im höchsten Grade beschmutzt, und auch nicht ganz orthographisch geschrieben. Ein Lehrer hatte hier gegen 50 Schüler zu übersehn; das ist doch offenbar zu viel verlangt, und zeigt zu wenig Sorgfalt für ein solches Hauptstück des Unterrichts. Uebrigens werden die Kinder meist sehr liebreich behandelt, und die Disciplin ist ganz vortrefflich. Aber wie erstaunte ich, als ich in eine Classe geführt ward, in der die mathematische Geographie vorgetragen wurde! Ich hätte beinahe gefragt: ob ich denn noch in der Freischule wäre? Es

wur-

wurde viel von den Meridianen, von Länge und Breite der Oerter und dgl. gesprochen, und es war den Kindern die lange Weile deutlich anzusehen. Hernach kam physikalischer Unterricht, und abermahls gar zu tief geschöpft. Barometer, Hygrometer, Dichtigkeit und Schwere der Luft wurden abgehandelt, als ob es in einem akademischen Auditorio geschähe. Das ist denn doch gewiß unzweckmäßig in einer Freischule! Der 10te Band des Schulfreundes von Zerenner enthält den ganzen Lectionsplan.

Ich habe auch den berühmten Johanniskirchhof besucht. Hier ist der Stolz der Leipziger Kaufleute vorzüglich sichtbar, und zwar an den prunkvollen Grabmählern, langen Inschriften, kostbaren Gewölben, und kostspieligen, aber höchstgeschmacklosen Spielereien, die überall angebracht sind. Kaum entdeckt man unter der unzählbaren Menge von Grabmählern nach stundenlangem Suchen Ein geschmackvolles Grabmahl, selbst bei der nachsichtigsten Beurtheilung. Aber überall erblickt man orthographische und grammatikalische Fehler, in Erz und Stein eingegraben; überall redende Beweise des Aberglaubens, der Frömmelei, der Eitelkeit und des Stolzes.

Das Museum des Doctor Ludwig verdient besucht zu werden; der Mann ist belehrend und gefällig. Das Bild eines Leipziger Schuhmachers, der vermuthlich noch lebt, fiel mir auf. Sein ganzer Körper ist mit großen Warzen bedeckt, deren eine wie ein Sack an der Brust herabhängt.

Die nahen Environs von Leipzig sind ganz allerliebst, man wandelt beständig in einem vollkommenen Englischen Garten, und hat hie und da reizende Ansichten. Hier herrscht wahrer Geschmack, und der Kostenaufwand ist sehr zweckmäßig, da so viele Menschen dadurch in Nahrung gesetzt, so viele erfreut werden.

Das Taubstummen-Institut der Wittwe Heinicke gehört zu den merkwürdigen Anstalten Leipzigs. Es ist in der Vorstadt, und wird leider wenig unterstützt. Sie hält einen Lehrer. Das bleiche und sorgenvolle Gesicht des jetzigen scheint zu verkündigen, daß sein wohlthätiges Geschäft eins der sauersten und freudenlosesten sei. Es waren 6 Knaben und 1 Mädchen da. Zwei Knaben fingen an, laut zu lesen; aber ohne in's Buch gesehen zu haben, verstand man sie nicht. Dennoch war der eine schon 3, der andere gar 6 Jahre in der Anstalt. Sehr gern hörte ich,

daß

daß diese 7 Zöglinge von dem Kuhrfürsten hieher geschickt worden wären, und daß er für sie bezahle. Aber für jeden nur 100 Thaler jährlich! Der Unterricht scheint sehr zweckmäßig zu seyn. Die, welche schreiben können, setzen auf, was sie den Tag über ihnen auffallendes gesehen und erfahren haben. Dann giebt ihnen der Lehrer einen kleinen Aufsatz, z. B. über die Naturgeschichte; diesen müssen sie sorgfältig durchlesen. Auf der gegenüberstehenden Seite ist er in Fragen aufgelöst, und diese müssen sie nun beantworten, ohne dabei jenen Aufsatz zu Hülfe zu nehmen. Der eine hatte viel Anlage zum Zeichnen, und wird daher wohl eine Mahlerstelle bei der Meißner Porcellanfabrik erhalten. Einer schien imbecil zu seyn. Auffallend ist es, daß die hörenden Stummen gewöhnlich Verstandesfehler haben. Man wird in einem solchen Institute sehr traurig, denn man hört schreckliche schneidende Töne. Daher ist der Lehrer allerdings in einer beschwerlichen Lage.

Die Universitätsbibliothek hat viele alte litterarische Schätze. Von neuen erhält sie jährlich nur für 100 Thaler. Es fehlt dem Saal an Licht, und also eigentlich an allem. In einem schönen hellen Saale, demselben, in welchem

Gellert dem jetztregierenden Kuhrfürsten vom Katheder herab Vorlesungen über die Moral hielt, steht eine Büchersammlung, welche ein Beitrag zur Geschichte menschlicher Bizarrerie ist. Sie heißt die Böhmische, weil sie einem Doctor Böhme gehörte, der den merkwürdigen Eigensinn hatte, seine 6000 Bücher nach den Bänden zu ordnen. Man hat so viel Ehrfurcht für diesen Eigensinn des sel. Mannes, und ist so sehr darauf bedacht, ihn mit allen seinen Eigenheiten zu verewigen, daß man die sonst brauchbare Sammlung in dieser verkehrten Ordnung stehen läßt, wodurch sie völlig unbrauchbar wird. Es frappirt, hier unter einer langen Reihe von Gemählden berühmter Leipziger Gelehrten auch das einer Dame zu finden; es ist die Madame Gottsched, der diese Ehre wiederfahren ist. Böhmens Porträt, von Graff gemahlt, ist ein treffliches Stück.

Auf der Reise nach Dresden kommt man durch das berühmte Vaterdorf der beliebten Borsdorfer Aepfel. Wem der Magen sein Gott ist, der wird sich in Borsdorf sehr wohl befinden, wenn er besonders um die Mittagsstunde dahin kommt; denn hier präsentirt man ihm alle mögliche Arten von Backwerk, und die besten Braten

aller

aller Art, nebst gutem Wein. Die Reisenden pflegen daher auch etwa um 10 oder 11 Uhr von Leipzig abzureisen, um hier ihrem Magen ein Fest zu bereiten. In der Meßzeit ist hier das Gewühl von Menschen mit gesegnetem Appetit sehr interessant anzuschauen.

Der Weg geht hernach durch Wurzen, ein Städtchen, das in der Geschichte sich einen Nahmen gemacht hat. Eine Fehde, die im J. 1555. zwischen Hans von Carlowitz, Erben des damahls gestorbenen Bischofs von Meissen, und seinem Nachfolger Hans von Haugwitz über die Erbschaft entstand, und die als eine der letzten Fehden in Deutschland merkwürdig ist, wurde von unseren ehemaligen Vorfahren in ihrer Kraftsprache der Saukrieg genannt, weil obgenannter Hans vorzüglich mit den Säuen und Schafen des Bischofs Krieg führte. Er machte in diesem nicht sehr blutigen Kriege auch einen zweimahligen Angriff auf das Städtchen Wurzen, und trieb bei der Gelegenheit den Bürgern gegen 700 Schweine weg, welche er wahrscheinlich für bischöfliche Schweine hielt. Der arme Bischof zog den kürzeren bei dieser Fehde, und mußte nicht nur auf Kuhrfürst Augusts Befehl den erlittenen Verlust von 30,000

Gul-

Gulden tragen, sondern auch dem Hans von Carlowitz noch 4000 Gulden bezahlen.

Dresden.

Der Brühlische Garten nahe an der schönen Elbbrücke, und also schon wegen der Aussicht auf das bunte Gewühl dieser Brükke äusserst interessant, verdient nicht als Garten besucht zu werden, denn er besteht nur aus einigen, nach Dresdener Art, stark beschnittenen Hekken und schnurgeraden Gängen, welche das lange Gebäude umschließen, das die Dubletten und Kopien der großen Gemähldegallerie enthält, und ehemals die überaus kostbare Gemähldesammlung des Grafen Brühl enthielt, welche die Kaiserinn von Rußland für 180,000 Thaler kaufte, aber nie bekam, weil ein Sturm sie in den Fluthen der Ostsee begrub. Garten und Haus hat der jetzige Kuhrfürst den Brühlischen Erben abgekauft, und dem Grafen Markolini geschenkt. Auffallend ist es, daß man die Trümmern in diesem Garten, welche ein so laut sprechendes Denkmahl der Rache des großen Friedrichs sind, immer noch unberührt liegen läßt,

und

und es scheint, man wolle diese Rache verewigen, und ihn eben dadurch noch in der Rachsucht übertreffen. Der Anblick dieses Gartens, dieser Trümmern, und des Pallastes giebt in so mancher Rücksicht zu sehr interessanten Betrachtungen Veranlassung; man mag an den denken, der die größte Zierde dieses Gartens so gewaltsam zerstörte, oder an den, der aus grenzenlosem Stolze und ausschweifender Prachtliebe hier einen Wall aufthürmte, der dem heftigen Strom der Elbe unerschütterliche Schranken setzt; oder endlich an den, der jetzt diese prachtvollen Ueberbleibsel ehemaliger Herrlichkeit besitzt, und seinem berühmten Vorgänger so ähnlich und so unähnlich ist.

Auf der Friedrichsstadt ist eine Erwerbschule. Ueber dem Eingange steht die Ueberschrift: Zeit belohnt den Fleiß. Das Schulgebäude ist geräumig und schön. Daneben ist ein großer Saal, worin einige 80 Kinder unter der Aufsicht einer Frau Wolle spinnen. Die Kinder werden hier vom Morgen um 7 Uhr bis 6 Uhr Abends beschäftigt, und bekommen des Mittags etwas Brot. Alle Woche wird aufgeschrieben, was ein jedes gearbeitet hat, und am Ende des Vierteljahres wird das Erworbene unter sie ausgetheilt.

theilt. Die Kinder sahen gesund und heiter aus. Täglich werden sie 4 Stunden unterrichtet. Das Haus liegt auf einem schönen freien Platze; aber die heitere gesunde Luft kam ihnen in dem sorgfältig verschlossenen Spinnsaale leider nicht zu statten.

Die Bildergallerie. Der Herr Inspektor war ein wahrer Guckkasten-Mann, der seine Lection herleierte, und manchmahl gar possierliche Aufwallungen von Kunstgefühl affektirte, welches aber mehr mit seinem Magen, als mit seiner Seele in Beziehung zu stehen schien, denn gewöhnlich äusserte er es bei Hasen und Gänsen, welche sehr gut getroffen waren. Eine pläsante Mahlerei, war sein Lieblingsausdruck. Sein Gedächtniß schien ihm sehr treu zu seyn, aber dafür hatte er durchaus keinen Sinn, daß man wohl vor einem Rembrand oder Correggio 5 Minuten verweilen könne. Er schien sich nur nach dem Zeitpunkte zu sehnen, wo er sagen konnte: da haben sie die ganze Beschreibung für —. Vor 7 Jahren wurden 3 der schönsten Stükke Nachts im Angesicht der Wache gestohlen, indem der Dieb eine der großen Scheiben ausnahm. Tausend Dukaten Belohnung für den Entdekker bewogen den

Dieb, sie wieder hinzuhängen, und einen Ort zu bezeichnen, wo er die Belohnung finden wolle. So ward er entdeckt. Es ist traurig, daß Fremde, die nicht etwa besonders den Oberaufsehern der Gemähldegallerie empfohlen sind, so schlecht bedient werden. Da sollte man junge Maler anstellen, welche die Gallerie studiert haben, und für die das eine eben so heilsame als interessante Repetition seyn müßte, Fremde herumzuführen, und sie auf die merkwürdigsten Stükke und deren einzelne Schönheiten aufmerksam zu machen.

Die Rüstkammer und das grüne Gewölbe. Das erste zu sehen, ist Geistes- und Leibesstrapaze, denn mehr als 12 Zimmer, welche man durchlaufen muß, sind durchaus nur mit den, größtentheils abscheulichen, Denkmälern der tollen Prachtliebe der Auguste angefüllt, mit den Abbildungen der Pferde, welche sie von, ich weiß nicht welchem, Tartar-Chan erhielten, und denen, welche sie selbst aus der Türkei kommen ließen, um den Türkischen Gesandten nach Würden damit in Warschau zu empfangen; oder mit den alten Kleidern, welche die Geschmacklosigkeit und Hoffarth voriger Zeiten den Menschen anlegte, und die sie oft schwerer noch drükken mußten, als die Abgaben,

ben, die sie ihrem gnädigsten Landesherrn entrichteten, damit er die Vorder- und Hintertheile seiner Pferde mit Edelgesteinen schmükken, und Tourniere anstellen konnte. Gewiß war damahls Deutschlands Schicksal eben so hart, als jezt das Schicksal Englands ist, indem die Großen und Reichen ihre Prachtpferde mit dem Mark des Landes fütterten, indeß ihre Diener und Mitbürger Mangel an Brot litten, wie heut zu Tage der übermüthige Engländer seine Fuchshunde mit dem Brote füttert, womit eine ganze Stadt sich nähren könnte. Will man sich überzeugen, daß es mit der so gerühmten Einfalt der vorigen Zeiten nichts ist, so gehe man in die Dresdner Rüstkammer, und sehe, was da Stolz und Prachtliebe der Fürsten aufgehäuft haben. Und sollte wohl in jenen Zeiten das Beispiel der Fürsten und Großen von den Kleineren unnachgeahmt geblieben seyn? Die großen Haarbeutel und die steifen hochgethürmten Frisuren der Herren, welche kuhrfürstliche Bedienungen bekleiden; der stolze Gang, die kunterbunten Livreen; alles dieß und noch so manches andere, was nicht weniger verkehrt ist, entsteht noch jezt aus blinder Nachahmung des Hofgeschmakkes. Es ist ein eben so lächerlicher als empörender An-

blick, einen armseligen Visitator; in verschossenen und durchlöcherten Kleidern, einem großen Haarbeutel und seidenen Strümpfen zu sehen. — „Hier sehen Sie die 4 Elemente, welche Sr. königl. Hoheit bei einer Schlittenfahrt vorgestellt haben. Da haben sie Feuer und Wasser, Luft und Erde sind oben auf dem Boden. Wir hatten schon an Feuer und Wasser, 2 ungestalteten Menschenfiguren genug, wovon die eine mit einem feuerfarbenen, obendrein noch mit dicken Flammen bemahlten, langen Kleide, die andere mit einem weißen Kleide, welches voller Fische, Muscheln, Frösche und Schnekken hing, angethan war. O tempora, o mores! Ein andermahl hatten Sr. Königl. Hoheiten die Sonne vorzustellen geruhet, und zwar zu Pferde. Da hatten sie denn die Vorder- und Hintertheile des glücklichen Thieres, welches sie zu tragen die Ehre hatte, mit lauter kleinen Sonnen von edlen Steinen decoriren lassen. — Nun bin ich völlig mit den Sachsen wegen der sorgsamen Aufbewahrung der Trümmern, welche, Friedrichs Rache aufthürmte, ausgesöhnt, da ich mich überzeugt habe, daß dabei nichts anderes, als die unverbrüchlichste Partheilosigkeit und historische Treue zum Grunde liegt. Denn sind sie nicht eben so

sorgsam, die Denkmäler der geschmacklosen Pracht-
liebe und Vergnügungssucht ihrer eigenen Fürsten
zu erhalten, als die Denkmäler der Rachsucht ei-
nes fremden Fürsten? Man wird mit seiner Zeit
recht sehr zufrieden, wenn man einen Blick in diese
große Raritätenkammer gethan hat, und man muß
es in eben dem Grade mehr werden, in welchem
man die Ehre hat, dem Hofe näher zu seyn. Ein
Kammerherr oder eine Hofdame unserer Zeit, dächt'
ich, müßten über ihre Glückseligkeit laut jauchzen,
wenn sie hieher kämen, und sähen, was ihre gro-
ßen Vorfahren getragen und geduldet haben. Oder
würden sie sie vielleicht, voll des edelsten Dienst-
eifers, beneiden, daß sie nicht mehr gewürdigt wer-
den, für ihre Fürsten und Herren so viel zu tra-
gen, und so viel Schweiß ihres Angesichts zu ver-
gießen? Ich bin nicht bekannt genug mit der Sin-
nesart unserer heutigen Hofschranzen, um diese Fra-
ge richtig zu beantworten. Man erstaunt über die
sinnreichen Unterhaltungs- und Vergnügungsmittel
der Sächsischen Fürsten, wenn man in das Serail
von wächsernen Damen tritt, welches wahrschein-
lich einmahl einer unter ihnen zum Vergnügen
seines eigenen Serails machen ließ. Die schönen
Dirnen sahen jetzt um so schöner aus, da der

Zahn der Zeit sie bewogen hatte, ihre Häupter schmachtend auf die Seite zu legen. Will man sich überzeugen, was es sagen wolle, eine Krone tragen, so trete man dort vor die Figur hin, welche August II in seinem Krönungsschmukke vorstellt. Schwerlich wird man die Krone, welche sein Haupt ziert, länger als eine Minute tragen mögen, wenn man anders nicht gewohnt ist, Kronen oder Hörner zu tragen.

In den ersten Zimmern der wohlgefüllten Rüstkammer hat man Stoff genug zu Betrachtungen über den Scharfsinn, mit welchem die Menschen seit Jahrhunderten an der Vervollkommnung der Instrumente arbeiteten, womit sie sich so emsig einander morden. Man mußte sich sonst mehr Zeit nehmen, um einen Menschen todt zu schießen, als jezt, aber man übereilte sich auch damit nicht, denn Tage lang dauerten ja die Schlachten, in welchen 20 bis 30000 Menschen fielen. Jezt ist man in wenigen Stunden im Stande, eben so viele in Pluto's Reich zu senden. Wer sollte auch hierbei nicht mit der Zeit, in der er lebt, zufrieden werden, wenn er es bis dahin noch nicht war? Mir fiel bei dem Anblicke aller dieser großen und kleinen Donnerbüchsen eine sehr erbauliche

liche Betrachtung über die Erfindung des Schießpulvers ein, welche ich einmahl in einem alten Buche las *). „Alle Welt ist der Ehren Gottes voll, alle Winkel und Ekken der Welt seiner Güte, hieß es in diesem Buche, und über diesen Text wurde also commentirt: Eine gleiche Beschaffenheit mag man an der Menschen Sinnlichkeit spüren, in deme, was dieselben erfinden, und was ihre Hände wirken. Die Fewerrohr und das Schießpulver hat der allein weise Gott den Adamskindern vorenthalten, bis in die letzte Zeiten: ob's zum Besten oder zur Strafe geschehen, mögte jener zweifeln, der das uhralte Deutschland betrachtet, daß es kein Gold noch Silber im Gebrauch hatte, und eben deswegen keinem Mammon diente. Wann aber denen, die Gott lieben, alles zum Besten dienet, so muß das Büchsenwerk hier nicht ausgeschlossen werden. Und zwar finden wir in den alten Geschichten, daß das feindliche Heer einander gar bald in die Pfanne gehauen, und so fern erlegt, daß die Ueberwundenen gar wenig die

*) Topographia Galliae oder Beschreibung und Contrafeitung deß mächtigen Königreichs Frankreich.

Zeitung der Niederlag' können nach Haus bringen. Nun aber hören wir von dem bitteren Fechten nicht bald, daß 20000 Mann von beiden Seiten bleiben, ja ich zweifle, ob in diesem 30 jährigen lezten Krieg jemals 10000 in einem Treffen gefallen seyn. Daraus ich dann schließen wollte, diese invention werde durch Gottes Barmherzigkeit dem menschlichen Geschlecht zum Besten aufkommen, damit die Verbitterung im Kriegswesen nicht alles erschlage, sondern sich durch der einen Parthei Flucht abkühle, und die Welt nicht gleich öde werde, nachdem des Menschen Kräfte vor der Zeit abnehmen, und ihn dem frühzeitigen Tod überliefern."

Wie heut zu Tage der Künstler alle seine Kunst aufbietet, um seinen reichen und üppigen Mitbürgern bequeme und prächtige Divans, Sophas, Stühle und Betten zu bereiten, wie er alle Schätze der Mythologie an Uhrgehäusen, Schreibspinden, Kommoden und Tischen, an Tapeten, Schüsseln und Tellern verschwendet; so verschwendete er sie ehemals an den Mordwerkzeugen, welche der handfeste Ritter an seinem Geburts- oder Namenstage aus den Händen seiner holden Gebieterinn empfing, die ihm nichts angenehmeres zu geben wußte. —

Die-

Diejenigen unter unseren heutigen Damen, welche ihren hohen Geist mit der, für lose Speise ausgeschrieenen, Ritter-Romanen nähren, müßten, dächt' ich, vor Freude taumeln, wenn sie hier auf einmahl in die ehrwürdige Gesellschaft von 30 mannhaften Rittern kämen, welche in langen Reihen, mit glänzenden Harnischen angethan, in dem weiten Saale aufgestellt sind, als wollten sie eben eine Lanze mit einander brechen. Denn hier könnten sie, unter der Anführung des wohlunterrichteten Aufsehers, alle die Dinge anschaulich kennen lernen, mit welchen sie so lange ihren empfänglichen Geist erfüllten, ohne zu ahnen, was es eigentlich seyn möchte. Hier müßte ein Romanenschreiber neuen Styls mit hoher Begeisterung erfüllt und himmlisch gestärkt werden, 10 neue Bände voll Ritter-Romane zu schreiben! — Einige Kasten voll Reiherfedern möchten vielleicht das Einzige seyn, was unsere Damen sich aus dem reichen Vorrath des alten Schmukkes, der hier aufbewahrt wird, ausbitten würden. Wenigstens verweilte eine der Damen aus unserer Gesellschaft am längsten und mit sichtbarem Wohlgefallen bei diesen Kasten. — Das Schwert, mit welchem der Kanzler **Krell** hingerichtet wurde, giebt zu sehr ernsthaften, wenig

nig erbaulichen Betrachtungen über den Geist der Zeit, in welcher er Märtirer seiner religiösen Ueberzeugung ward, reichen Stoff, und führt zu der niederschlagenden Bemerkung hin, daß die intoleranten Grundsätze, welche jenem edlen Manne das Leben raubten, auch jetzt noch, wenn gleich mit einigen mildernden Modifikationen eine gewisse Regierung beleben, und manche verwerfliche Einrichtungen hervorbringen. — Sonderbar ist's, daß unsere Vorfahren überall die Religion, oder doch wenigstens die Religionsgeschichte einzuweben und anzubringen suchten. Eine Pistole des Kuhrfürsten Moritz, deren Griff mit Elfenbein belegt ist, stellt die vorzüglichsten Geschichten des Alten Testaments dar. — Eine sehr große Menge politischer Reliquien kann man hier sehen, bei deren Anblick man nur durch große Umwege, und mit Hülfe einer guten Einbildungskraft dahin kommen kann, ihnen dadurch Ehrfurcht zu erweisen, daß man länger als einen Augenblick bei ihnen verweilt, man müßte denn von der Ehrfurcht angesteckt werden, mit welcher der Aufseher sie hervorholt und vorzeigt; z. B. die Garteninstrumente Augusts II., der gern im Garten arbeitete; der Harnisch Kuhrfürst Christian II.; die Rüstung, welche Johann Friedrich in

der

der Schlacht bei Mühlberg trug; die Scherpe und der Hut Peters I. und Karls XII. — Man hat eine große Freude, wenn es heißt: jetzt sind wir in dem letzten Zimmer, und man kann von Glück sagen, wenn der langsame Führer in vollen 2 Stunden seine langweilige, mit vielen Jahreszahlen, Königl. Hoheiten u. dgl. verbrämte Lection aufgesagt hat.

Nun ging's in's grüne Gewölbe, welches in 8 Zimmern einen unermeßlichen Schatz aufbewahrt. Im ersten Zimmer sieht man einige sehr schöne Arbeiten in Bronze: die Statüe Augusts II. zu Pferde im Modell, und zwar doppelt: auf dem Fußgestell, welches sie wirklich hat, und auf einem ungleich prächtigeren, welches sie haben sollte. Das Pferd steht auf den Hinterfüßen hoch empor, als ob es einen Sprung thun wollte. Das übrige sind Büsten verschiedener Könige und Königinnen. Ein zweites Zimmer enthält lauter künstliche Arbeiten in Elfenbein, z. B. einen ganzen Elephantenzahn, der zu einem großen Hecht verarbeitet ist, und zugleich zum Trinkgeschirr gebraucht werden kann; eine große Menge Pokale von Elfenbein mit dem schönsten Schnitzwerk, an welchem man die schöne Anordnung der sich drängenden Figuren eben so

sehr,

sehr, als die Richtigkeit der Zeichnung jeder einzelnen, und die Sorgfalt, mit der sie geschnitten sind, bewundern muß. Auch eine Fregatte verdient Bewunderung. Sie wird vom Neptun, einer schönen, mit unglaublicher Kunst gearbeiteten, Figur getragen, und die Segel sind so fein in Elfenbein gearbeitet, daß man darauf schwören sollte, es sei nur Papier. Man würde sie aber noch schöner finden, wenn die Spielerei daran fehlte, daß die Nahmen aller sächsischen Fürsten mit großen Buchstaben an den Schiffswänden eingegraben sind. — Auch die Opferung Isaaks ist schön. Abraham, ein altes ehrwürdiges Gesicht, den Blick gen Himmel gerichtet, den gezückten Dolch in der Rechten, wird von einem Engel gehindert, seinen Vorsatz auszuführen. Dieses Stück ist 2½ Fuß hoch, und aus Einem Stükke gearbeitet. — Ein 3tes Zimmer, dessen Wände mit großen Spiegeln belegt sind, hat durchaus nichts, wobei man auch nur einen Augenblick verweilen möchte, denn es enthält die Argenterie, pyramidenförmig aufgestellt. Eben so wenig unterhält das 4te Zimmer, welches allerlei goldene Gefäße und verschiedene Uhren, auch mancherlei Spielereien einschließt, welche gar lustig anzuschauen sind, besonders wenn

man

man einen so witzigen Cicerone hat, als wir hatten. Man könnte ein Kind getrost auf 2 Stunden in dieses Zimmer einschließen, es würde reichlich zu spielen finden. Dieß ist noch mehr der Fall im 5ten und 6ten Zimmer, welches freilich nicht weniger kostbares Spielzeug enthält, und viel sogenannte Kabinetsstükke, d. h. solche Dinge, welche nur dadurch einen gewissen Werth erhalten, daß man ihnen die Ehre erweist, sie in einem fürstlichen Kabinette aufzustellen. Ein Jouwelirer würde jedoch hier recht viel Unterhaltung finden, und allenfalls ein Mineraloge, denn der geschnittenen und geschliffenen Edelgesteine aller Art giebt es da eine ungeheure Menge, schön gefaßt in Gold und Silber, und auf allerlei Manier zusammengesetzt. Man treibt sich unter lauter Karniolen, Amethysten, Porphyren, Achaten, Chalcedonen, und wie alle die prächtigen und berühmten Nahmen heißen, umher, und staunt das alles so herzlich an, daß man im Heraustreten schon nicht mehr weiß, was man gesehen hat; man müßte denn auf den guten Einfall gekommen seyn, in einer Fenster-Niche zu verweilen, welche einige vortreffliche Emaille-Gemählde, und darunter eins von einer seltenen Größe enthält; oder bei einer großen Tischplatte von Mosaike,

Staatliche Bibliothek
Regensburg

saike, welche vortrefflich gearbeitet, und mit Lapis Lazuli eingefaßt ist; ein Geschenk des Großherzogs von Toskana. — Eine ziemlich grose Tafel im 6ten Zimmer stellt die Feier des Geburtsfestes des großen Moguls dar; ein Stück, welches zwar beim ersten Anblick nicht sonderlich in die Augen fällt, sondern wegen der Kleinheit und Buntschäckigkeit der sich drängenden Figuren beinahe eben so aussieht, wie eine bleierne Jagd, womit die Kinder zu spielen pflegen. Aber bei näherer Betrachtung muß man doch über die Geduld und Mühsamkeit des Künstlers erstaunen, welcher 10 Jahr und 8 Monate an diesem Stücke arbeitete, und sich's nicht verdrießen ließ, den Hofleuten, Soldaten, Ministern, Elephanten und Bedienten, welche den Thron des Moguls umgeben, ihre eigenthümliche Farbe und Anzug in emaillirtem Silber zu geben. Es ist der berühmte Joh. Melch. Dinglinger. In einem dieser Zimmer hat man auch 2 Perlenschnüre neben einander gehängt, wovon die eine aus orientalischen, die andere aus sächsischen Perlen besteht, um Kenner entscheiden zu lassen, welches die orientalischen sind. Diejenige Schnur, welche von den Meisten für die orientalische erklärt wird, giebt man dann mit großem

Tri-

Triumph für die Sächsischen aus. — Im 2ten Zimmer verweilt man gern bei einer neuen sehr soliden Zierde, welche es durch ein eben so kostbares, als geschmackvolles Kamin erhalten hat, an dem man alle die kostbaren Produkte des Mineralreichs, welche Sachsen enthält, in einer überaus schönen Anordnung und Zusammenstellung mit einem Blikke übersieht, indem sie hier zu einem vortrefflichen Ganzen verbunden sind. Die Wände und Einfassungen sind von Marmor; ein Kranz von Meißnischem Porzellan macht die Einfassung der Kaminhöhle aus; in den Ekken sind schöne Basreliefs von Biscuit angebracht. Die pyramidalische Spitze des Kamins ist mit den schönsten Dendriten und andern kostbaren Steinen ausgelegt. — In den letzten Zimmern muß man sich in Geduld fassen, denn wenn auch eine ganze Gesellschaft (welches aber wohl schwerlich jemahls der Fall seyn dürfte, wenn sie auch nur aus 6 besteht; zahlreicher darf sie nie seyn, weil man sie sonst nicht genug beobachten kann) darin überein kommen sollte, daß sie die mit allen Ordenszeichen Europens, mit Brilliant-Garnituren, Degen, geweihten Hüten, Harlekins aus Perlen (bei welchen besonders bemerkt zu werden verdient, daß der Harlekinische Körper aus

einer einzigen Perle besteht, so wie hinwiederum die Lenden einer andern Figur aus einer einzigen Perle bestehen) Stockknöpfen, Ohrgehängen, Agraffen (alles dicht mit Brillianten und Diamanten besetzt) angefüllten Schränke nicht sehen wollte; so würde sie sich doch dazu entschließen müssen, weil man dieß einmahl für die wichtigsten und sehenswerthesten Stükke des Kabinets hält, und es sehr übel nehmen würde, wenn man sie nicht sehen wollte. Und dennoch sind diese Sachen im eigentlichsten Verstande so glänzend schön, daß man sie nicht ansehen kann, und sich also genöthigt sieht, sie anzugaffen, und die Rolle eines Kindes zu spielen, dem der Vater das glänzende Uhrwerk in seiner Taschenuhr zeigt, um es stille zu machen. Besonders kommt man in Verlegenheit, wenn man sein Gesicht bei Erblikkung des größten Onix, den es auf der Erde giebt, oder richtiger gesprochen: der das Glück gehabt hat, in Menschenhände zu gerathen, in ein eben so großes Erstaunen verziehen soll, als der Vorzeiger es thut; oder wie man es machen soll, an die Bewunderung hinanzureichen, mit der selbst der Aufseher, so sehr er auch an diesen herzerhebenden Anblick gewöhnt ist, einen Granaten hervorholt, welcher ebenfalls in

An-

Ansehung der Größe und Schönheit einzig seyn soll; oder endlich, was man sagen, oder wie man die Augen verdrehen soll, wenn nun die beiden großen Topasen vorgezeigt werden, von welchen man mit großer Ensthaftigkeit versichert, daß sie auf 60000 Thaler geschätzt würden. Man kann sich, indem man allen diesen Herrlichkeiten, und zuletzt auch noch dem kuhrfürstlichen Gallakleide den Rükken zukehrt, des Wunsches nicht erwehren, daß doch recht bald eine Zeit kommen möchte, in welcher die Fürsten zu der Einsicht gelangten, daß sie den Glanz ihres Thrones durch solche Schätze nur in den Augen der Thoren und Blödsinnigen unter ihren getreuen Unterthanen erhöhen könnten, und daß der höchste Glanz, den sie ihm zu verschaffen in Stande sind, nicht durch Gold und Edelgesteine, sondern allein durch weisen Gebrauch ihrer Macht und ihrer Schätze zur Unterstützung, Erweiterung und Vervielfältigung jeder gemeinnützigen Anstalt, jedes treuen und geschickten Arbeiters, jeder nützlichen Kunst hervorgebracht werde. Wie würden sich alle edle und verständige Sachsen, wie alle Edle Deutschlands freuen, wenn diese kostbaren Edelgesteine sich in wohleingerichtete Bürgerschulen und Schulmeister-Seminarien, in zweckmäßige

Arbeitshäuser für den Armen, dem es nur an Arbeit, nicht an Kraft und gutem Willen fehlt; in Prämien für geschickte Künstler und Handwerker; in Unterstützungskassen für alle die Unglücklichen verwandelten, die ohne ihre Schuld zurückgekommen sind, und ohne ein Kapital sich nicht wieder aufhelfen können, und für die Väter, welchen der Staat bei dem mühseligsten Beruf und unverbrüchlicher Berufstreue kaum so viel giebt, daß sie ihren Kindern trokkenes Brot geben, und sie unterrichten lassen können. Wie lange werden solche Wünsche noch fromme Wünsche bleiben? — Hierbei dringt sich die Bemerkung auf, daß die Reichen, welche mit oder ohne Verstand Städte und Länder durchreisen, immer nur nach solchen Sehenswürdigkeiten fragen, von welchen es nun einmahl Mode geworden ist, daß man ihnen allein diesen viel und wenig bedeutenden Namen giebt, und die man nicht ungesehen lassen darf, wenn man nicht in Gefahr kommen will, überall für einen Lügner oder für einen Dummkopf und Sonderling gehalten zu werden, so bald man versichert, in einer Stadt gewesen zu seyn, und doch diese Mode-Sehenswürdigkeiten nicht gesehen zu haben. Freilich werden da die stolzen Reichen ihr Gold leicht los;

aber

aber was haben sie dafür? Das spöttische Lächeln des Aufsehers, dessen Geldgeitz sie befriedigt haben, ohne daß er ihre Neugierde auch nur halb befriedigte, und den vielbedeutenden Vorzug, sagen zu können: ich bin auch da gewesen; allerdings ein Vorzug, wenn es einmahl für Vorzug gilt, von allem mitsprechen, oder wenigstens mitschwatzen zu können.

Das Naturalienkabinet nimmt den einen Flügel des Zwingers ein. Die gewölbten Säle sind schön, und der reiche Vorrath von Naturprodukten aus allen Reichen der Natur ist mit seltener Sorgfalt, streng systematisch, und zugleich angenehm für's Auge aufgestellt. Der erste, sehr lange amphitheatralische Saal enthält die Mineralien. Ein Eichenstamm von ungeheurem Umfange, ganz in Achat verwandelt, fällt gleich beim Eingange mit seinen Wurzeln in die Augen, und erregt Erstaunen. Bei einer reichen Sammlung von italiänischem, sächsischem und spanischem Marmor verweilt man gern, und bewundert die Natur, welche so unerschöpflich reich und schön ist, auch in ihren leblosen Produkten. Eine reiche Sammlung von Dendriten und Ruinen-Marmor reitzt noch mehr die Aufmerksamkeit. Man glaubt oft die schöne

Zeichnung eines Waldes oder einer Landschaft vor sich zu sehen. Unter den Metallen fällt vorzüglich eine Silberstufe aus dem reichen Silberbergwerke Himmelsfürst bei Freiberg auf, welche gediegenes Silber enthält, und im J. 1749 gefunden wurde; weniger ein Fragment des ungeheuren Silberblokkes, an welchem Herzog Albert von Sachsen mit einigen seiner Hofleute eine unterirdische Mahlzeit hielt. Zwei große Tafeln geschliffener Lava und ein paar Schmelzofen, worin August II. Gold zu machen versuchte, sind auch in diesem Saale. Der folgende kleinere enthält in verschiedenen Glasschränken allerlei anatomische Präparate, eine große Menge Fötus in Spiritus, von wenigen Wochen bis zur völligen Reife hinauf, so daß man die verschiedenen Zustände des entstehenden Menschen sehr gut daran wahrnehmen kann. Unter diesen ist auch der Fötus einer Negerinn, der sich durch die gelbschwarze Farbe unterscheidet. Der injicirte Kopf eines siebenjährigen Knaben, von dem berühmten Ruysch injicirt, wird vorzüglich bewundert. Die Mißgeburten, welche dieser Schrank enthält, sieht man hier nicht gern ganz unverhüllt dastehen. Ein sogenannter Weichselzopf (plica polonica) einer polnischen Gräfinn, von 4 Ellen Länge,

einer Hand Breite, und 2 Daumen Dicke, den sie 17 Jahre tragen mußte, erregt Entsetzen. Daneben sieht man in einem gläsernen Kasten ein Kind in Wachs poussirt liegen, von einer monströsen Größe. Es wurde 1 Jahr alt, und wog schon einen Centner. Die Hängebacken reichen auf die Schultern hinab. Ein anderer Schrank ist mit anatomischen und chirurgischen Instrumenten, von welchen die meisten von Silber gemacht sind, angefüllt. Eine schöne silberne Dose enthält eine Menge ziemlich großer Steine, welche man in der Galle Augusts I. fand. — Der folgende sehr große und schöne Saal ist vorzüglich unterhaltend und unterrichtend. In mehreren langen Reihen stehen hier die furchtbaren wilden Thiere, welche die Wälder Asiens und Afrika's bewohnen: 3 große Bären, unter welchen ein Eisbär ist; ein Wolf, ein Löwe und eine Löwinn, ein Tiger, ein Hippopotamus. Zur Seite eine schöne Antilope, ein Kasuar und ein Strauß, ein großes Krokodill, 16 Fuß lang, ein Fuchs, wie er eben einen Haasen würgt (ein schönes, vortrefflich erhaltenes Stück) das Stinkthier: oben hängt die Boas oder Riesenschlange. Die ganze linke Seite des langen Saales ist mit Schränken besetzt, welche eine unzählbare Menge

 von

von Fischen, Schlangen (175 Species zählt man hier) Vögeln und vierfüßigen Thieren, theils ausgestopft, theils in Spiritus, enthalten. Man verweilt hier vorzüglich gern bei den verschiedenen Kolibris und Paradiesvögeln; bei einer Sammlung von Vogelnestern, welche zugleich die Eier der Vögel enthalten, und worunter man das große Nest der kleinen Meise bewundern muß; bei einigen Schlangen, welche geplatzt sind, und in deren Leibe man das eben verschlungene Thier wahrnimmt, welches ihnen den Tod brachte; bei einer überaus seltenen Sammlung von Embryonen; bei einem Seekalbe, welches 1634 bei Dresden in der Elbe gefangen wurde, und bei einer Eidechse von der Insel Negroponte, welche eine ganz besondere Gestalt hat. Die Heiligthümer der Juden enthält ein besonderer Saal, nebst einem überaus schönen Modell des Salomonischen Tempels und der Stiftshütte. Jenes kostete dem Künstler 12 jährige ununterbrochene Arbeit. Man zählt mehr als 7½ Tausend Säulen daran, und bewundert die Sorgfalt, mit welcher der Künstler auch die kleinsten Verzierungen angebracht hat. Dieß Modell, welches mit 18000 Thalern bezahlt wurde, steht auf einer Erhöhung, in welche man auf einigen Stu-

fen

sen hinaufsteigt, und nun in das Gebäude hinein-
sieht, um sich von der unglaublichen Sorgfalt und
Kunst zu überzeugen, mit welcher der Künstler auch
das Innere bearbeitete. Es kann ganz aus ein-
ander genommen werden, und dennoch ist es so
schön in einander gefügt, daß man die Zusammen-
setzung auch bei der aufmerksamsten Betrachtung
nicht bemerkt. So gar dieselben Hölzer, von wel-
chen der wirkliche Tempel gebaut worden seyn soll,
sind zur Verfertigung dieses Modells genommen
worden. In dem Modell der Stiftshütte findet
man alle Werkzeuge des jüdischen Gottesdienstes,
und zum Ueberfluß steht auch in der Mitte des
Zimmers ein Rednerstuhl, wie er in den jüdischen
Synagogen gefunden wird, und in der Ekke ein
betender Rabbi, so wie die Wände mit den Ge-
setztafeln prangen.

Der große Garten ist ein sehr reitzender
Ort. Schade, daß er seine schönste Zierde, die
prächtige Hauptallee, bei der Belagerung Dres-
dens verlohr! Der breite Hauptgang, mit welchem
diese Allee besetzt war, ist noch immer ganz unbe-
setzt, und läßt eine desto freiere Aussicht nach dem
schönen Lustschlosse, welches in der Mitte des Gar-
tens vor einem großen Bassin steht. Ein Offi-

cier, Namens Klengel, baute es auf Kuhrfürst Johann George III. Befehl, im J. 1680. König August II. that viel zur Verschönerung dieses Schlosses und des Gartens, den er mit marmornen Statüen zierte, damit die Preussen hernach desto mehr zu verwüsten haben möchten. Es wäre doch sehr billig, daß man im Kriege wenigstens die Neutralität der Künste und Wissenschaften respektirte. Dieser Garten ist Lieblingsspatziergang der Dresdner schönen Welt, wenn man anders von einer Stadt so sagen darf, in welcher man nach einem Aufenthalte von mehr als einer Woche, und nachdem man es sich mehrere male auf der großen Brükke, und auf dem stark besuchten Markte recht angelegen seyn ließ, schöne, oder auch nur hübsche weibliche Formen aufzufinden, fast nichts von der Art entdekken kann, so oft man auch durch die geschmackvollen Anzüge Hoffnung erhält, dergleichen Entdekkungen zu machen. Denn das muß man den Dresdner Damen zum Ruhme nachsagen, daß sie sich sehr geschmackvoll kleiden. Aber sie scheinen es auch zu wissen, (so wenig man diese Selbstkenntniß vermuthen sollte) daß sie den Mangel natürlicher Reitze durch Kunst ersetzen müssen, daher sie denn auch in der Regel nicht

unterlassen, auf ihren frischen und nicht frischen, gelben und weißen, glatten und nicht glatten Wangen falsche Rosen prangen zu lassen, um dadurch wenigstens die Reitze ihres Augenpaars, welche nicht selten schon natürlich groß genug sind, noch mehr zu heben. — Doch, um wieder auf den großen Garten zu kommen; so kann man darin zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen sich ergötzen, kann sich sonnen, und auch des erquickendsten Schattens genießen; kann die Natur ohne und mit Zusatz der Kunst genießen, und wird selten durch Wand-Alleen, welche der Scheere Spur tragen, in seinem Vergnügen gestört: aber sehr oft durch das häßliche Geschrei der Fasanen, welche hier gefüttert werden, um hernach durch prinzliche oder gar kuhrfürstliche Hände zu fallen. Die Pavillons, welche zu beiden Seiten des Schlosses stehen, enthielten sonst die schönen Antiken, welche nun im Japanischen Palais aufbewahrt werden, wo man sie auch besser übersehen und ordnen kann. — Am Ende des Hauptweges, an dem Eingange des großen Parterres, welches das Schloß und die Pavillons umgiebt, stehen 2 schöne Gruppen von weißem Marmor, welche die Centauren und die Dejanira, Herkules Gemahlinn, vorstellen: die Arbeit des berühm-

ten

ten Venetianischen Bildhauers Korradini. Leider sind die schönsten Parthien des Gartens, zu beiden Seiten des großen Parterres, eingehegt und verschlossen. Ein ganz gutes Concert, welches im Freien vor dem Hause des Fasanenjägers im Sommer aufgeführt wird, erhöht die Annehmlichkeiten dieses Gartens, und macht ihn zum Sammelplatz vieler tausend Menschen.

Moritzburg.

Der Weg dahin ist überaus schön. Man fährt auf einer sehr gut unterhaltenen Chaussee, im Schatten der schönsten Kastanienbäume, und hat tausenderlei Abwechselungen, indem es Berg auf, Berg ab, durch Waldungen und neben Dörfern, Seen und Heiden vorbei geht. Je näher man Moritzburg kommt, desto reitzender wird die Aussicht im Rükken nach Dresden hin. Kuhrfürst Moritz legte den Grund zu diesem Lustschlosse im J. 1542; aber so, wie es jetzt da steht, verdankt es Friedrich August II. sein Daseyn. Mit seinen 4 Thürmen nimmt es sich in der Ferne, besonders von dem neuen Schlosse gesehen, sehr gut aus; aber

das

das Innere ist weniger gefällig, wenigstens für den, der kein erklärter Liebhaber der Jagd ist; denn vom Vorsaal bis zu den höchsten Zimmern in den Thürmen hinauf ist alles mit großen Gemählden, welche kleine und große Jagdhunde, die sich in der Jagdgeschichte einen Nahmen gemacht haben, wilde Schweine, Hirsche, Rehe, Haasen, Füchse, welche unter den wütenden Angriffen dieser vierfüßigen Helden fielen; Büffel und Schweizerochsen, welche ehemals das Glück hatten, hier zugleich mit den Kammerherren, Kammerdienern, Jägern und Lakäien gemästet zu werden, und dabei gleich diesen ein müßiges Leben zu führen; ja sogar Wilddiebe, welche sich durch Kühnheit hervorgethan haben, in Lebensgröße darstellen. Dem Forscher der Geschichte erscheinen hier alle die berühmten Helden der Vorzeit, welche sein Gedächtniß und seine Einbildungskraft beschäftigen: ein Hector und Achilles, und Hannibal unter ganz anderen Gestalten, als die sind, welche ihm seine Einbildungskraft bisher vormahlte. Der Naturforscher erstaunt hier über das Bild eines Schweizerochsen, der es bei guter Pflege und Nahrung, und bei gesunden Verdauungswerkzeugen in seinem wohlgeführten Leben auf Erden dahin brachte, daß er

bei seinem Abschiede 19 Centner 45 ℔ wog. Ehemals suchten sich hier die jagenden Fürsten und Herren neuen Muth zu den großen Thaten, welche sie in dem unermeßlichen Walde, der das Schloß umgiebt, auszuführen wünschten, aus silbernen Pokalen zu ertrinken, welche wie Hirsche, Rehe und Schweine geformt sind. Das interessanteste in diesem Schlosse, welches durch und durch Jagdschloß ist, möchte wohl die Aussicht, und allenfalls noch die Kapelle seyn, welche in einem besseren Geschmakke gebaut ist. Sie wird noch alle Jahre einmahl gebraucht, und zwar zum polnischen Gottesdienst. Die ledernen Tapeten, mit welchen die Wände der meisten Zimmer ausgeschmückt sind, verdienen wegen der schönen Arbeit einige Aufmerksamkeit. Sie sind überaus kostbar, und nicht ohne Geschmack gearbeitet. — Auf dem Rückwege von diesem alten Schlosse, welches sehr hübsch liegt, aber von Außen nicht mehr verspricht, als es wirklich im Innern enthält, kamen wir vor dem Wohnhause der großen Jagdhunde vorbei, welche hier erzogen und gefüttert werden. Es soll ihrer eine beträchtliche Anzahl seyn, welches man auch schon aus dem Umstande abnehmen kann, daß 8 Postpferde dazu nöthig sind, um sie von hier auf

Ex-

Extrapost nach Hubertsburg zu schaffen; ein Umstand, der für die Reisenden nicht sehr erfreulich ist, da diese gewöhnlich um der Hunde willen einen halben Tag auf Postpferde warten müssen, wenn sie unglücklicher Weise mit den Hunden zu gleicher Zeit reisen. — Man geht von dem alten Schlosse eine halbe Stunde weiter, um das neue, noch viel schöner gelegene, zu sehen, welches hinlänglich für die lange Weile und den Verdruß entschädigt, welchen man beim Besehen des alten gefühlt hatte. Schon der Weg dahin durch den Wald, der hier einem schönen Park gleicht, ist überaus angenehm, und man wird nicht wenig überrascht, wenn man auf einmahl aus seinen düsteren Gängen in eine lachende Ebene tritt, und das schöne Schloß nebst vielen artigen Wohnhäusern, einen herrlichen See, an dessen Ufer mehrere schöne Gondeln vor Anker liegen, und auf einer Landzunge, welche weit in den See hinein sich erstreckt, einen Leuchtthurm erblickt. Dieser Anblick wird dadurch noch frappanter, daß mitten auf dem See eine sehr schön gebaute Fregatte vor Anker liegt, welche mit ihren dreifachen Masten die Ansicht des Sees sehr verschönert, und ihm das Ansehen eines Hafens giebt. Wir machten auf einer Gondel die

Fahrt

Fahrt nach dieser Fregatte, auf der man alles findet, was zu einer segelfertigen Fregatte gehört: die völlige Ausrüstung. In die beiden Schiffsräume steigt man auf bequemen Treppen hinab, und findet in dem untersten sogar eine Krippe für's Vieh, so wie Segel, Taue und Anker. In dem Hintertheile des Schiffs ist eine sehr hübsche Stube mit Spiegeln und Gardinen, und 2 kleine Apartements für die Garderobe. Ein Buch, welches hier liegt, giebt dem Fremden Nachricht, wer vor ihm hier war, und er schreibt zum Dank für diese Nachricht seinen Nahmen auch hinein. —

Auf einer kleinen Anhöhe, umgeben von kleineren und größeren, tiefer und höher liegenden, grün angestrichenen Häusern von Gitterwerk, deren Bestimmung man nicht gleich errathen kann, liegt das neue Lustschlößchen. Indem man auf der Anhöhe steht, blickt man in ein unterirdisches Wäldchen von Tannen und Fichten hinein, dessen Wipfel die grünen Gitterwerke umwölben. Verwundernd sieht man auf einmahl aus dem dichten Gebüsch einen schönen Goldfasan hervorspringen, und weiß nun erst, wozu dieses Wäldchen mit seinem Gitterwerke angelegt ist. Man kann nun auch in diese romantische Wohnung der schönen Vögel hineinkom-

kom-

kommen, sich mitten unter sie auf einer dazu angebrachten Bank hinsetzen, und ihrem fröhlichen Spiel zusehen. Der Ausgang aus diesen Laubengängen führt auf einen geräumigen Platz, wo man die bunten Schaaren der Gold- und Silberfasanen mit Vergnügen ein halbes Stündchen umherspringen sieht. Das Schlößchen selbst hat nur wenige kleine Zimmer, aber alle sehr geschmackvoll und ohne Prunk möblirt. Ein Saal gewährt vorzüglich viel Unterhaltung, denn seine Wände sind mit einer Sammlung ausgestopfter fremder Vögel geschmückt. Die kleineren Kabinets haben vortreffliche Tapeten, unter welchen besonders eine mit Tambour-Stikkerei, vorgeblich von den eigenen Händen der Kuhrfürstinn, Aufmerksamkeit verdient. Eine kleine Handbibliothek in der Ekke des einen Kabinets verwandelt sich auf einen Schlag mit der Hand in ein hübsches Bette; eben so eine Kommode mit einem Schrank in einem anderen Kabinet. Die Ofen sind alle sehr elegant, als Vasen und als Schreibkommoden geformt. Hinter dem Schlößchen ist eine schöne Wasserkunst und ein Park. Ein schnurgerader Kanal macht hier eine ganz hübsche Aussicht, denn an seinem Ende präsentirt sich sehr gut das alte Schloß mit seinen Thürmen.

Wir fuhren nach Pillnitz, welches ungefähr 2 Stunden von Dresden entfernt ist. Der Weg ist sehr angenehm; eine gut unterhaltene Chaussee. Die Weinberge jenseit der Elbe bringen tausenderlei Abwechselung hervor. Zuerst einige reiche Dörfer; dann die Elbe auf der einen, und ein schöner Wald auf der andern Seite. Reiche Felder und herrliche Wiesen. Eine fliegende Brükke von ganz eigener Bauart führt die Wagen und Reuter über die Elbe nach Pillnitz. Sie ruht auf 2 großen Kähnen, welche mit einem Steuerruder versehen sind, und macht ein längliches Viereck aus, welches ganz durch eine Barriere verschlossen wird. Es ist nichts weiter nöthig, als der Brükke beim Abstoßen vom Lande die Richtung durch's Ruder zu geben, hernach treibt sie der Strom mit der größten Schnelligkeit herüber. Das Schloß selbst, welches hart an der Elbe liegt, hat nichts Auszeichnendes, es müßte denn darin bestehen, daß es in einem Geschmakke gebaut ist, der dem deutschen Auge höchst widerlich ist, nehmlich im Chinesischen, und daß es ein seltsames Gemisch von Gothischer, Chinesischer und Deutscher Bauart darstellt, indem der älteste Flügel ganz gothisch gebauet ist. Die neuangebauten Flügel, alle nur von

einem Stockwerke, sind in einem sehr soliden Geschmakke aufgeführt. Nur der Umstand, daß die Schornsteine sämmtlich als kleine Thürmchen gebaut sind, giebt dem Ganzen ein durchaus gothisches Ansehen, besonders in der Ferne. Schon seit dem Jahre 1693, in welchem Kuhrfürst Joh. George IV. es dem Günther von Bünau abkaufte, ist dieses Lustschloß der Sommersitz der sächsischen Kuhrfürsten. Ehemals aber hatten vorzüglich die kuhrfürstlichen Mätressen hier ihren Sitz, wie man unter andern noch aus dem Umstande sieht, daß einige Dutzend derselben in effigie in einem großen Vorsaale hängen. Es sind einige interessante Gesichter, und auch einige als Kunstwerke sehenswerthe Porträts darunter. Es scheint, daß man sie als historische Denkmäler betrachtet; sonst würde man sich darüber wundern müssen, daß sie hier noch geduldet werden, da das Mätressen-Wesen an dem jetzt so frommen kuhrfürstl. Hofe gänzlich aufgehört hat. Vor dem Schlosse läuft eine sehr lange und schöne Kastanien-Allee durch eine Aue hin, welche dem Maille-Spiel bestimmt ist. Der eine innere Hof kann ganz mit Leinwand überzogen werden, und dient dann zum Ballonspiel. — Der Bohrsberg mit seinen herrlichen, natürlichen und

künstlichen Anlagen, mit seinen entzükkenden Aussichten, schattichten Gängen, romantischen Parthieen, seinem Waldstrom, an dessen Ufer man über eine Stunde hin geht, so daß man von beiden Seiten hohe, mit ungeheuren Felsstükken wie besäete, und dennoch mit den schönsten Tannen, Birken und Ellern bekleidete Bergrükken sieht, welche dem Auge immer neue und immer reitzendere Ansichten darbieten; mit seinen künstlichen Ruinen und Felsen, seinen Obstwäldchen und reichen Saaten ist die schönste Zierde dieser herrlichen Gegend, und keiner Beschreibung fähig. — Der Hof lebt hier so stille und eingezogen, daß man nur an den wenigen Schildwachen und Bedienten sein Dasein merkt. — Wir kehren nach Dresden zurück.

Ich hörte den Pater Schneider predigen, diesen berühmten Mann, der in Leipzig mit einem Zollikofer wetteiferte, und glücklich war bei diesem Wetteifer. Man merkt, daß ihm die Nähe des Hofes die Zunge gelähmt hat, und daß seine Freimüthigkeit größtentheils dahin ist. Seine körperliche Beredsamkeit ist groß, denn er ist ein schöner Mann. Seine Stimme ist voll, und tönt im tiefen Basse, aber sehr verständlich; seine Deklamation ist richtig, seine Gestikulation bedeutend

und nachdrucksvoll, sein Styl überaus blühend, und seine Sprache sehr korrekt. Er ist hier nur Festtagsprediger. Eine Citation aus dem heiligen Chrysostomus ausgenommen, hatte die Predigt keine Spur von Katholicismus. Der Kuhrfürst war zwar Tages vorher nach Pillnitz gezogen, wohnte aber doch dem Gottesdienste bei. Man kann sich nichts so heterogenes und frappant abstechendes denken, als die Vorträge dieses Mannes, und die seiner Amtsgehülfen. Einer, den ich von der wahren Betekunst sprechen hörte, stellte einen gewissen Heiligen als das höchste Muster in dieser Kunst vor, und versicherte von ihm, daß er von seinem eifrigen Beten an den Knieen eine Haut bekommen habe, wie die eines Kameels. Ein anderer hielt in der kuhrfürstl. Gruft bei Uebernahme des Leichnams eines jungen Prinzen folgende geistreiche Rede. Ich übernehme — sagte er — von Ew. Excell. den Leichnam des durchlauchtigsten Prinzen gebeugt und mit tiefer Ehrfurcht, und verspreche im Namen der ganzen Geistlichkeit, das wahre Kleinod sorgfältig zu bewahren. Wir werden unsere geheiligten Opfer über den Altären, unter denen er, gleich andern Heiligen, ruht, nicht sowohl für die Ruhe seiner Seele, dazu er

unsere Gebete nicht bedarf, weil er derselben durch die heilige Wiedergeburt bereits genießt; als vielmehr für die gänzliche Beruhigung des durchlauchtigsten Hauses Gott darbringen. Wir wünschen zugleich, und werden diesen Wunsch täglich erneuern, daß die zarte Asche des Verklärten ein reichhaltiger Saame unzähliger männlicher Sprossen des hohen durchl. Kuhrhauses seyn möge u. s. w.

Japanisches Palais, und in demselben das Kabinet der Antiken. Hr. Professor Becker, der treffliche Beschreiber des Seifersdorfer Thales, ehemals Professor am Kadettenhause, erhielt kürzlich die seiner Neigung und seinen Gesundheitsumständen angemessene Stelle eines Aufsehers über das Antiken-Kabinet. Man sieht hier vielleicht mehr, als man selbst in den Römischen und Florentinischen Kabinettern sehen kann, wenigstens gewiß eben so viel Schönes und Seltenes. Ein dreieckiger hetrurischer Altar, welcher in den Basreliefs die Geschichte des Raubes, den Herkules am Delphischen Dreifuße beging, darstellt, ist einzig in seiner Art, und wird selbst in Rom und Florenz so nicht gefunden. Der Rumpf eines sich mit Oel salbenden Fechters möchte auch schwerlich von dem berühmten Dorso übertroffen werden, und eine lei-

leider nur sehr verstümmelte Venus soll die Mediceische Venus weit übertreffen. Der Laie muß dieß alles dem Kunstverständigen auf sein Wort glauben, und stimmt bei dem Anblick aller dieser, größtentheils sehr geschmacklos, verkehrt und unkünstlich geflickten Kunstwerke des Alterthums, nicht ohne Verleugnung seines eigenen Geschmakkes, in die Lobpreisungen des enthusiastischen Kenners ein. Doch wird er auch für seinen Geschmack hier Nahrung finden, an einigen ganz erhaltenen Kunstwerken der alten und neuen Zeit, und er wird es zwar nicht sagen oder äussern, um den Kennern kein Aergerniß zu geben, aber es sich doch selbst gestehen müssen, wenn er mit seinem Gewissen allein ist, daß er vorzüglich Behagen an einer von jenem verachteten, im Winkel stehenden Venus gefunden habe, deren schön gerundeter Körper dem Marmor Wärme und Leben mitzutheilen scheint; bloß darum, weil dieser Körper unberührt ist, und die schönen runden Arme, die vollen Wangen, die schönen Füße, mit dem schönen Körper ein ununterbrochenes Ganzes ausmachen, nicht erst von einem geschickten oder ungeschickten Künstler angekittet, oder wohl gar mit eisernen Stangen dem verstümmelten Körper hinzugefügt worden sind. Er

wird länger bei einem Herkules von der Meister-
hand des großen Johann von Bologna verweilen,
als bei einem von den 3 Römischen Konsuln, welche
so steif und hölzern dastehen, daß man sie für
Bürgermeister aus einer kleinen Stadt halten soll-
te, wenn sie gleich dem Kenner so sehr gefallen.
Er wird dafür auch wieder mit diesem recht gern
bei den schönen 3 Statüen verweilen, welche zur
Entdeckung des verschütteten Herkulaneums Veran-
lassung gaben, aber vielleicht sich seinen Betrach-
tungen über die Schicksale blühender Städte und
Erdstriche in dem großen Garten Europens über-
lassen, indeß jener in Bewunderung der Draperie
dieser vortrefflichen Ueberbleibsel des Alterthums,
welche 17 Jahrhunderte hindurch in der Erde Schooß
so ruhig lagen, ganz versunken ist. Wenn der Laie
hier bei einem Todtenkopfe von dem schönsten Kar-
rarischen Marmor, ganz nach der Natur gebildet,
und sogar natürlich ausgehöhlt, den Johann von
Bologna schuf, mit Bewunderung und Wohlgefal-
len stehen bleibt, so weilt des Kenners Auge auf
den schönen Hetrurischen Vasen, auf den Sarko-
phagen, welche mit den schönsten Basreliefs pran-
gen, und besonders auf dem, welcher den Triumph
des Bachus darstellt. Jene 3 Herkulanischen Sta-

tüen wurden im Jahr 1706 in Portici, nahe bei Neapel, in einem verschütteten Gewölbe gefunden, als man einen Brunnen für das Landhaus des Prinzen Elbeuf graben wollte. Dieser Prinz schenkte sie dem Prinzen Eugen von Savoyen, welcher einen besonderen Saal für sie bauen ließ. Sein Erbe verkaufte sie für 6000. rthl. an August III. In eben diesem Saale zieht die Statüe eines Ringers, (cestuarius) der im Kampf begriffen zu seyn scheint, von grauem glänzenden karrarischen Marmor, die Aufmerksamkeit an sich. — Das letzte Zimmer stellt ein antikes Begräbniß dar. Hier stehen antike Särge und Sarkophagen, Urnen und Aschenkrüge in großer Menge. Am meisten erregen zwei völlig erhaltene Mumien Aufmerksamkeit. Die eine ist unstreitig einzig in ihrer Art, wegen der Inschrift, welche sich darauf findet. Beide sind außer den gewöhnlichen Bändern, womit die Körper umwunden sind, noch in dreifache gröbere Tücher gewickelt. Man muß darüber erstaunen, daß ein todter Körper durch Kunst auf wenigstens drittehalbtausend Jahre vor der Auflösung bewahrt werden konnte. Eine dritte Mumie ist zerstückelt. Nimmt man ein Stück davon in die Hand, so kann man sich überzeugen, daß die Essenzen und

Salben der Ägypter sehr stark waren, denn noch immer ist der Geruch ausnehmend stark, und nicht unangenehm. Die Wandschränke enthalten allerlei Waffen und Geräthschaften der alten Römer und Griechen. — Nicht bloß der Künstler, sondern auch der Mineraloge findet in diesem reichen Kabinette eine sehr belehrende Unterhaltung, denn es sind hier Vasen, Büsten und Tischplatten von sehr seltenen Steinarten, besonders von einem Porphyr, der fast einzig ist. Auch ein Kopf von Parischem Marmor muß den Mineralogen in der Rücksicht interessiren, weil er daran sehen kann, wie unglaublich hart dieser Marmor ist, und wie sehr er den Verwüstungen der Witterung widersteht, von denen jeder andere Marmor so sehr leidet, daß er dem Sandsteine ähnlich wird. Eben so viel Interesse hat dieser Kopf für den Künstler, denn ein antikes Stück von Parischem Marmor ist ja bekanntlich eine außerordentliche Seltenheit. Dem Mineralogen muß es auch interessant seyn, in den ersten Sälen die verschiedenen, größtentheils sehr seltenen, und nur noch in den Bildsäulen der Alten übrigen Alabaster-Arten kennen zu lernen, von welchen man hier ganze Statüen und Draperien an den Statüen sieht. In dem ersten Zimmer,

wel=

welches kleinere und größere Figuren und Gruppen in Bronze enthält, verweilt man gern bei zwei Flußgöttern, dem Nil und der Tiber, bei einem Nessus, welcher die Dejanira auf seinem Rücken durch den Evenus trägt. Zwei Löwen in Stein gehauen, an dem Eingange liegend, interessiren, weil sie aus dem Kindheitsalter der Bildhauerkunst, und ägyptische Stükke sind. — Schon im J. 1569 fing Kuhrfürst August an, Antiken zu sammeln, aber die merkwürdigste Epoche für das Kabinet war die Regierung Augusts II. von 1720 -- 30; denn dieser kaufte die berühmte Gallerie des Prinzen Chigi, einige Statüen aus der Sammlung des Kardinals Albani und mehrerer Privatpersonen, und die Mumien des della Valle. Hiezu kamen noch einige Stükke aus der berühmten Sammlung des Bellori, und die, welche der Graf von Wackerbarth aus Italien brachte. Ferner die drei Herkulanischen Statüen, welche August III in Wien aus der Verlassenschaft des Prinzen Eugen von Savoyen kaufte, und die Sammlung des Grafen Brühl, aus welcher unter andern die beiden vortrefflichen Bildsäulen von orientalischem Alabaster, welche römische Priesterinnen vorstellen; die unschätzbaren Vasen von Porphyr, und die bronzenen Statüen herrühren.

Das

Das sogenannte große Gehäge ist eine große Wiese an der Elbe, welche von drei majestätischen Lindenalleen durchschnitten, und von der Weiseritz gewässert wird; einer der schönsten Spaziergänge um Dresden, besonders wenn man an dem Elbufer bis an das äußerste Ende der Allee geht, welche sich nahe daran hinzieht, und sich nun auf die Spitze stellt, welche dort das Ufer bildet. Anfangs sieht man nur einen Theil der Stadt mit den Thürmen der Hofkirche und der Frauenkirche, die Brükke mit ihrem Gewühl, die Neustadt mit dem Japanischen Palais, und den schönen Wall, der dieß Palais von der einen Seite umgiebt; die Weinberge jenseits der Elbe, und die Landstraße nach Meissen mit ihren weissen Einfassungssteinen. Aber je weiter man hinauf kommt, desto mehr erweitert sich das schöne Amphitheater im Rükken, und mit Entzücken sieht man auf einmahl den Königstein, den Lilien- und Sonnenstein wie aus dem Strome sich erheben, und in einer schönen Reihe den Hintergrund erfüllen. Geht man am Elbufer, da, wo sich die Elbe nach Meissen hinwendet, weiter, so wird man durch eine neue nicht minder schöne Ansicht überrascht. Die lange Reihe der mit Wein bepflanzten Berge, welche sich in

einem

einem weiten Bogen bis nach Meissen hinziehk, hie und da durch das melancholische Grün der Tannenwälder, welche Schatten in das große lichtvolle Gemählde bringen, verschönert, bietet die schönste Unterhaltung dar, und eine Reihe von Schiffen mit schwellenden Segeln unterbricht auf eine sehr angenehme Art die stille Betrachtung des aufmerksamen Beobachters. Weiter hin schmückt das kuhrfürstliche Lustschloß Uebigau mit seinen künstlich geschnittenen Alleen und Hekken das jenseitige Ufer, und läßt die Ohnmacht der Menschen bemerken, welche vergeblich, mit Hülfe der Kunst, die Reitze der unaussprechlich schönen Natur zu erhöhen, oder in einen kleinen Raum, wie in einen Brennpunkt zu vereinigen streben. Gern wendet man seinen Blick von dem fensterreichen Lustschlosse, von den steifen Alleen und Hekken, die es umgeben, und den Steinmassen, die es gegen die Fluthen schützen, hinweg, und richtet ihn nach den schönen ländlichen Hütten, welche dort an den sanften Abhang einer saatenreichen Anhöhe sich lehnen, und mit dem weißen einfachen Kirchthurme ein besserer Schmuck dieser schönen Landschaft sind, als jenes düstere Schloß, so einfach es auch gegen seine mit Putz überladenen Brüder dasteht. Eine

kleine

kleine Anhöhe erhebt sich hier, welche mehr leistet, als sie verspricht, denn sie verschafft eine Aussicht von ganz anderer Art, als die vorige, aber nicht weniger schön. Man übersieht eine weite, mit reichen Saaten geschmückte Ebene, welche sich allmählig erhebt, und nun ein fruchtreiches Amphitheater von sanften Hügeln bildet, an welchen sich größere und kleinere Dörfer hie und da hinaufziehen. Große lichte Flecke, welche den schönsten Teppich in dem hellesten Goldgelb darstellen, das die Natur mit ihrem zauberischen Pinsel hervorbringen kann, bringen Leben und Mannigfaltigkeit in die von der Abendsonne erleuchtete Landschaft, und erquikken den müden Wanderer durch den aromatischen Duft, den sie ihm fernher zuhauchen. Es ist die blühende Rübesaat, welche dieses schöne Gelb hervorbringt, und diesen Duft verbreitet. Es kann kaum einen schöneren Spaziergang geben, als dieß große Gehäge!

Es ist ein eigener Eindruck, den die Todtenstille der Neustadt auf den macht, welcher aus dem Gewühl der Altstadt und der Brükke herkommt, und in ihren Seitenstraßen umhergeht; denn die Hauptstraße, oder vielmehr der Marktplatz mit seiner schönen Lindenallee, seinem schönen Rathhause

und

und den vielen großen Häusern macht allerdings einen sehr guten Eindruck, wenn ihn auch nicht die reich vergoldete Statüe Augusts II. schmückte, welche auf einem sehr schlechten Fußgestelle steht. Doch vermißt man auch schon auf diesem Platze das Gewühl der Altstadt, das so interessant ist. Wenn man aus der Altstadt nach der Neustadt geht, und nun den letzten Schritt auf der von 17 Bogen getragenen Brükke thut, fällt einem, indem man aufblickt, an der Ekke eines der größten Häuser ein Saturn auf, der mit Sense und Stundenglas bewaffnet, in einer sehr frappanten Stellung, als ob er einherflöge, daran angebracht ist. Sein Ursprung ist sonderbar genug. Des letzten Königs sehr witziger Hofnarr Joseph erlebte nehmlich den Verdruß, daß sein Nachbar die eine Seitenmauer seines Hauses durchbrechen und mit zwei Fenstern versehen ließ, von welchen aus er dem Herrn Hofnarren gerade in die Fenster sehen konnte. Joseph ließ seinen Unwillen dadurch aus, daß er diesen Merkur an seiner Ekke so anbrachte, daß der Gott dem Nachbar gar höflich den Hinteren wies — Daß Joseph wirklich Witz hatte, sieht man aus einer Antwort, die er einst einem stolzen Hofmanne gab, mit dem er über die Straße ging, und den

er,

er, ohne es zu wollen, dadurch beleidigte, daß er ihn unten an gehen ließ. Ich kann es nicht leiden, sagte der stolze Höfling auf einmahl, daß ein Narr mir zur Rechten geht. Der Hofnarr besann sich keinen Augenblick, sprang nach der linken Seite hinüber, und antwortete sehr naiv: aber ich kann's leiden!

Die berühmte Elbbrükke wurde unter Heinrich dem Erlauchten im Jahr 1223 zu bauen angefangen. Sie war ganz unbrauchbar geworden, und daher wurde sie 1341 schöner von Stein aufgebaut, mit 24 Bogen, welche aber Moritz 1727 bei Veränderung der Festungswerke auf 19 reducirte. Bei Erbauung der katholischen Kirche unter August III. verlohr sie wieder einige Bogen, so daß sie jetzt noch 15 hat, von denen die letzten auch nur bei großem Wasser nöthig werden. Jetzt hat sie noch 630 Schritt. August II. ließ ihr durch seinen Architekten Pöpelmann 1729 ihre heutige Gestalt geben. Die beiden Statüen, welche Polen und Kursachsen vorstellen sollen, sind so klein, und stehen so niedrig, daß man sie nicht leicht bemerkt, besonders da die Zeit sie geschwärzt und gegrünt hat. Der Scepter Polens ist zerbrochen. — Es klingt sonderbar, wenn man von einem Ita-

liänischen Dorfe hört, welches in der Altstadt Dresden seyn soll. Es ist darunter ein Viertel der Stadt zu verstehen, welches hart am Ufer der Elbe bis an die Brükke sich hinzieht, und beim Zwinger anfängt. Es hat lauter niedrige hölzerne Häuser, welche größten Theils von der katholischen Geistlichkeit bewohnt werden, und soll daher seinen Namen haben, weil es von den Italiänern, welche die katholische Kirche erbauten, angelegt wurde. Wer sich hier anbauen will, muß sich stets bereit halten, sein Haus niederreissen zu lassen, denn nur unter dieser Bedingung wird ihm erlaubt, sich in dieser Gegend ein Haus zu bauen. Diese Bedingung hat in den Umstande ihren Grund, daß auf dem Platze, den das italiänische Dorf einnimmt, ein neues Schloß erbaut werden soll. Der Krieg hat bisher die Ausführung dieses Plans verhindert. Sie ist nöthig, weil das alte Schloß durch die Erbauung der katholischen Kirche alles Licht verloren hat, und gar keine Ansicht mehr darbietet. Die katholischen Priester wohnen hier, haben aber auch noch in der Vorstadt ein eigenes Sommerhaus. Um 11 Uhr Mittags hört man im italiänischen Dorfe vor der Schloßwache eine ganz vortrefliche Musik.

Zu den bedeutendsten Vorzügen Dresdens gehört die Einrichtung, daß alles Wasser durch unterirdische Kanäle aus der Stadt geleitet wird, so daß man also hier nicht, wie z. B. in Berlin, den ekelhaften Anblick breiter Rennsteine hat, in welchen aller mögliche Unrath enthalten ist, und der endlich zu einem stinkenden Sumpfe wird. Ein anderer Vorzug sind die Kanäle aus der Weiseritz, welche jedes Haus mit fließendem Wasser versorgen, und ein dritter die feuerfesten, fast unverwüstlichen steinernen Treppen, die man in allen Häusern, selbst die Vorstädte nicht ausgenommen, findet. — Wenn man an einem regnichten Tage die Wache in Dresden aufziehen sieht, so kann man sich überzeugen, daß nicht bei dem Preußischen Militair allein die strengste Oekonomie herrsche, und daß die Sächsische noch größer sey; denn alle Soldaten erscheinen dann in leinenen Ueberröcken, sogar die Grenadiermützen mit den Pelzverbrämungen am Bleche sind in schwarze Wachsleinwand eingehüllt. — Einen sehr lustigen Anblick gewährt ein Dresdner Prunkbegräbniß, denn ausser 2 Rathsdienern, welche eine Art von Piken tragen, gehet der Leichenbitter mit seiner Frau voran; jener mit einem Galanteriedegen, diese mit einem großen

Reifrocke und einer Trauerkappe angethan. Auch die mit schwarzrothem Tuch überzogenen Kutschen, bespannt mit 2 Tuchbedeckten Pferden sind hier, wie in Berlin noch immer dem guten Geschmacke zum Trotz, Mode.

Freiberg.

Der Weg von Dresden nach Freiberg ist größtentheils sehr beschwerlich, und hier und da nicht ohne Gefahr, denn der steilen Berge giebt's im Erzgebirge sehr viele, so wie der engen Pässe und Abgründe. Fast überall ist die Aussicht vortreflich, aber die Landstraße erbärmlich, voller Steine und Löcher. — Die Hütten d. h. Schmelzhütten, welche von ungeheuren natürlichen und künstlichen Bergen umgeben, unweit der Stadt in einem Thale liegen, welches die Mulde in cirkelförmiger Krümmung durchströmt, dampfend wie das Thal Solfatara, kündigen sich durch Schwefelgeruch an. Diese Schmelzhütten sind mit kleinen Hügeln von Silbererz umgeben, das schön gepocht und gewaschen ist. Man sieht wie in ein düsteres Gewölbe von den Bergen in sie hinein. Die

Mulde führt das Holz zum Schmelzen herbei. Freiberg hat gut gepflasterte, mit fließendem Wasser durchaus in den Rennsteinen versehene Straßen, und ganz gute Gebäude. Die Lebhaftigkeit ist ziemlich groß, und dieß rührt meist von der hier bestehenden Bergakademie her, welche von Ausländern stark besucht wird. Wir speiseten im Wirthshause mit einem Spanier und einen Portugiesen. Die Environs der Stadt sind zum Theil sehr hübsch. Die alten Mauern und Festungswerke, die Graben und die vielen Thürme geben der Stadt ein auffallendes Ansehen. Vor einem Thore findet man recht artige Anlagen, welche den Leipzigern nachgeahmt zu seyn scheinen. Acht Teiche, welche terrassenförmig hinter einander liegen, umgeben die Stadt auf der einen Seite, und bringen eine angenehme Abwechselung in die Landschaft. — Nicht ohne Schaudern denke ich noch jetzt an den Anblick, den ich heute in einem der Häuser hatte, welche den Bergleuten zu ihren Arbeiten über der Erde bestimmt sind. In einer langen düstern Stube saßen an zwei Tischen gegen 30 kleine Knaben fast unbekleidet, von denen wohl keiner über 12 Jahr alt war. Die zarten Arme der armen Kleinen waren mit schweren eisernen

Ham=

Hammern bewaffnet, womit sie die großen Stükke Erz zerschlagen mußten. Das Verziehen der Gesichtsmuskeln, das Anschwellen der Adern, und die fliegende Röthe auf den sonst bleichen Gesichtern verkündigte genugsam, daß diese Arbeit eine fürchterliche Anstrengung für diese armen Kinder war. Und doch müssen sie stundenlang hinter einander diese schwere Arbeit verrichten. Wahrlich, das ist eine Schauder erregende Thätigkeit! Und bei dieser Arbeit, womit ein solcher Knabe seinen blutarmen Aeltern wöchentlich nicht mehr als 6 gr. verdient, setzt er so viel Lebenskraft zu, daß selten einer sein Leben höher, als auf 30 Jahre bringt. Sie pflegen daher schon in 16 Jahre zu heirathen. — So paradox es auch klingt, so ist es doch buchstäblich wahr, daß die Freiberger Bergleute ersaufen müssen, wenn sie Wasser-Mangel haben. Freilich ist dieser Wasser-Mangel nur von dem Wasser zu verstehen, welches über der Erde das Triebwerk in Bewegung setzt, wodurch das Wasser aus den Bergwerken weggeschaft wird.

Sehr beschwerlich, und hie und da nicht ohne Gefahr, besonders wenn die Postillione nicht Freunde der Nüchternheit sind, ist die Reise über das Erzgebürge nach Bayreuth. — In dem Städtchen

Lichtenstein, dem Fürsten von Waldenburg gehörig, sahe ich eine sehr schöne Kirche mit einen vortrefflichen Altarblatt von Vogel in Dresden, und freute mich sehr, daß ich auch hier meiner Gewohnheit, vor keiner Kirche vorbeizugehen, treu geblieben war. — Zwickau ist ein gut gebautes, aber menschenleeres Städtlein. Hinter dieser Stadt kommen sehr angenehme aber auch sehr gefährliche Partien des Erzgebürges. Man läßt die Wagen, nachdem die beiden Hinterräder durch Ketten gesperrt sind, herabrutschen. Oft schießen sie, des Sperrens ungeachtet, wie ein Pfeil hinab. Die Station von Reichenbach bis Plauen setzt die Geduld der Reisenden auf eine schwere Probe, und preßt ihnen manchen Seufzer aus. Plauen kam einst auf eine sehr sonderbare Art an das sächsische Haus. Ein spielsüchtiger Graf von Reuß, dem es gehörte, setzte das ganze Städtchen auf eine Karte, und verspielte es an August den Starken. — Ich war sehr froh, als ich Hof erreicht hatte, ein artiges Städchen von etwa 5000 Einwohnern an der Saale, und wenige Meilen von dem Ursprunge dieses Flusses. Der Weg von hier bis Bayreuth ist größtentheils sehr interessant, und besonders wird man durch die Ruinen von Berneck

sehr

sehr angenehm überrascht. — In Bayreuth, wo gerade großer Markt war, fand ich die Bauerweiber noch nach alter Weise in große weiße Regentücher verhüllt, eine Sitte, die sich auch unter den Wenden in der Lausitz erhalten hat. Die ganze Kleidung dieser Menschen, noch mehr aber ihre Sprache, ist äusserst frappant. Man weiß nicht, ob es deutsch oder böhmisch ist, was man hier sprechen hört, so abscheulich ist die Aussprache.

Ich sahe hier zum erstenmahle in meinem Leben eine Kirche, die geheitzt werden kann. Es ist die kleine Kirche, oder eigentlicher zu reden, der Betsaal der Reformirten. Wie lange wird man das arme Volk noch in den ungeheuern Kirchen frieren lassen? Darf man sich wundern, daß die Leute nicht mehr in die Kirche gehen wollen? Und obendrein denkt kein Mensch daran, den Gottesdienst abzukürzen, welches doch wahrlich unbeschadet der Andacht geschehen könnte. Denn wie kann man verlangen, daß die Andacht des gemeinen Mannes 3 Stunden aushalten soll?

St. Georg am See, jetzt der Brandenburger genannt, liegt ½ Stunde von Bayreuth in einer reitzenden Gegend. Zwei hohe und schön belaubte, aber leider beschnittene Alleen führen

dahin aus verschiedenen Richtungen. Das Städtchen liegt hoch, und präsentirt sich mit seinen 3 Thürmen und seinen Schlosse sehr gut. Man sieht hier den fruchtbarsten Boden und herrliches Obst. — Der sehr artige Herr Amts-Verwalter führte uns in's Zuchthaus. Zuerst sahen wir die Niederlage des verarbeiteten Marmors. Viele Kasten voll Dosen von allen Façons, Vasen von überaus schöner Arbeit, mit Blättern und Perlenschnuren oben am Dekkel; Mörsel, Tintenfässer, Leuchter von schwarzem und grauem Marmor, (sogar Theetassen von Marmor), Tischplatten (zu 4 — 15 rthl.). Besonders schön ist eine weiße Marmorart, welche aber wahrscheinlich Kiesel ist. Im Nebensaale war eine Niederlage von Spielkarten, die aber von freien Leuten gemacht werden, und von Brillen und Brenngläsern. Im Hofe war alles in Thätigkeit unter hölzernen Schuppen. 80 — 100 Züchtlinge sind immer beschäftigt, den Marmor zu schneiden und zu poliren, letzteres vermittelst einer Eisenplatte, eines feinen Sandes und Mergels. In dem rechten Flügel sind die Weiber, in dem linken die Männer. In mehreren Stuben wird der Marmor, theils geschliffen, theils gebohrt und polirt. Das Bohren geschieht vermittelst eines Cylin-

linders von Eisen, der nach unten gespitzt und geschärft ist, und durch ein Räderwerk so lange auf dem Marmorblokke herumgedreht wird, bis er sich eingearbeitet hat. In der letzten Stube war die Glasschleiferei, wo das Glas in großen Schüsseln geschliffen wird; eine sehr mühsame Arbeit, und ein abscheulicher Ton. Das Zerschneiden der dünnen Marmorplatten durch ein scharfes Rad ist sehenswerth. — Die Behandlung der Züchtlinge scheint sehr menschlich zu seyn; die Arbeit ist nicht zu hart, wenn gleich angreifend. Ein sehr geschickter Meister hat die Aufsicht über die Arbeiter. Die Schlafkammern sind schrecklich finstere Löcher, oben mit einem breiten flachen Kasten, wie eine Waschbank, wo sie in langer Reihe neben einander liegen. Jährlich bekommen sie 8 mahl Fleisch, sonst Zugemüse und 2 ℔ Brot; wöchentlich auch 2 mahl Bier. Es waren viele fremde Züchtlinge anwesend, für welche beim Eintritt 150 Gulden gezahlt wird, wofür sie dann auch lebenslang im Hause erhalten werden. Die Reichsstädte hatten viele geliefert. Man hat in diesem Hause die Gesetze der Galanterie befolgt, und den Weibern den Ehrenplatz eingeräumt; sie bewohnen den rechten Flügel, und ihre Stuben, in welchen sie Wolle

spinnen, sind besser, als die der Männer. Man führte uns auch in das schön gebaute Irrenhaus, das ehemals der Wohnsitz Markgräflicher Prinzessinnen war, und sich durch Festigkeit und innere Reinlichkeit sehr vortheilhaft auszeichnet. Es enthält jetzt 27 Unglückliche, unter denen 4 schrecklich wild waren. Ein Jude war da, der durch eine an der Wand hängende Ruthe in Ordnung gehalten wird. Man wird selten eine so gut eingerichtete Anstalt der Art antreffen. Nur scheint es auch hier den Menschen an Beschäftigung zu gebrechen; die Einsamkeit und Unthätigkeit kann wohl unmöglich ihre Besserung befördern; sie muß sie vielmehr hindern. —

Sanspareil liegt 5 Stunden von Bayreuth. Der Weg geht erst auf der Erlanger, dann auf der Bamberger Straße; letztere ist eine vortrefliche Chaussee. Eine wunderbar große Linde sieht man bei Dondorf, nahe der Fantaisie, sie ist werth, daß man bei ihr verweile. Der Weg hat hier große Abwechselung; man blickt in das Felsenthal der Fantaisie hinab, hat zur Rechten eine nicht sehr hohe, aber schroffe Felsenwand, welche gleich einer Mauer den kleinen Obstgarten am Wege umgiebt, und auf ihrer Kante die herrlichsten Kirsch-

bäume

bäume trägt, die gerade in voller Blüthe dastanden. Die Hekken von Schlehdorn, welche hier überall die Felder umzäunen, geben ihnen in dieser Jahreszeit durch ihre schönen wolligten Blüthen einen ganz eigenen Reitz. Man kommt auf dem ganzen Wege nur durch ein einziges Dorf, Annendorf, und die Lage dieses einen ist überraschend schön. Nachdem man lange über eine weite Ebene gefahren zu seyn glaubt, erblickt man auf einmahl die Spitze eines Thurmes, die in weiter Ferne der Spitze des Mastbaumes von einem heransegelnden Schiffe gleich, sich erhebt, und indem man sich ihr nähert, immer größer wird, bis sie endlich ganz dasteht. Aber noch sieht man nichts weiter als den ganzen Thurm, bis sich plötzlich ein tiefes Thal öffnet, und ein ganzes Dorf wie aus dem Schooße der Erde hervorsteigt, zu welchem der Berg, auf dem man steht, in schroffem Abhange, mit Steinen bedeckt, die unter dem Tritte ausweichen, sich hinzieht. Nur durch das Hemmen beider Hinterräder ist's möglich, diesen schroffen Abhang hinabzufahren. Wenn man den Akker, der diesem Dorfe angewiesen ist, betrachtet, so sollte man glauben, es müsse eines der armseligsten seyn, denn das ganze Feld sieht im Frühjahre einem

Stein=

Steinbruche ähnlicher, als einen Akker. Schieferartig gebildeter Kalkstein bedeckt den Boden so gänzlich, daß man in der Ferne ein mit Schnee bedecktes Feld, aus dem die sparsamen Keime hervorragen, zu sehen glaubt. Aber diese Halme, die sich mühsam zwischen den Kalksteinen hervordrängen, sind so stark, und die Aehren, welche sie treiben, so schwer von Körnern, daß man gerade diese, im Frühjahr einer Wüste ähnliche Gegend, wohl das gelobte Land der Markgrafschaft nennen kann. Die Landstraße ist hier äusserst schlecht, und man thut nichts zu ihrer Verbesserung; es ist beinahe unmöglich, den ganzen Weg zu passiren, ohne wenigstens einmahl umzuwerfen. Der Weg geht hinter dem Dorfe noch eine gute Weile so fort, bis man endlich in einen schönen Buchenwald kommt, der in einer so öden Gegend desto reizender erscheint. Die ganze Gegend liegt ausserordentlich hoch, man steigt fast unaufhörlich, und wenn man gleich zuweilen wieder in ein enges tiefes Thal hinabfährt, so steigt man doch auf der anderen Seite auch wieder desto höher Die Bäume sind also hier den rauhen Nordwinden vorzüglich ausgesetzt. Dennoch wird man auf dieser Höhe selten einen Baum finden, der durch Kälte

litt; selbst die Obstbäume halten hier den Winter sehr gut aus, indeß ihre Brüder im Thale darunter erliegen. Je mehr man sich Sanspareil nähert, desto mehr vermißt man das lebhafte Grün der Wiesen, und die sanftrieselnden Quellen, an welchen Bayreuths Gegenden so reich sind; die Berge sind nur hie und da mit dürftigem Grase spärlich bekleidet, oder tragen dichte Waldungen von jungen Fichten, Birken und Tannen, aus denen sich hier und dort ein ehrwürdiges Felsstück ganz insolirt erhebt, das oft auf seinen kahlen Gipfel eine Tanne trägt, deren lange Wurzeln den Felsen gleichsam umschlingen, und in den Felsenritzen ängstlich nach dürftiger Nahrung zu suchen scheinen. Wohin das Auge hier blickt, sieht es Waldung, und doch ist beinahe Mangel an Holz in diesen Gegenden, denn das meiste Holz ist Laubholz, an schwarzen Holze fehlt es sehr. Auffallend ist es, daß man hier, wo es doch so ganz an Viehweide fehlt, das stärkste und schönste Rindvieh antrifft. Die Art zu pflügen ist durch ganz Sachsen und Franken von der unsrigen sehr verschieden; man zieht die Furchen noch einmahl so tief, so daß immer 3 oder 4 Reihen auf einem schmahlen gewölbten Beete stehen, das von beiden

Sei-

Seiten gleichsam mit einem tiefen Graben eingefaßt ist. In thonigtem Boden ist diese Art zu pflügen sehr nöthig, da man nothwendig die Feuchtigkeiten ableiten muß, damit sie das Korn nicht erstikken; aber hier scheint es nur Gewohnheit, nicht Bedürfniß zu seyn. Man kann sich lange nicht überreden, daß dieser Weg über steinigte Felder und steile Berge zu einem der reitzendsten Lustörter hinführe, der den Namen Sanspareil auch nur einigermaßen verdiene, und fängt endlich an, der Versicherung der Bayreuther zu glauben, daß man hier am Ende des Mai in ein wahres Sibirien komme, wo alles noch die stärksten Spuren des kaum gewichenen Winters trage, indeß um Bayreuth alles schon in das schöne Gewand des Frühlings gekleidet ist. Aber auf einmahl öffnet sich, indem man den letzten Berg ersteigt, ein unbeschreiblich schönes Thal, welches nur hie und da sanft gewölbt, und mit den schönsten Kornfeldern, die nur selten von kleinen Gebüschen unterbrochen werden, bedeckt ist. Mitten in demselben zeigte sich der reitzende Buchenhain, der die schönen Anlagen Sanspareil's einschließt; erst seit wenigen Tagen hatte er sich belaubt, und so muß man ihn sehen, wenn man ihn in seiner größten Schönheit

sehen will. Das Vorurtheil, daß hier alles weit später erst im Schimmer des Frühlings sich zeige, rührt bloß daher, weil der letzte Markgraf einigemahle hier im August eine ungewöhnlich kalte Witterung erlebte, und genöthigt war, in geheitzten Zimmern ein Winterleben zu führen. Die verzärtelten Höflinge erheben darüber ein lautes Klagegeschrei, und die Bayreuther, gewohnt, dem Hofe alles nachzusprechen, stimmten treuherzig in die Wehklage ein, und so pflanzte sich das Vorurtheil fort. Dazu kommt, daß der Weg sehr gefährlich und mit so viel Beschwerden verknüpft ist, selbst wenn man in einem bequemen Wagen sitzt, und daß man wenigstens 3 Stunden fahren muß, ehe man diesen reitzenden Ort erreicht. Das Landvolk ist in diesen Gegenden unbegrenzt höflich, oder soll man's sklavisch nennen? Fährt man in einer Halbchaise, so wird gewiß keiner, ohne ehrerbietig gegrüßt zu haben, vorüber gehen; eine dicke Bauersfrau stellte sich sogar in Positur, um uns in bester Form einen Knix zu machen. Der reizende Buchenhain, welcher Sanspareil ausmacht, enthält die schlanksten, höchsten und stärksten Bäume der Art, die man nur sehen kann, und hat seine Reitze beinahe durchaus der Natur zu verdanken. Sie schuf

hier

hier mächtige Felsenstükke, mit dem schönsten Moos und Immergrün bekleidet, welche bald eine kühle Grotte, bald einen bequemen Sitz, bald ein riesenmäßiges Thor, bald eine tiefe, finstere Höhle, bald ein gewölbtes Dach zum Schutz vor der Witterung bilden, und in den sonderbarsten, frappantesten Formen unter dem reitzenden Halbdunkel der Buchen sich erheben. Die Zeit hat an einigen merklich genagt, und sie zerspalten, so daß sie nun einen Hohlweg bilden, und überraschende Ansichten eröffnen. Einige tragen auf ihren Gipfeln kleine Lusthäuser mit Thürmen, deren glänzendes Dach vornher einen sehr angenehmen Anblick gewährt. Auf diesen Gipfeln hat man eine grenzenlose Aussicht: in weiter Ferne sieht man die Pfälzischen Gebürge sich erheben. Die ganze große Ebene, in welcher der Buchenhain liegt, ist vor den Blikken des Wanderes ausgebreitet, und diese Ebene gewährt wegen ihrer sonderbar gestalteten Felsenmassen, welche alle isolirt, wie hingestellte kolossolalische Statuen da stehen, einen entzükkenden Anblick, der nothwendig einen jeden überraschen muß, selbst den, welcher an den Anblick gebürgigter Gegenden noch so sehr gewöhnt ist. Was den Aufenthalt in Sanspareil besonders angenehm macht, ist die sanfte Kühlung,

lung, welche beständig in dem Buchenhain herrscht; denn die vielen Felsen unterhalten sie selbst dann noch, wenn die Luft rund umher erhitzt ist. — Die Ruinen eines alten Schlosses, welche den Gipfel eines steilen Felsen schmükken, und besonders ein runder Thurm, welcher sich in einer beträchtlichen Höhe auf diesem Felsen erhebt, verstärken die Reitze dieser Gegend ungemein. In der Ferne scheint es, als ob das niedliche Amthaus mit seinem kleinen Garten und seinen Gartenhäusern, und die am Fuße des Felsens, zum Theil an seinem Abhange liegenden, Bauerhäuser auf einander gethürmt wären. Der bizarre Geschmack der verstorbenen Markgräfin gab den Felsen, Höhlen und Grotten lauter Namen aus dem Telemach, den man daher hier bequem repetiren kann. In der großen, mit den isolirt stehenden Felsen geschmückten Ebene, wird man bei einem der Felsen durch den Anblick eines in der Grotte angebrachten Einsiedlers überrascht. Er sitzt in einer Grotte, die der Felsen bildet, an einem Tische, auf dem die Bibel aufgeschlagen liegt. In der That ist er so täuschend gemacht, daß man sogar in der ersten Minute noch nicht recht mit sich eins wird, ob es auch nur Bild sey. Neben ihm steht auf einem Tische ein Krug, Leuch-

ker und Trinkgeschirr, nebst anderen Sachen. — Der Wassermangel ist in diesen Gegenden so groß, daß manche Dörfer es auf 4 Stunden weit holen, und Cisternenwasser gebrauchen müssen. Diese Cisternen nennt man hier Hiele, daher die Dörfernamen: Großenhiel, Kleinhiel u. s. w. Der viele Kalkstein saugt unstreitig alles Quellwasser ein, und verursacht den Mangel. — Wir kamen zeitig genug nach der Stadt zurück, um die Eremitage noch zu besuchen, welche nur ½ Stunde von der Stadt entfernt liegt. Sie hat den Vorzug der häufigeren Aussichten, der größeren Abwechselung, und des Reichthums an Wasser vor der Fantaisie. Der Sonnentempel ist prächtig und geschmackvoll. Eine Fasanerie, ein kleines Schloß, viele Wasserkünste, und ein überaus schöner Birkenhain bringen Abwechselung genug hervor.

Reise von Bayreuth nach Erlangen.

Von Truppach an wird der Weg steinigt und bergigt. Der Doktorsturz (ein steiler Berg,) und der Speckberg bei Wüstenstein, (einem überaus romantisch liegenden Dorfe) sind gefährlich zu be-

fah-

fahren. Die Gegend ist wild, die Aussichten sind reizend. Die Berge reihen sich an einander, und dennoch ist der Acker überall sehr fruchtbar. Die Rücken der Berge sind mit ungeheuren Felsstücken wie besäet, die wie Ballen auf einander gethürmt sind. Man wird oft getäuscht, indem man auf einem Bergrücken fährt, und den jenseits eines noch unsichtbaren tiefen Thales fortgehenden Weg auf der gegenüberstehenden Bergspitze vor sich sieht; denn indem man auf einer weiten Ebene zu fahren glaubt, steht man plötzlich an einem schroffen Abhange, und sieht in ein enges Thal hinein, das von einem klaren Flüßchen gewässert wird, und an dessen Rande ein noch steilerer Berg sich erhebt. Reizend ist die Ansicht der neben einander hingehenden Bergrücken in diesem fruchtbaren Thale, das einen hellgrünen Grasteppich hat, und in welchem man bis nach Wüstenstein sieht. Man muß hier Kräfte sammeln, um den steilen Berg zu ersteigen, an dessen Fuße man steht, denn selbst der Fußpfad ist äusserst beschwerlich, weil große und kleine Felsstücken den schroffen Abhang bedecken, und man ängstlich nach einem Platze für seinen Fußtritt suchen muß. Aber desto lebhafter ist dann auch die Freude über die schöne Aussicht, die sich

nun im Rücken öffnet, theils in das untenliegende Thal, theils über die entgegenstehenden, sich über einander thürmenden Berge hinweg, welche hier eine herrliche Gruppe bilden. Mittags kamen wir in Streitberg an, einem Dorfe, das auf der Hälfte des Weges nach Erlangen liegt. Indem wir aus der Tiefe auf eine Bergspitze kamen, wurden wir durch den Anblick des schönsten Thales, das man sehen kann, aufs angenehmste überrascht. Es zieht sich zwischen 2 langen Reihen von waldigten Felsen, die zum Theil mit schönen Ruinen geschmückt sind, gleich einem Garten hin, und mit Recht kann es ein gelobtes Land genannt werden, denn es ist, als ob die Natur eilte, hier ihre Gaben reichlich auszutheilen, und alles mit Segen zu überschütten, indeß sie dem übrigen Theile des Landes noch spärlich die neuen Gaben zutheilt. Hier sahen wir (in der Mitte des Maies) keinen Baum mehr unbelaubt; selbst die Eiche und der Nußbaum, überall noch in das Wintergewand gehüllt, standen hier schon im Frühlingskleide da, und das Korn hob sich bereits, mit starken Aehren geschmückt, im dichten Walde empor. Der üppigste Graswuchs, die blendendste Baumblüthe und die sanfteste Wärme ließ es uns augenblicklich

ver-

vergessen, daß wir noch in der Mitte des Maies lebten, und versetzte uns mitten in den Sommer hin. Tief im Hintergrunde lag, mitten in dem gesegneten Thale, das sich zuletzt zu einer weiten Ebene erweitert, die kleine Bambergische Stadt Ebermansstadt mit ihren Thürmen, deren Einwohner wenige Wochen später, bei dem Einbruch der Neufranken, ein bedauernswürdiges Opfer ihrer Bigotterie wurden. Die forellenreiche Wiesent schlängelt sich in den gefälligsten Krümmungen und mit sanften Fällen durch dieß reizende Thal hin, und giebt ihm den Namen Wiesentthal. An ihren schönen Ufern sieht man dem Plätschern der Forellen sinnend zu, und kommt, von ihr geführt, zwischen = Mühlen hindurch, welche sie treibt, nach dem durch seine unterirdischen Herrlichkeiten berühmten Muggendorf, das, an den Fuß eines hohen Berges gelehnt, das Thal auf dieser Seite zu verschließen scheint. Aber kaum hat man sich diesem Dorfe genähert, so sieht man mit Entzücken das schöne Thal auf einmahl zur Rechten noch schöner sich wieder öffnen, und von den Bergen eingefaßt, bald sich verengen, bald erweitern. Hinter dem Dorfe steigt man einen zwar sanften, aber sehr weit gedehnten, und daher äusserst ermüden-

den Bergrücken, der mit schönen Linden besetzt ist, hinauf, um zu dem Eingange der wunderbaren Höhle zu gelangen, welche der Leipziger Prosector Rosenmüller vor 4 Jahren entdeckte, und nach der seitdem unaufhörlich von nahe und ferne gewallfahrtet wird. Der Führer Wunder, dessen Namen auch eine Höhle trägt, die er entdeckte, ein alter, schon 72 jähriger Mann, war eben mit 2 Erlanger Studenten hinaufgestiegen, als wir in Muggendorf gegen 3 Uhr ankamen. Mit desto größerer Eilfertigkeit mußten wir nun den Berg ersteigen, und fanden, durch die Dienstfertigkeit eines im Thale arbeitenden Bauern unterstützt, glücklich den Eingang der sehr berühmten Höhle, der sehr versteckt liegt, und mit einer Thür verschlossen werden kann. Wir standen auf einem Austritt, den der Felsen bildete, vor dem unerträglichen Sonnenbrande durch eine Felsenwand geschützt, voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, labten uns an der kühlen Bergluft, und an der reizenden Aussicht auf das Thal, das wir in seinen fernsten Krümmungen mit unsern Augen verfolgen konnten. Das schöne Dorf lag zu unseren Füßen, und der eben erstiegene Berg schien, von hier aus gesehen, nur ein sanfter Hügel zu seyn.

Steil

Steil wie eine Wand war der Felsen, auf dem wir standen, und nicht ohne Grausen konnten wir in die düstere Tiefe hinabsehen. Der dumpfe Schall der Stimmen aus der Höhle wurde immer stärker und vernehmlicher, je näher die Herabgestiegenen dem Eingange kamen; wie das Aechzen eines Gefangenen, das aus dem unterirdischen Kerker hervor tönt, ließen sich die Töne der Sprechenden anhören, und ich konnte mich eines gewissen Schauders beim Anblick der aus dem engen Schlunde der Höhle hervorragenden Spitze einer Leiter, auf der wir nun 40 Stufen tief hinabsteigen mußten, nicht erwehren. Endlich erschien der alte Wunder mit seinen Begleitern, alle Lichter in der Hand, und mit Schmutz bedeckt, und nach einiger Erholung stiegen auch wir, von ihm angeführt, in die unbekannte Unterwelt hinab, deren rauheres Clima uns anfangs gar nicht behagen wollte. Vorsichtig betraten wir eine Stufe nach der anderen, und mit jeder zurückgelegten Stufe wuchs der Muth, schwand die Besorgniß. Ein Blick unter meinen Füßen im Hinabsteigen zeigte mir bei dem schwachen Schimmer einiger Lichter die grausende Tiefe, welche ich noch vor mir hatte, und verstärkte meine Vorsicht. Die letzten Stufen der Leiter wa-

ren vom Tropfsteine angefeuchtet und schlüpfrig. Endlich standen wir auf dem feuchten und steinigten Boden der Höhle, und blickten zu ihrem hohen Gewölbe, und zu der Oeffnung, welche nur sparsam die Strahlen des Tageslichtes uns zuschickte, verwunderungsvoll hinauf. Wir hatten nun in der Höhle eine kleine Anhöhe zu erklettern, und nahmen daher unsere Lichter zur Hand. Die Steine glänzten von der herabträufelnden Feuchtigkeit, und von Zeit zu Zeit fielen große Tropfen auf unsere Kleider. Auf die Spitze der Anhöhe hatte der Führer eine hohe Stange, mit einigen Lichtern besetzt, aufgerichtet, welche das weite und hohe Gewölbe unsern Blicken öffneten. Endlich standen auch wir auf dieser Spitze, und sahen nun über uns die wunderbaren Spiele der Natur an dem zu uns sich herabsenkenden Gewölbe. Der Tropfstein hatte hier lange Zapfen gebildet, wie der Frost am Dache sie bildet, und zu unseren Füßen standen unzählbare kegelförmige Steine mit oben eingedrückter Spitze da, auf welche wir die Tropfen herabfallen, und daran herunter gleiten sahen. Jetzt überraschte uns der Schall einer Glocke, den wir in der Höhe zu vernehmen glaubten, und als wir aufblickten, sahen wir, daß der Führer an ein

flügelförmiges Steinstück mit seinem Stokke anschlug, das diesen wunderbaren Schall von sich gab, der nun in der weiten Höhle noch lange dumpfig nachhallte, und endlich in ein sanftes Sumsen sich auflöste und verlohr. Das Licht des Führers erhellte uns nun eine enge Oeffnung in der Hinterwand der Höhle, durch welche der alte Mann mit bewunderuswürdiger Leichtigkeit in eine kleinere Höhle kroch, zu der dieß Loch der Eingang war. Es war der Mühe werth, ihm nachzukriechen, um die wunderbaren Gestalten zu betrachten, welche der Tropfstein hier, vielleicht seit Jahrhunderten, gebildet hatte, und zu sehen, wie er die langen Zapfen noch beständig verlängerte, indem der junge Stein, gleich einem durchsichtigen runden Eisstückchen sich ansetzte. In dieser Höhle kann man nur gebückt oder sitzend sich aufhalten, und kriecht dann auf dem Bauche durch eine noch engere Schlucht in eine zweite hinein, in der 2 Menschen aufrecht stehen können. Auch hier ist noch nicht die äusserste Vertiefung der Bergwand; denn wenn man sich das mühselige Kriechen, wobei es Kunst kostet, sein Licht fest zu halten, und für seine Knie den möglichst schmerzlosen Platz zu ersehen, noch ein drittes mahl gefallen läßt, so sieht man sich end-

lich in dem Allerheiligsten, und kniet, (denn auch hier ist an kein Stehen zu gedenken) vor einer großen Melone und mehreren Birnen, welche der Tropfstein hier an das Gewölbe gehängt hat. Diese Höhle heißt die Wachskammer. Es thut einem wohl, wenn man nun den Rückweg vollendet hat, und ohne Scheu vor den Steinzapfen sich wieder aufrecht stellen kann. Der Führer appellirt nun an die blühende Einbildungskraft seiner Begleiter, um sie an der einen Seite des sich herabsenkenden Gewölbes eine Kanzel und ein kleines Kind, nebst manchen anderen Feengestalten sehen zu lassen, und wenn ihm dieß nicht gelingt, so macht er sie auf ein kleines Wasserbekken in der Tiefe, voll des reinsten und wohlschmeckendsten Wassers, aufmerksam. So kalt es auch in der Höhle ist, so kommt man doch, vom Schweiße triefend, heraus, denn das Klettern und Kriechen ist eine sehr mühselige Arbeit. Der Führer sammelt nun seine Lichter, und jeder nimmt seinen Stab, um ihm eine Stunde weiter durch den schönen Hain, der hier die Berge bekleidet, nach 2 anderen Höhlen, dem Brunnenstein und Schönstein, zu folgen. Die erstere ist nicht sehr interessant. Sie hat eine sehr weite Oeffnung, und gleicht mehr einer Grotte,

hat auch mehr als eine Oeffnung, so daß sie durch das Tageslicht genugsam erhellt wird. Merkwürdig ist sie nur deswegen, weil in ihrem Inneren eine überaus schöne Quelle angetroffen wird, deren Wasser ganz rein und sehr wohlschmekkend ist. Hiedurch wird sie für die Reisenden sehr wohlthätig, denn der Weg bis zu ihr ist äusserst ermüdend, indem er auch zum Theil bergan geht, und man durch das Kriechen und Steigen in der Rosenmüllers-Höhle schon sehr abgemattet ist. Der Führer holt, nicht ohne die größte Beschwerlichkeit, das Wasser aus dem Inneren, indem er durch eine entsetzlich enge Schlucht der Felsenwand sich mehrere Minuten, auf dem Bauche kriechend, fortarbeitet. Der Felsen hat von aussen viel schönes, und liegt in einer dicken Wildniß, so daß man sich durch Dornen und dichtes Gesträuch den Weg zu ihr hin bahnen muß. — Sehr interessant ist der nahe dabei liegende Schönstein, auch von einer dichten Wildniß und schönen Felsentrümmern, dicht mit Moos bekleidet, umlagert, über welche man mühsam hinweg klettert, und dann auf einmahl vor einer hohen Felsenwand steht, welche eine kolossalische Spalte hat. Durch diese steigt man, wie zwischen 2 Mauern in die schöne Höhle. Bei-

nahe

nahe der ganze Eingang kann nur, auf dem Bauche kriechend, passirt werden, und ist daher äusserst beschwerlich: aber man findet seine Mühe reichlich belohnt, wenn man endlich unter das weite, mit Stalaktiten besäete Gewölbe tritt, das anfangs wie mit grauem Marmor bekleidet aussieht, sich dann immer mehr erweitert, und nun die schönsten Gebilde des Tropfsteins sehen läßt. Ihr Umfang ist ausserordentlich groß; mit jedem Schritte entdeckt man neben sich neue Höhlen, oder grausende Vertiefungen und Abgründe, in welche die unter den Füßen hinweggleitenden Steine mit schauerlichem Getöse hinabrollen. Man steigt auf eine Anhöhe, um den sogenannten Oelberg, und eine sonderbar gebildete Säule zu sehen, welche auf dem Gipfel der Anhöhe steht. Das Rauschen der herabfallenden großen Tropfen, das dumpfe Rollen der glatten Steine, auf welchen man einher geht, die hohlen Stimmen der Wandernden, und die finsteren Grüfte, welche man beim Schein der Lichter zu seinen Füßen entdeckt; dieß alles versetzt die Seele in eine ganz eigene, unbeschreiblich feierliche Stimmung, und bei dem Anblick einiger großen Felsstücken, welche unlängst von dem großen Gewölbe sich losrissen, und auf den Boden herab-

stürz-

stürzten, kann man sich eines gewissen Schauders nicht erwehren, und den Gedanken an die Möglichkeit, daß ein Felsstück sich vor den engen Eingang hinwälzte, und ihn versperrte, nicht ganz unterdrücken. Die Sonne näherte sich bereits ihrem Untergange, als wir durch die schmahlen Felsenritzen und engen Löcher hindurch wieder an's Tageslicht kamen, und nun den Felsen noch einmahl betrachteten, der solche Wunder der Natur in seinem Inneren verbirgt. Wir ruheten ein wenig von den mannigfaltigen Beschwerden des Tages, und erkletterten dann noch den schönen Felsen, der unserem Wirthshause in Streitberg gegenüber, jenseits des schönen Thales lag, und die romantischen Trümmern der Burg Neideck trug. Die Sonne war schon untergegangen, oder warf doch ihre letzten hochrothen Strahlen auf den schroffen Fels, an dessen Rande ein Thurm sich so kühn erhebt, daß man ihn in jedem Augenblicke von dem hohen Felsen herabstürzen sieht. Der Aufgang zu diesem Felsen, der, von den jenseitigen Bergen aus gesehen, nur ein Hügel zu seyn scheint, weil seine Brüder so weit über ihn hervorragen, ist eben so schön, als der Felsen selbst. Es geht durch dickes Gesträuch, oft über herabgerollte Fel-

sen-

senstücke hinweg, allmählig hinauf, und man wandelt so lange in der neugekleideten dichten Waldung, bis man auf der Spitze ist, wo man nun mit Gefühlen, die sich leider nicht beschreiben lassen, in das schöne Thal hinabblickt, dessen Hintergrund Muggendorf zu seyn scheint. Rund um sich her die Ueberbleibsel einer ehemals stolzen und glänzenden Burg, ein ernsthaftes Bild des Unbestandes der Menschen und ihrer Werke, und zu seinen Füßen die Natur in ihrem schönsten Schmukke!

Der Weg nach Erlangen geht nun durch das reizende Thal hindurch. Die Crucifixe und Heiligen-Bilder am Wege bezeichnen den Anfang des Bambergischen Gebiets sehr deutlich. Die Fruchtbarkeit des Landes ist groß, und besonders erstaunt man über die Menge und Schönheit der Obstbäume. Der Weg ist abscheulich, denn er wird nie verbessert, und zwar aus Politik, damit es den Fränkischen Kaufleuten nie einfallen möge, vor Bamberg vorbei zu reisen, und den näheren Weg nach Leipzig über Bayreuth zu nehmen. Man kann an einigen Orten beinahe mit Wagen und Pferden versinken in dem grundlosen Schlamme, an andern so umwerfen, daß alles in Trümmern geht. Das Volk ist sklavisch und dumm; von seiner

Dienstfertigkeit darf der Reisende wenig erwarten, so ehrerbietig sie ihn auch grüßen. Ebermanstadt präsentirt sich allerliebst im Thale, aber man findet es auch nur in der Ferne schön. — Das Städtchen Kirch-Erbach ist ebenfalls elend gebaut. Wir gingen in die buntscheckige Kirche, wo alles eifrig betete, und die Weiber in ihre großen weißen Regentücher gehüllt, einen sonderbaren Anblick verschafften. Die meisten Häuser waren sehr possierlich mit Jesuskindlein geschmückt. Hinter der Stadt kamen uns viele Wallfahrtende mit entblößtem Haupte, und den Rosenkranz eifrig betend, entgegen. Wenn man auch geneigt seyn sollte, den sinnlosen Gottesdienst, der noch immer ohne die geringste Verbesserung in diesem und dem benachbarten Ländchen gefunden wird, und die damit verbundene, größtentheils auch davon ausgehende Unwissenheit, Intoleranz und Lasterhaftigkeit, nicht der bischöflichen Regierung zuzuschreiben, sondern anzunehmen, was doch nicht sehr wahrscheinlich ist, daß auch die Regierung eines weltlichen Fürsten hierin noch jetzt nichts würde bessern können; so kann man sich dennoch, um so vieler andern Gebrechen willen, welche ganz unmittelbar und unausbleiblich die Folgen einer geistlichen Regie-

rung sind, nicht entbrechen, zu wünschen, daß mancher Kaiser, und mancher deutsche Fürst überhaupt, es sich ehemals nicht so sauer hätte mögen werden lassen, Bisthümer zu stiften. Wie wenig verstanden sich doch diese, von religiöser Schwärmerei verblendeten Fürsten auf ihren eigenen Vortheil! Besonders lebhaft wird jener Wunsch auf einer Reise durch dieses von der Natur so vorzüglich mit ihren schönsten Gaben erfüllte Ländchen, bei dem Gedanken an die Art, wie es einst die übelverstandene Frömmigkeit Kaiser Heinrichs des Zweiten den Händen der herrschsüchtigen Geistlichkeit überlieferte, und auf diese Art seine Bewohner für Jahrhunderte einer so harten Knechtschaft unterwarf. Der bigotte Kaiser glaubte seinem geliebten Erbgute Bamberg keine größere Wohlthat erzeigen zu können, als wenn er es zu einem Bisthum erhöbe. Anfänglich bezeigte sich der Bischof von Würzburg willig, dem Kaiser dazu einen Strich Landes an der Rednitz zu überlassen, weil er bei dieser Abtretung auf einer anderen Seite bedeutenden Vortheil für sich zu erhalten hoffte. Da er aber bald sahe, daß diese Hoffnung wohl nicht erfüllt werden möchte; so nahm er jene Abtretung zurück. Der fromme Kaiser suchte nun auf einer

Kir=

Kirchenversammlung, die im J. 1006 zu Frankfurt a. M. gehalten wurde, die Erfüllung seiner Wünsche zu erlangen, und seine Bigotterie reißt ihn hier zu beinahe eben so entehrenden freiwilligen Demüthigungen hin, als die waren, welchen sich 60 Jahre später der unglückliche Heinrich IV. zu Canossa unterwarf; Demüthigungen, welche bei einem so staatsklugen und männlichen Kaiser, als Heinrich II. war, unbegreiflich seyn würden, wenn man nicht wüßte, daß fromme Schwermuth und ungezügelte Einbildungskraft ihm nicht selten Erscheinungen von Heiligen, und Träume von Teufeln verschafften, und ihn so der Gewalt der Priester überlieferten. Heinrich warf sich zu Frankfurt vor den versammelten Vätern zur Erde nieder, und erzählte ihnen mit inniger Rührung, als ihn der Bischof von Mainz aufgehoben hatte, daß er, weil er keine Erben hoffen dürfe, um der künftigen Vergeltung willen (man sieht, der gute Kaiser wußte noch nichts vom Kantischen Moralprincip) Christum zu seinem Erben eingesetzt, ja sich selbst mit allen seinen Gütern schon längst Gott zum Opfer dargebracht habe. Hierauf bat er sie, ihm doch bei Stiftung eines Bisthums nicht hinderlich zu seyn. Seine Gemahlinn und sein Bruder, beide

gegenwärtig, stimmten in seine Bitten ein. Der Bischof von Halberstadt suchte hierauf den eigensinnigen Bischof von Würzburg zur Einwilligung zu bewegen; dieser aber ließ die Synode durch seinen Kaplan ausdrücklich bitten, nichts zum Nachtheil seiner Kirche geschehen zu lassen. Dadurch wurden die schon für Heinrich gestimmten Bischöfe wieder wankend. So bald der Kaiser dieß bemerkte, suchte er aufs neue, sie durch Fußfälle zu gewinnen. Endlich thun sie den einmüthigen Ausspruch: das Verlangen des Kaisers sei den Gesetzen nicht zuwider, und er ernannte nun seinen Kanzler Eberhard zum ersten Bischof von Bamberg. — Man sieht im Bambergischen überall vortreffliches Rindvieh, schöne Weinberge und den besten Wiesewachs, es ist ein wahrhaft gelobtes Land! Daher giebt es auch überall reiche Bauern und fette Pfaffen. Hie und da hat man vortreffliche Ansichten des immer weiter sich ausdehnenden paradiesischen Thales. Desto mehr fällt dann eine große, zum Theil mit dem tiefsten Sande bedeckte Ebene auf, in welcher das von den Forchheimern ehemals zerstörte Schloß Scharfeneck in seinen großen Ruinen sich sehr gut ausnimmt. Nahe dabei liegt Bayersdorf, ein sehr gut

ge=

gebauter Marktflecken. Der Ort wimmelt von Juden. Dieß war der erste preußische Ort, den wir sahn, nachdem wir 6 Stunden im Bambergischen Gebiete gefahren waren. Der tiefe Sand verkündigt das preußische Gebiet; die Rednitz mit ihren sonderbaren Mühlen zur Bewässerung der Wiesen zeigt sich. An den Rädern sind nehmlich wie Feuer-Eimer gestaltete Gefäße angebracht, welche sich beim Durchgehen durchs Wasser füllen, und dann oben in eine Rinne ausgießen, aus welcher wiederum kleinere Rinnen, gleich Kanälen, nach der Wiese ausgehen. — Es war natürlicher Weise in E. unser erstes Geschäft, die akademischen Professoren kennen zu lernen. Abicht ist ein Mann von trefflichem Charakter, bescheiden, ruhig, und doch von stets regem Eifer für das Gute, gewissenhaft, arbeitsam in hohem Grade, schlicht in seinem Anzuge, wie in seinem ganzen Wesen, hält er beinahe zu wenig auf das Aeussere, und hat eine natürliche Finsterkeit in seinem Gesicht. Aber kränklich, ein Opfer der Spekulation und der Schriftstellerei um des Brotes willen. Solch ein Mann hat nur 400 Gulden, und auch diese hatte er erst seit einigen Wochen, bis dahin hatte er nur die Hälfte gehabt. Seine Vorlesungen können ihm nur wenig einbrin-

gen, theils weil die Frequenz der Universität überhaupt nicht groß ist, theils deswegen, weil er nicht den anziehenden Vortrag hat, durch den Mehmel für Studenten so interessant auf dem Katheder wird; endlich auch aus dem Grunde, weil es noch kein Mittel giebt, die Studenten dahin zu bringen, daß sie dem Professor sein ärmliches Honorar entrichten. Wäre es möglich, den Brotneid, die kleinlichen Aemulationen, und den Fakultätsgeist aus den Seelen der akademischen Lehrer zu verbannen, und sie zu einer gemeinsamen Verfahrungsart, und zu der Ehrlichkeit, dieser Verfahrungsart unabänderlich getreu zu bleiben, zu bringen, so würde kein Student mehr seinem Lehrer den verdienten Lohn entziehen, und dafür Hunde füttern und Buhlerinnen nähren, oder im Lande herumstreichen können. Die sogenannten Fiskäle sind hier auch nicht zu finden, weil sie nicht nöthig sind; die Pedelle sind die Fiskäle der Professoren, und so ist's unstreitig besser, denn nun giebt es keine 12 und 15 jährige Studenten. — Abichts Vortrag ist gründlich, aber weitschweifig, und wegen der langen verschlungenen Perioden dunkel, so daß doppelte Anstrengung erforderlich ist, um ihm zu folgen; einmahl die, welche durch die Materie, und

dann

dann die, welche durch die Form des Vortrags nothwendig wird. Und der Student entschließt sich kaum zur einfachen Anstrengung. Es wäre gut, wenn ein solcher Mann seinen ganzen Vortrag aufschriebe und vorläse. Die Dunkelheit und Enge des Auditoriums macht gegen Mittag, bei heißen Ta :n, noch eine neue körperliche Anstrengung nothwendig. Aeußerst selten findet man hier ein heiteres, geräumiges Auditorium, und ein solches ist doch so nöthig für solche Zuhörer! — Man ist es zwar leider im Ganzen gewohnt, den großen Haufen der Studierenden auf fast allen deutschen Akademien in Ansehung der Sittlichkeit und selbst der äusseren Anständigkeit so weit gesunken zu sehen, daß sie kein Bedenken tragen, grobe Zweideutigkeiten und Verstoße gegen Ehrbarkeit und Delikatesse auch unter solchen Menschen sich zu erlauben, von denen sie wissen, daß sie in dieser Rücksicht noch von der allgemeinen Sittenlosigkeit unangesteckt geblieben sind. Dennoch muß selbst dem, der sich durch öfteren Aufenthalt auf Akademien schon einigermaßen an diesen unglücklichen herrschenden Ton gewöhnt hat, die Art ausserordentlich auffallen, wie sich in Erlangen Studierende von guter Erziehung unterhalten, wenn

sie unter sich sind, oder sich nicht genieren zu dürfen meinen. Es ist hier so weit gekommen, daß man sich mit der größten Unbefangenheit und Schamlosigkeit Anekdoten von der niedrigsten Art erzählt, und einander in dieser edlen Freimüthigkeit (dafür hält man in der That das grenzenlose Zotenreißen) zu übertreffen sich bemüht. Aber beinahe fällt noch mehr, als diese Sittenlosigkeit selbst, die Quelle auf, aus welcher die jungen Leute den Stoff zu diesen sauberen Unterhaltungen schöpfen. Man hört mit Erstaunen, daß die Studierenden, wenn sie nun ein recht starkes Stück der Art unter lautem Beifallsgelächter zum Besten gegeben haben, einen ihrer berühmtesten akademischen Lehrer als Auctorität nennen, und dieser eifrige Prediger der Sittenlosigkeit muß einen ausserordentlichen Schatz von solchen schmutzigen Geschichten gesammelt haben, durch die er seine Vorlesungen würzen zu wollen scheint; denn wem es seine Delikatesse erlaubt, oder wer durch die Umstände einmahl genöthigt ist, einer Studentenunterhaltung nur auf eine Stunde sein Ohr zu leihen, wird gewiß bei 20 und 30 schmutzigen Anekdoten, die erzählt werden, immer diesen berühmten Herrn Professor als Auctorität citiren hören. Es ist mir her-

hernach bei dem Besuch mehrerer deutschen Universitäten aufgefallen, daß ziemlich eine jede derselben unter ihren Docenten einen oder auch mehrere zählt, welche, wenn auch nicht ganz auf eine so grobe, doch auf keine viel bessere Art sich Beifall und Zulauf, und ihren Zuhörern Unterhaltung zu verschaffen suchen. Es scheint diesen selbstgenugsamen Herren nie einzufallen, daß das ehrwürdige Geschäfte, welches ihnen durch ein öffentliches akademisches Lehramt übertragen worden ist, sich nicht bloß darauf erstrekken solle, Kenntniß einer bestimmten Wissenschaft zu verbreiten; sondern daß es auch ihre heiligste Verpflichtung sei, für die Erhaltung und Verbreitung guter Sitten und edler Grundsätze zu sorgen, und zwar darum, weil sie es in ihrer Lage mit dem besten Erfolge können, indem die Augen so vieler auf sie gerichtet sind. Aber die meisten haben so wenig den Ehrgeiz, auch von dieser Seite auf ihre Zeitgenossen zu wirken, und ihren Ruhm zu vergrößern, daß sie vielmehr recht darauf ausgehen, Verachtung und Verspottung alles dessen, was den Besseren unter den Menschen heilig und ehrwürdig ist, und Niederreissung der einzigen Stützen, welche die Moralität der Schwächeren und Kleinen am Geist noch

 bei

bei dem Geiste der Zeit behalten hat, durch ihr Beispiel und ihre leichtsinnigen Urtheile zu bewirken. Daß sie bei diesen elenden Kunstgriffen, Beifall zu erhaschen, bei dieser freiwilligen Uebernehmung der Rolle eines Possenreissers, zu elenden Marktschreiern herabsinken, und in der Folge denen selbst höchst verächtlich werden müssen, welche im Taumel des jugendlichen Leichtsinns ihnen durch lautes Gelächter ihren Beifall zu erkennen geben, daran scheinen sie wohl nie zu denken; sonst müßten sie doch endlich einmahl anfangen, sich zu schämen. Manche unter diesen berüchtigten akademischen graduirten Zotenreissern verdienen freilich einige Entschuldigung, weil sie eine schlechte Erziehung genossen, und durch Armuth und Mangel an guten Sitten genöthigt wurden, auf den Umgang gebildeter Menschen, und besonders gebildeter Frauenzimmer so lange Verzicht zu thun, bis es zu spät war: oder auch, weil sie im Laufe ihres Lebens wohl gar eine geraume Zeit unter Matrosen und Soldaten sich herumtreiben mußten, von deren rauhen Sitten sie manche wider ihren Willen annahmen. Aber es giebt auch dagegen Andere, zu deren Entschuldigung sich doch auch bei der sorgfältigsten Nachforschung durchaus nichts her-

aus-

ausbringen läßt. Man kann sich diese räthselhaften Menschen nicht anders erklären, als wenn man annimmt, daß die Devotion, das Erstaunen, und die Begierde (zuweilen könnte man's wohl Heißhunger nennen) mit der die Katheder-Männer einen großen Haufen junger Leute, von denen doch viele schon in den Männerjahren sind, zu ihren Füßen sitzen, und die Weisheit, welche sie ausströmen lassen, verschlingen, oder dem Papier einverleiben sehen, gleich anfangs eine so üble Wirkung auf ihr Gehirn hervorbringt, daß sie entweder ganz, oder doch größtentheils den gesunden Menschenverstand verlieren, besonders da die meisten sehr bald die Bemerkung machen, daß er zum Vortrage ihrer Wissenschaft, wenn sie nur erst den Inhalt derselben in zierliche Hefte gebracht, und gehörig mit Anekdoten, Rodomontaden, satyrischen Einfällen und witzigen Bemerkungen versetzt haben, sehr entbehrlich sei. Dazu kommt, daß die ewige Wiederholung dieser ihrer Heftgelehrsamkeit, welche sie vielleicht noch dazu dem angebohrnen Talent zum Compiliren verdanken; dieser nie aufhörende, und sich nie verändernde Mechanismus, ihre Seelenkräfte bald so sehr abstumpft, daß ihnen wenigstens von gesunder Beurtheilungskraft und sittlichem Gefühl

nur noch eine ganz kleine Portion übrig bleibt. Desto leichter muß dann ihre Einbildungskraft die Täuschung in ihnen vollbringen können, unter der die Meisten unstreitig sich befinden, daß sie sich nehmlich im ganzen Ernst für untrüglich halten, und daß jeder Einfall, der sich ihnen zuweilen aufdrängt, ihnen als ganz unvergleichlich erscheint. Diese Täuschung muß durch die nie abnehmende und ihnen nie entstehende Bewunderung und den einstimmigen Beifall ihres Katheder-Publikums, der das höchste Ziel ihrer bescheidenen Wünsche ist, nothwendig stets lebendig erhalten werden. Denn das wird man so leicht nicht erleben, daß Studenten es bemerken, und durch Versagung ihres Beifallsgelächters ahnden, wenn der theure Lehrer einmal in den heißen Tagen des Sommers, oder in den heißen Tagen seines glücklichen Ehestandes, statt eines witzigen Einfalles einen complett aberwitzigen und faden vorgebracht hatte. Aeusserst merkwürdig ist es, daß bei manchen dieser Herren die Anwandlungen von Witz und Satyre ordentlich in eine Art von Instinkt überzugehen pflegen, wenn sie nehmlich schon eine geraume Zeit auf dem Katheder residirt haben. Sie sind nehmlich zuletzt so herrlich in den Mechanis-

mus

mus des Vortrags eingewiegt, daß alle die witzigen und satyrischen Einfälle, die sie seit ihrer ersten Vorlesung gehabt haben, sich ihnen treulich alle halbe Jahr, wenn sie nun abermahls an die merkwürdigen Stellen kommen, bei denen sie zuerst angebracht wurden, wieder darbieten, und zwar so treulich, daß sich nicht nur an dem Einfalle selbst, sondern auch an seiner mehr oder weniger possierlichen Einkleidung durchaus kein Pünktchen verändert hat. Das verdient doch wohl Instinct genannt zu werden, denn es geschieht ja ganz unwillkührlich, gedankenlos und mechanisch.

Glück, der berühmte Commentator der Pandekten macht, nebst Meusel, Abicht, Mehmel, Hänlein und mehreren anderen eine rühmliche Ausnahme von den akademischen Lehrern, die ich jetzt geschildert habe. Sein Vortrag ist überaus faßlich, systematisch und würdig, nicht durchwürzt mit Anekdoten, Schwänken und Zweideutigkeiten. Man merkt es ihm an, daß es ihm nicht, wie so vielen seiner Kollegen auf Deutschlands Akademien, gleich viel ist, ob seine Zuhörer mit Kenntnissen bereichert, oder ohne irgend einen Zuwachs ihrer Kenntnisse sein Auditorium verlassen, denn mit großer Sorgfalt, und doch ohne lästige Weitschweifig-

fig-

ſigkeit wiederholt er die vorkommenden Definitionen, die ſchwerſten und wichtigſten Sätze und Erklärungen. Die angeführten Beiſpiele ſind nicht bloß für die Erſchütterung des Zwerchfells, ſondern wirklich für die Erläuterung des Vorgetragenen berechnet, und nie aus der Luft gegriffen. Deſto mehr wäre es ihm zu wünſchen, daß ſeine Vorleſungen fleißig und bis zum Ende des halben Jahres beſucht würden; doch dieſer Ermunterung erfreut ſich weder er, noch irgend ein anderer Lehrer dieſer Akademie. Das Höchſte, wozu die meiſten Studierenden ſich entſchließen, iſt dieß, daß ſie nach und nach das Verſäumte durch mechaniſches Abſchreiben der Hefte ihrer fleißigeren Freunde, nach ihrer Weiſe, nachzuholen ſuchen. Es iſt nicht zu zweifeln, daß Mittel ausgefunden werden könnten, die Studierenden zum fleißigeren und ununterbrochenen Beſuch der Vorleſungen zu bringen, und zwar keine Zwangsmittel, welche freilich hierbei ſehr übel angebracht ſeyn würden. Allein dazu würde vor allen Dingen feſte Vereinigung der akademiſchen Lehrer, gemeinſchaftliche Bemühungen erfordert werden, und dieſe ſcheinen eben ſo unmöglich zu ſeyn, als Unterdrükkung des Brotneides, des Stolzes und der Intoleranz unter den Profeſſoren einer Univerſität möglich iſt.

Meusel ist ein sehr lebhafter und angenehmer Docent, und er wird daher gern gehört. Den meisten Zulauf hat sein sogenanntes Zeitungscollegium, welches er alle Sonnabende unentgeldlich liest. Mehr als 100 Zuhörer, und unter diesen manche Bürger der Stadt sammeln sich dann um ihn her, und er wird in der That durch dieses Collegium äusserst nützlich, da es keinesweges bloß ein zeitungsmäßiger Bericht von den wöchentlichen politischen Neuigkeiten, sondern ein sehr vollständiger, und mit vielen statistischen Bemerkungen bereicherter Vortrag über die Kriegsvorfälle, die Verhandlungen der Kabinette und Feldherrn ist, und auch die litterarischen Neuigkeiten nicht unberührt bleiben. Auf diese Art wird doch unter den Studierenden das Interesse für die großen Begebenheiten der Zeit unterhalten, welches ganz unbeschreiblich schnell verlohren zu gehen pflegt, so bald die Universität betreten worden ist, weil die kleinen Händel, Complotte, Verhandlungen und Vorfälle des Tages, besonders wenn das Interesse für einen Orden oder eine Landsmannschaft dazu kommt, sehr bald den jungen Musensohn so sehr anziehen und beschäftigen, daß er für nichts anders mehr Sinn hat, und selbst sein Studium ihm dadurch

gleichgültig wird. — Die Lebhaftigkeit und Laune, mit der Meusel von den politischen Vorfällen spricht, kann nicht anders, als Interesse dafür hervorbringen, obgleich auch gerade diese Laune es ist, welche ihn zuweilen auf Abwege führt, und seinem Vortrage etwas frappantes giebt. Dießmahl war das ganz besonders der Fall. Er fing, wie gewöhnlich, mit einem Ausrufe an. Idaliam, Idaliam (er unterscheidet d und t in der Aussprache nicht) rief der fromme Aeneas seinen muthlosen Gefährten zu, und so rufen auch jetzt die Machthaber Frankreichs ihren ermatteten Waffenbrüdern zu, indem sie ihren Blick auf Piemonts Nieren und den Schmalzkübel Mailands hinrichten. So begann er seinen Vortrag, und alles war gespannt. Dieß muß ich wohl erklären, fuhr er fort, und erzählte nun, daß die Italiäner ihr Land mit einem fetten Hammel zu vergleichen pflegten u. s. w. Dann rief er einmahl wieder aus: Ei, Ei, Herr Pitt, Sie haben sich betrogen, abermals betrogen, indem er von den großen Fortschritten der Franzosen in Italien sprach. Die Hälfte der Stunde wandte er zu einer Art von Nekrolog an, und dieß hat mir ganz vorzüglich gefallen, denn nur auf diesem Wege ist es möglich, junge Leute auf

Aka-

Akademien ein wenig mit ihrem Zeitalter bekannt zu machen, sie vor der gänzlichen Unwissenheit in Ansehung der Litteratur zu verwahren, und sie die großen Männer ihres Vaterlandes kennen und schätzen zu lehren. Meusel machte dießmahl den Tod vier der größten Männer Deutschlands bekannt, die kurz nach einander der Welt entrissen worden waren: Hippel, Uz, Knigge und Blankenburg. Er hätte immer auch noch den Schauspiel-Direktor Großmann, der den 20sten Mai, also nur 8 Tage nach Uz starb, hinzusetzen mögen, denn wenn er gleich mit keinem unter jenen vieren verglichen werden kann; so hat er doch durch seine beiden Schauspiele: Nicht mehr als sechs Schüsseln, und Adelheit von Veltheim, sehr auf seine Zeitgenossen gewirkt. — Wie sehr wäre es zu wünschen, daß diese Bemühungen des großen Litterators, der es weder dießmahl, noch jemahls bei einem bloß trokkenen Verzeichniß der Schriften der Verstorbenen, und Bemerkungen des Jahres und Tages ihrer Geburt bewenden ließ, von seinen Zuhörern recht geschätzt, und von seinen Kollegen auf anderen Akademien nachgeahmt werden möchten. Aber freilich müßten sie auch dabei eben so uneigennützig seyn, als Meusel ist,

denn nur dadurch würden ihre Bemühungen gemeinnützig werden. Doch das sind fromme Wünsche, deren Erfüllung bei der allgemeinen Goldgier, welche man selbst unter den reichen Lehrern auf Akademien mit Bedauern wahrnimmt, und bei dem Mangel an Sinn für Gemeinnützigkeit nicht zu hoffen ist. Jeder sucht seine gelehrte Waare so theuer als möglich an den Mann zu bringen, und sein Eifer kann nur mit der Zahl der Dukaten oder Louisdore steigen und fallen. Der unermüdete Litterator Meusel arbeitet jetzt an einem gelehrten Deutschlande seit dem J. 1750 bis zur neuesten Ausgabe des gelehrten Deutschlands, und zwar nach demselben Plane, welcher bei diesem Werke befolgt ist. Zugleich sammelt er an einem Deutschen Künstlerlexikon. Man kann ihm eine große Freude machen, wenn man ihm den Geburtstag eines Gelehrten, oder den Verfasser einer anonymen Schrift sagen kann, den er noch nicht wußte.

Der Professor Hildebrandt, ein junger Mann, der in seinem Aeusseren noch ganz Student ist, las öffentlich, (d. h. unentgeldlich) über die Regeln der Diätetik. Er hat einen sehr fließenden und angenehmen Vortrag, und daher auch

viel

viel Zuhörer. Ob er viele darunter durch seine Vorlesungen zu einer diätetischen Lebensart, von der die Studenten sehr entfernt zu seyn pflegen, bekehrt haben werde, ist mehr zu wünschen, als zu hoffen. In dem Biertrinken wird hier ausserordentlich viel gethan, und die Hauptlustbarkeiten, welche die Studenten bei großen und kleinen Zusammenkünften anstellen, fangen sich mit dem Biersaufen (denn beim Trinken bleibt's nie) an, und endigen sich damit. Man promovirt sogar hier förmlich zum Doctor cerevisiae, und der neue Doctor muß bei seiner Promotion wenigstens 16 bis 20 Maaß Bier saufen. Man erzählt sich einander mit großem Triumph, wie weit man es im Saufen gebracht habe. Deswegen hat doch das diätetische Collegium des Hrn. Professor Hildebrandt großen Beifall.

Der Physiker Meier ist ein trefflicher Mann, von unermüdeter Arbeitsamkeit, wohlwollend, zuvorkommend, strenge gewissenhaft. Seine Vorlesungen über die Physik werden sehr stark besucht, auch von den Bürgern der Stadt. Er hat die Gabe der Deutlichkeit, aber nicht die der Kürze, und das macht seinen Vortrag ermüdend. Dabei fällt mir eine Redensart von einem hiesigen Pro-

fessor ein, der auch, gleich dem braven Meier, immer noch nicht deutlich und ausführlich genug gewesen zu seyn glaubt, und daher nach einer langen Demonstration zu sagen pflegt: „nun ist es so leicht, daß es ein Kind begreifen könnte; ein Bauer könnt' es verstehen; aber ich will es doch noch einmal sagen.“

Es war an einem Sonntage, ungefähr um 9 Uhr Morgens, als ich durch einen Auflauf in der Hauptstraße Erlangens an's Fenster gezogen wurde. Ich sah einen großen Zug von Knaben und Mädchen, festlich geschmückt, paarweise, angeführt von einem Geistlichen und einem Schulhalter nach der Kirche gehen, und hörte, daß diese zahlreiche Jugend heute von dem berühmtesten Geistlichen der Stadt confirmirt werden solle. Ich folgte dem Zuge in die Kirche, wo mir gleich ein sonderbares Bild über der Kanzel auffiel, eine Menschenfigur, welche ein Lamm auf dem Nakken trug. Uebrigens ein schöner Tempel, nur nach der gemeinen Weise mit abgeschmackten Bildern überladen. Die Feierlichkeit, die nun unter dem Zulauf von mehr als 1000 Menschen begann, würde überaus zweckmäßig und rührend gewesen seyn, da sie mit einem vortrefflichen Wechselgesange zwischen der Gemeinde

und

und den Kindern, der überaus schön, mit gedämpfter Stimme und sanfter Begleitung der Orgel gesungen wurde, anfing und endete; wenn nur der Geistliche, welcher dazwischen einige Anreden an die Kinder und die Erwachsenen hielt, auf diese Anreden vorbereitet gewesen wäre, und einigermaßen Rednertalent gehabt hätte. Aber er sprach leider aus Eingebung, und in einer mehr als populären Sprache, mehr als eine Stunde nach einander. Was er sagte, stach sehr grell gegen die schönen einfachen und rührenden Gesänge ab, welche dazwischen gesungen wurden, und die selbst auf einige anwesende rohe Studenten, die ganz ungescheut über den Redner lachten, den stärksten Eindruck machten. Es ist zu bedauern, daß so viele Volkslehrer weder ein glückliches Organ, noch Anstand und Beredsamkeit haben, und dennoch, wenn sie dastehen und reden, sich selbst so sehr gefallen, daß sie das Ende nicht finden können, wornach die Versammlung sich so herzlich sehnt. — Ich war auch in der Universitätskirche. Sie ist eben so zurückschrekkend, als die Bibliothek; es herrscht in beiden eine kellermäßige Finsterniß. Aber die Kirche der Reformirten ist desto heiterer, und sie hat einen sehr guten Prediger; in Erlangen ist er der

einzige, der gehört zu werden verdient. Bei so bewandten Umständen ist es denn kein Wunder, daß die gebildetere Klasse sich hier von der öffentlichen Gottesverehrung ausschließt. Ohnehin verschafft ja diese Selbst-Ausschließung heut zu Tage am sichersten den Ruhm eines starken Geistes, und wer möchte nicht gern für einen starken Geist gehalten werden!

Erlangen hat auch ein Gymnasium; aber es ist ein jämmerlich Ding, dieses Gymnasium. Wenn man weiß, daß die 8 Lehrer, welche daran stehen, zusammen 800 Gulden Gehalt haben, und daß die vornehmsten unter ihnen zugleich Prediger sind; so erwartet man schon nichts Gutes; denn bei diesem Lohn und einer so äusserst zweckwidrigen Vereinigung von Beschäftigungen, die sich so gar nicht zu einander passen, kann unmöglich viel geleistet werden. Man scheint ein Gymnasium in Erlangen für ein sehr überflüßiges Ding zu halten, da man es ohne Unterstützung und Verbesserung läßt. Ein sehr übel placirtes Ding ist freilich dieß Gymnasium, so wie ein jedes, das in einer Universitäts-Stadt sich befindet. — Je weniger man an diesem Gymnasium und den meisten seiner Lehrer Wohlgefallen haben kann; desto mehr verweilt man

mit

mit herzlicher Freude in einer Schulanstalt für beide Geschlechter, welche ein Magister Pöhlmann errichtet hat, und die beinahe bloß durch die Thätigkeit dieses geschickten, geraden und anspruchslosen Mannes, zum Wohl der Stadt nun schon 15 Jahre lang besteht. Man muß den Mann um so mehr schätzen, da er wirklich während dieser 15 Jahre beinahe keinerlei Art der Ermunterung oder Unterstützung sich erfreuen konnte, und dennoch nicht muthlos, nicht verdrießlich und gleichgültig wurde. Seine Methode ist trefflich, und es bleibt einem nichts weiter zu wünschen übrig, als daß er es doch endlich durch Unterstützung der Regierung dahin bringen könnte, einen tüchtigen Gehülfen anzunehmen, und die Knaben und Mädchen besonders zu unterrichten. Durch eigene, noch so angestrengte Thätigkeit, konnte er es bisher nicht so weit bringen, da er mit einem äusserst geringen Schulgelde vorlieb nehmen, und zufrieden seyn muß, daß die Bürger sich nur entschließen, noch so viel für die Bildung ihrer Kinder, die ihnen gar wenig am Herzen liegt, herzugeben.

Die Markgräfinn, welche hier wohnt, lebt ziemlich eingezogen; doch werden ihr gewöhnlich die neuangekommenen Studenten von Adel vorgestellt,

 und

und sie nimmt zu gewissen Zeiten Cour an. Der Sohn eines Nürnberger Patriciers wurde ihr kürzlich vorgestellt. Wo sind Sie her? fragte die Markgräfinn. Ach, ich bin gar nicht weit her, antwortete sehr naiv der Nürnberger, und hatte in jedem Sinne vollkommen wahr geredet.

Es ist auffallend, daß in einer Stadt, welche eine ziemlich frequente Akademie hat, kein öffentliches Lese-Institut sich erhalten konnte. Der Buchhändler Walther hatte ein solches Institut, beinahe ganz nach Art des Beygangschen in Leipzig, wenn gleich nicht so elegant, errichtet, mußte es aber nach einigen Jahren schon wieder eingehen lassen. Zwar ist jetzt ein Lesekabinet mit einer Ressource (welche man füglich ein Verpflegungs-Institut für den Spielgeist und die lange Weile nennen könnte) verbunden worden, zu dem auch Studenten den Zutritt haben. Jedoch giebt man ihnen den ganzen Vorrath der neuen Journalstükke nur jeden Mittwoch Nachmittag auf 2 Stunden in einer halbdunkeln und engen Stube in die Hände. Noch ist mir kein zweckmäßigeres Mittel, der ausschweifenden Journal-Lectüre einen festen Damm entgegen zu setzen, vorgekommen. Daß es wirke, ist in die Augen fallend;

kaum

kaum 10 Studenten theilen sich in diesen 2 Stunden in den nicht zu großen Vorrath der Journale.

Nürnberg.

Die Stadt macht einen sehr widrigen Eindruck, selbst beim schönsten Wetter; die Häuser sind alle so in einander und durch einander gebaut, daß das Ganze einem unordentlichen Steinklumpen gleicht. Die Thürme sind gothisch, und nehmen sich nur in der Nähe gut aus; die Stadtmauern sind hie und da mit elenden Hütten beklebt; der Graben gewährt noch den erfreulichsten Anblick, denn er stellt jetzt eine lange Reihe von Kohlgärten dar, und ist wahrscheinlich zur Zeit segensreicher für die Nürnberger, als da er noch zur Vertheidigung der Stadt diente, besonders da die Einwohner Nürnberg's so gern für die Befriedigung des Magens sorgen. Die zahlreichen, größtentheils runden hohen Thürme könnte man kriegerische Taubenhäuser nennen, wenn gleich die Kanonen, womit sie besetzt sind, von recht gutem Kaliber seyn mögen. Die Vorstadt Gostenhof, jetzt eine Preußische Besitzung, ist ansehnlich, und hat ein freund-

liches Ansehn. Soll dem Fremden wohl seyn, so muß er hier wohnen, denn hier hat er das lebendige Gewühl der hin- und herreisenden, da die Straße von Erlangen auf diese Vorstadt führt, und alle Posten hier im Mondenschein ankommen, so wie auch die meisten der übrigen Reisenden; denn das enorme Sperrgeld, welches an den Thoren des Abends bezahlt werden muß, schreckt die meisten ab, hineinzufahren, wenn sie spät ankommen. Schon um 9 Uhr sind im Sommer Nürnbergs Thore geschlossen, und man kann nur zu den sogenannten Pforten herein und heraus. Geht man in der Stadt umher, so muß man erstaunen ob den buntschäckigen, begiebelten und beerkerten Häusern, welche, dem guten Geschmakke zum Trotz, immer wieder so bunt aufgeputzt werden, wie die Vorfahren sie gebaut hatten. Wir erholten uns nach dieser ästhetischen Anstrengung an dem Anblick der schönen Säulen und der hohen Einfalt der neuen katholischen Kirche, welche schon dem größten Theile nach dasteht, und das schönste Gebäude in dieser geschmacklosen Stadt werden wird. — Ein Spaziergang durch die Stadt ist mit körperlicher und geistiger Beschwerde verbunden, denn man hat unaufhörlich den Anblick der

ab-

abscheulichsten Häuser, mit vierfachen Gallerien, mit großen Figuren in Erz und Stein geschmückt, mit den abscheulichsten Mahlereien geziert, und mit Erkern versehen, an denen das Schnitzwerk bis zur Ueppigkeit angebracht ist. Das Findelhaus z. B., eine sonst wohl eingerichtete Anstalt in einem guten Gebäude, ist mit einer Mahlerei geschmückt, welche einen Prediger in seiner ganzen Amtskleidung vorstellt, vor welchem ein Dutzend Findelkinder in ihren krebsrothen Kleidern im großen Kreise knien und beten. Doch nicht bloß Geistes- sondern auch Leibesstrapaze ist es, in den Straßen Nürnberg's umher zu wandeln, denn nicht selten muß man ganz artige Anhöhen erklettern, oder hinabsteigen. — Die Kirchen haben sämtlich kein Licht; man glaubt in ein Todtengewölbe gekommen zu seyn. Doch ist die Sebaldus-Kirche sehenswerth wegen einiger schönen Stükke von Dyk, welche nur nicht in dem gehörigen Lichte hängen, und wegen des kostbaren Grabmahls des heil. Sebaldus. Man findet hier auch noch eine sogenannte ewige Lampe, zu deren Unterhaltung der Glöckner seine Wohnung in der Kirche hat. Die herumführende Alte versicherte uns, daß die Glasmahlerei eine abgestorbene Kunst sei. Die

Schöpfungsgeschichte ist sehr originell dargestellt. Gott, als ein alter Mann mit einem weißen Barte, führt die Eva dem Adam zu. — Das Rathhaus ist ein großes, schönes Gebäude. Es hat drei Portale. Ueber dem mittelsten ruht die Gerechtigkeit mit Schwert und Wage. Sie ruht! das ist sehr symbolisch. Die Zimmer sind groß, hell, und voll der schönsten Gemählde von Dürer, Wohlgemuth, Cranach, Sandrart, Pens u. a. m., bei welchen man gern verweilt, indeß man willig unter dem Gesellenstechen hinweggeht, das an der Dekke der Gallerie in halb erhobener Arbeit dargestellt ist; denn es kostet Anstrengung, da hinaufzusehen, und man hat nichts für diese Anstrengung. Wir lachen und spotten über unsere Vorfahren, weil sie die mühsamsten Stukkaturarbeiten an der Decke anbrachten, wo man keinen Standtpunkt für sie hat, und die Kunst also samt der Mühe verschwendet ist. Aber sind unsere schön gemahlten Plafonds nicht eben so sehr des Spottes werth, da auch an ihnen die herrlichen Werke großer Künstler ungenießbar sind, wenn die Natur auch den Betrachter mit dem allerstärksten Genick begabt hat. — Von hier ging's nach der Reichsfeste, welche auf einer beträchtlichen Anhöhe liegt, und von aussen wenig verspricht.

spricht. Sie ist die Residenz eines der Rathsherren, der den Titel Kastellan führt, und eine ganz stattliche Figur spielt. Der sehr jovialische und gutmüthige Thorwärter nahm mit großer Ernsthaftigkeit das ungeheure Schlüsselbund, und machte uns im Hofe auf eine schöne Linde aufmerksam, welche die eigenen Hände der Kaiserinn Kunigunde gepflanzt haben sollen. Die Zimmer, mit den ledernen vergoldeten Tapeten geschmückt, größtentheils ohne Möbel, prangend mit den Porträts der römischen Kaiser bis auf Leopold hinab, und mit den riesenmäßigen Planen einiger Städte, würden nicht der Mühe lohnen und der Zeit, welche man dazu hergeben muß, wenn sich nicht einige schöne Stücke von berühmten Meistern, und unter andern von dem großen Nürnberger Künstler Albrecht Dürer darin fänden. Alle diese so genannten Sehenswürdigkeiten überwiegt der mit Recht so genannte schöne Brunnen, ein Meisterwerk Schweigerts, das man der Statüe des großen Kuhrfürsten Friedrich Wilhelms in Berlin an die Seite setzen darf. Nach den Zeitungen wurde es kürzlich für 60000 Gulden dem Kaiser von Rußland überlassen. Auf einer hohen Säule steht Neptun; zu seinen Füßen sind Flußgötter und Flußgöttin-

nen

nen in einer schönen Gruppe versammelt. Man muß die edle Proportion und die schönen Stellungen der Figuren bewundern, und findet selbst in den kleinsten Theilen die Meisterhand wieder. Die schönsten männlichen und weiblichen Formen der Stadt dienten dem großen Künstler zum Modell für sein Werk, und die Tochter desselben soll mit unter diesen Modellen gewesen seyn. Selbst die Adern sind an den Figuren sichtbar. Ungeheure Zungen werden den Thieren aus den geöffneten Rachen gerissen. Vor dem einen Thore sieht man die gewaltigen Steinmassen, welche diesem erhabenen Kunstwerke zur Grundlage dienen sollten, aber nicht in die Stadt geschafft werden konnten, ohne den Einsturz der Brükke befürchten zu lassen. Auch an Wasser (nicht an Kasse, wie der Liefländer in seiner Reise sagt) für dieses Riesenwerk fehlte es, und so wurde es denn verurtheilt, auf ewig unter einem Schuppen zu stehen, wo man es leider nur theilweise betrachten kann, und den herrlichen Totaleindruck verliert. Der Künstler soll die Masse, welche er gebrauchte, so genau berechnet haben, daß nur noch ein Stück von höchstens 2 Pfund Gewicht übrig blieb, welches irgendwo angebracht ist, und gezeigt wird. — Ein Nürnbergisches Prunk-

be-

begräbniß ist ein wahrhaft comi = tragisches Spektakel. Voran gehen die Findelkinder in ihren ziegelrothen Röcken, und mit langen rothen Stangen, dann kommen paarweise 8 Herren vom hohen Rathe, hierauf 6 Geistliche in ihren weissen Chorrökken, runden Perükken und großen runden Halskragen: der Sarg ist mit einem schwarzen Tuche bedeckt, worauf ein großes rothes Kreuz gestickt ist, und wird von Männern mit pechschwarzen Perükken getragen; hierauf kommt endlich die Trauerversammlung je drei und drei. Solch ein Leichenbegängniß kostet 300 Gulden. — Pharao-Tische sieht man in allen Nürnbergischen Wirthshäusern; es herrscht ein schrecklicher Spielgeist und ein noch fürchterlicher Bettelgeist; man wird von den Bettlern auf der Straße ordentlich angefallen. — Die vorzüglichste Stütze der Nürnbergischen Regierung sind die sogenannten Rußigen (Feuerarbeiter), ein nervigtes Völkchen, voll unbezwinglichen Muths und unerschütterlichen Eigensinns. Die Regierung hat an ihrem Ansehen schon längst, troz der lokkenreichen Perükken, langen Mäntel, Degen und Halskragen ihrer Handhaber so sehr verlohren, daß sie einen Mißbrauch, der allgemein eingerissen, oder eine Unordnung, die irgendwo entstanden ist, nicht

mehr

mehr durch Dekrete, sondern nur durch die Rusigen abzustellen vermag. Davon sahe man am grünen Donnerstage des vorigen Jahres ein sehr anschauliches Beispiel. Die Bäkker hatten seit undenklichen Zeiten ihren Kunden Ostern einen Kuchen zum Geschenk gemacht; dießmahl hatten sie in voller Versammlung beschlossen, wegen der theuren Zeit, dieß Geschenk abzubringen. Darüber entstand allgemeine Unzufriedenheit, und am Abend sogar ein förmlicher Aufstand. Die Rusigen zogen umher und wüteten gegen die Laden, Fenster, Thüren und Geräthschaften der eigensinnigen Bäkker so schrecklich, daß diese endlich capituliren mußten. Einige hatten es nicht zum Sturm kommen lassen, sondern zuvor schon gegen die vorangeschickten Deputirten sich erklärt, daß sie bakken wollten, auch Eier und Mehl vorgezeigt. Bei dieser Gelegenheit zeigten diese Menschen einen gewissen Edelmuth, welcher einer rühmlichen Erwähnung werth ist. Sie kamen nehmlich auf ihrem Zuge durch die Stadt unter andern an das Haus eines sehr armen Bäkkers, von dem zugleich bekannt war, daß er ein sehr gutmüthiger Mann sei; alsbald kamen sie überein, diesen Mann weder zum Bakken aufzufordern, noch seinem Hause irgend einen

Scha-

Schaden zuzufügen. Dagegen waren sie im höchsten Grade strenge gegen alle reiche und übermüthige Bäkker, und setzten ihre schnelle Justizverwaltung bis an den Morgen fort. Die ganze Nacht hindurch war keine Spur von Polizei, die Regierung schien gar keine Notiz davon zu nehmen, und dennoch hatten Abgeordnete der Regierung wenige Tage zuvor den Bäkkern Vorstellungen thun müssen, hatten ihnen auch, als sie nichts damit ausrichteten, gesagt, sie hätten sich's selbst nun beizumessen, was daraus entstünde. Noch wenige Tage vor unserer Ankunft hatten die allmächtigen Rüsigen auf eine ähnliche Art die Justiz verwaltet, indem sie sich des ganzen Buttervorraths auf dem Markte bemächtigten, und ihn nach dem von ihnen festgesetzten Preise von 20 Kreuzern für das Pfund verkauften, da die Bauern 24 forderten. Wenn übrigens diese unwiderstehlichen Handhäber der Gerechtigkeit ihren Zweck erreicht haben, so gehen sie allenfalls des Nachts mit umher in den Patroullen, welche die Regierung ausschickt, um die Ruhe und Ordnung zu erhalten. — Ich lernte heute unter andern Merkwürdigkeiten auch die hiesige Ober-Postamts-zeitung kennen, und das neueste Stück war zu merkwürdig, als daß ich es nicht hätte als Acten-

stück

stück bei mir verwahrlich niederlegen sollen. Ein Artikel aus dieser Zeitung verdient hier zu stehen. „Vom Rhein, den 28 Mai 1796. Mit dem „Anfange des sich nähernden Monats soll also wie„der der Vorhang, der seit 7 Monaten ruhig über „dem Kriegsschauplatz hing, aufgezogen werden! „Tausende, die jetzt noch in der Fülle der Ge„sundheit und Kraft da stehen, sich der wiederver„jüngten Natur und ihres Lebens freuen, liegen „vielleicht todt oder verstümmelt da, ehe sich noch „die Erdbeere röthet, und die Blumen der Wiese „unter der Sense des Mähders fallen. Tausende, „die jetzt noch ruhig ihr Eigenthum besitzen, und „sich ihres Wohlstandes freuen, irren vielleicht arm „und verlassen in der verödeten vaterländischen Ge„gend, oder in der Fremde herum, ehe die Aeh„ren des Getreides grau werden. — Doch wir „wenden uns weg von diesen traurigen Phanta„sieen, und fliehen unter das Panier der guten „Hoffnung." (Flöhe der Herr Zeitungsschreiber doch lieber unter das Panier des guten Geschmacks!) —

Ansbach.

Die Chaussee von Nürnberg bis Ansbach ist eben so schön, als die von Erlangen bis Nürnberg, seitdem die kaiserlichen Mehlfuhren dort grassiren, schlecht ist. Der Boden ist lehmigt, die Wiesen sind überaus schön und blumenreich, die Fruchtbäume an der Landstraße versprachen viel Zwetschen und Aepfel. Hinter Heilsbrunn verkündigen steinerne Kanapees dem Reisenden alle Viertelstunde die Weite des zurückgelegten Weges. Der Weg wird nun immer schöner, die Gegend reizender, denn trefflich bebaute Berge treten im Hintergrunde hervor, und die blumenreichen Wiesen dehnen sich immer weiter aus. Endlich geht es einen Berg hinan, und Ansbach liegt im Thale mit seinen beiden gothischen Thürmen, seinem Schlosse und seinen schönen Vorstädten weit ausgebreitet da. — Eine hiesige Kirche hat die passendste Inschrift aus der Bibel erhalten, die möglich war, und die man allen Kirchen wünschen möchte: Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten ꝛc. — Die Vorstädte sind überaus regulär und schön gebaut; alle Honoratioren wohnen dort, vorzüglich die Officiere; die Häuser sind einfach und geschmackvoll, das Steinpflaster ist vortrefflich, die Promenaden sind mit

hölzernen Barrieren eingefaßt, haben ziemlich viel Schatten, und einige Ruhebänke. Die Erleuchtung ist hier viel besser, als in der Stadt, denn die Laternen hängen an Seilen gerade in der Mitte der Straße. — Es wimmelte hier von Emigrirten, und sie häuften sich immer mehr. — Die Stadt selbst hat höchstens zwei Straßen, die man mittelmäßig nennen kann, die übrigen sind abscheulich; man kann nicht auf 6 Schritt weit hineinsehen, denn die Häuser sind nicht in einer Reihe, sondern bald vor, bald zurück gebaut, so daß alle Augenblick Winkel entstehen, und die engsten und unreinlichsten Gäßchen. — Der Regen und die Neugier trieb uns heute nahe bei der Stadt in eine Berghöhle, in der wir arbeiten sahen. Ihr schneeweißer Stein, und die vielen weißen Säulen, welche das Gewölbe unterstützten, gaben ihr von ferne ein schönes Ansehen. Bei näherer Betrachtung entdeckten wir sechs solcher Höhlen neben einander, alle von Menschenhänden gebildet, in welchen man, größtentheils aufgerichtet, mehr als 100 Schritt unter der Erde fortgeht, und der angenehmsten Kühlung genießt. Ein alter Mann, der mit seinem 15 jährigen Sohne hier arbeitete, war besonders gesprächig, und da ich ihm beim Weggehen 4 gr. in die Hand drükken

woll=

wollte, weigerte er sich, für die kleine Mühe etwas anzunehmen, und als er es endlich angenommen und betrachtet hatte, sagte er mit überraschender Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit: aber na, das ist doch zu viel, wenn's noch ahn (ein) Gruschen wär! Ich hatte Mühe, ihn dahin zu bringen, daß er es alles behielt, und schied, herzlich erfreut über diese seltene Gutmüthigkeit, von ihm. Sehr ernsthaft versicherte er mir kurz vorher, als ich fragte, ob die Bergspalten gemacht oder natürlich wären, daß sie noch von der Kreuzigung Christi herrührten. Die Ehrlichkeit des Alten ward mir um so mehr werth, da ich hernach im Gespräche von ihm erfuhr, daß er sich einzig davon ernähre, daß er den Sand aus dem Berge hole, und ihn in Säkken, den Sack zu 2 Kreuzern, nach der Stadt bringe. Sehr naiv sagte er: unsere Waare darf nicht theurer werden, sonst will sie keiner mehr, aber in der Stadt wird alles theurer; ich habe einen ganzen preußischen Thaler für ein Sieb geben müssen. — Das hiesige Gymnasium ist sehr frequent, denn es zählt auf 1½ hundert Schüler, welche in 6 Klassen vertheilt sind, und 9 ordentliche, 7 ausserordentliche Lehrer haben. An ihrer Spitze steht der zeitige Rektor Faber, ein Mann

von trefflichem Geiste und eben so trefflichem Herzen, fern von Pedanterie, voll wahrer Humanität, offen und bescheiden. Unter den übrigen Professoren haben sich Goes und Pelin, jener durch seine Abhandlung über den Begriff der Philosophie, dieser durch ein Lehrbuch der Physik, welches in diesem Jahre erst erschienen ist, bekannt gemacht. Auch der durch seine hebraismenfreie Uebersetzung des Evangel. Johannes und seine Christologie berühmte, und in Sachsen berüchtigte (denn jene Uebersetzung wurde dort verboten) Oertel lehrt an dem hiesigen Gymnasium. Vierzig Alumnen wohnen ganz frei, und werden auch beköstigt; nur das Schulgeld von 4 rthl. jährlich bezahlen sie. — Uz, der merkwürdigste Mann in Ansbach, war leider nicht mehr! Am Tage vor Pfingsten war er an einer Entkräftung, welche sich schon 14 Tage vor seinem Tode sehr deutlich zeigte, gestorben, nachdem er sein bis dahin ihm so getreu gebliebenes Gedächtniß auf einmahl größtentheils verlohren hatte. Merkwürdig ist es, daß er ein eben so großer Jurist, als Dichter war. Das Kammergericht zu Wetzlar hatte großen Respekt vor ihm; noch kurz vor seinem Ende hatte er eine 40 Bogen starke Relation ausgearbeitet, und er vereinte in den letzten Jahren die Würde eines Di-

rektors des kaiserlichen Landgerichts und Scholarchen mit einander, wofür er jedoch noch nicht einmahl 1000 Gulden Gehalt hatte. Funfzehn Jahre ließ man ihn Gerichtssecretär seyn, bei einer äusserst kärglichen Besoldung, und Hardenberg war der erste, der seine Verdienste anerkannte und zu belohnen suchte. Der Markgraf hatte sie sehr spät erst, und zwar auf die dringenden Vorstellungen seiner Clairon anerkannt; vorher wußte er nichts von dem trefflichen Manne, der eine so große Zierde seiner Residenz war. Seine Bescheidenheit hatte keine Grenzen, und darum wurde er so oft zurückgesetzt. Als er endlich Direktor geworden war, sollte er, nach alter Sitte, den Titel eines Geheimenraths führen, und Equipage annehmen; aber er schlug beides aus. Was würde man sagen, sprach er, wenn man mein kleines Haus sähe, und wo sollte ich wohl die Pferde hinstellen? Wirklich wohnte er beinahe in dem kleinsten Hause der Stadt (ich hatte es vor Augen). Es ist nur drei Fenster breit, und hat, so wie alles, was den großen Mann umgab, das Gepräge der Einfalt und Bescheidenheit. Er hatte niemand, als seine alte Schwester bei sich, und ging mit wenigen, aber mit diesen sehr vertraut um. Seine Sprache war ganz die Sprache

des Herzens, er wußte nichts von Komplimenten, von der conventionellen Heuchelei im Umgange, so wie er auch Schmeichelei durchaus nicht ertragen konnte, und jeden floh, der nicht offen und bieder war. Er vermochte bei voller Heiterkeit der Seele und ungeschwächtem Gebrauch aller Geisteskräfte über sich, was sein älterer Freund Gleim bei sehr geschwächten Geisteskräften nicht über sich vermag, nehmlich zu rechter Zeit seine dichterische Laufbahn zu schließen, denn schon seit 20 Jahren las man keine Gedichte mehr von ihm. Unstreitig war er mehr Geschäftsmann, als Dichter, denn wir haben nur zwei Bände Gedichte von ihm. Der Geh. Rath Hänlein hat eine Subscription zur Errichtung eines Denkmahls für Uz eröffnet, welche den besten Fortgang hat. Schon waren 600 Gulden subscribirt. Uebel wäre es, wenn es in den Schloßgarten käme, wie man glaubt. Möchte es doch seiner werth ausfallen, und also recht einfach seyn! — Merkwürdig sind in dem kleinen Naturalien-Kabinet des Gymnasiums zwei Eier, welche laut eines Protokolls, in welchem der Aussagende sich zu einer eidlichen Bekräftigung erbietet, von einer Häsinn gelegt wurden; eine Wundergeschichte vom J. 1758. Eben so merkwürdig ist eine Wolfshaut und das Skelet

eines

eines Wolfs. Ein Bürgermeister, der die Bürger aussog, starb, und man hielt dafür, er würde wieder kommen. Um die Zeit läßt sich ein Wolf sehen, und alles ist der Meinung, daß dieß der verstorbene Bürgermeister sei; man sucht ihn zu fahen, und hängt ihn förmlich auf, daher noch heut zu Tage die Anspacher Wolfshenker heißen. Von einem Zöglinge des Gymnasiums wird ein Weberstuhl aufbewahrt. Er ist, wie die Alten ihn hatten, so, daß man vermittelst desselben ein ganzes Hemde ohne Nath weben kann. Die verstorbene Markgräfinn bediente sich seiner, und arbeitete darauf. — Das Schloß in Ansbach enthält eine vortreffliche Sammlung von Münzen, welche jetzt vom Stiftsprediger Spieß, einem großen Numismatiker, geordnet werden, um dann nach Berlin gebracht zu werden. — Von der Lady Craven, welche dem letzten Markgrafen den Kopf so verrückte, und ihn gegen sein Land und seine Unterthanen so schlau einzunehmen wußte, daß er die Regierung quittirte, erzählt man hier, daß sie im höchsten Grade unsauber war. Sie ging immer wie ein Soldatenweib einher, hatte tolle Einfälle, ließ z. B. mitten im Winter bauen, und einst die ganze Orangerie in die Erde setzen; worauf ein Glashaus darüber

gebaut wurde. In Zeit von einem Jahr war bei dem schrecklichsten Aufwande von Holz die ganze schöne Orangerie ein Raub der Kälte. Wohl hatte der Lord recht, der versicherte, sein Weib sei nicht einen Pence werth. Der Tod der Markgräfinn kam der Lady sehr zur Unzeit; nun half er nichts, denn die Abtretung des Landes war schon geschehen. — Alle ihre Gebäude waren Kartenhäuser, und sie liegen daher alle schon in Ruinen.

Dinkelsbühl. Hier ist die Grenze von Franken und vom preußischen Gebiete. Preußische Husaren waren dicht vor den Thoren der edlen Reichsstadt postirt. Dinkelsbühl hat einen ganz artigen Umfang, eine Art von Festungswerken, und mehr als 6000 Einwohner, die theils katholisch, theils evangelisch sind, daher der Magistrat aus einem katholischen und einem evangelischen Bürgermeister besteht, die alle Viertel-Jahre wechseln, und denen 8 Rathsherren an die Seite gesetzt sind. — Die Stadt wurde 1351 vom Kaiser dem Grafen von Oettingen für 7200 Pfund Heller versetzt, kaufte sich aber selbst wieder los. Vom Dinkel, der hier häufig gedeiht, und ihren 3 Hügeln hat die Stadt den Nahmen; denn Bühl heißt so viel als Hügel in Schwaben. Ein wohlbeleibter Patricier erzähl-

zählte mir mit vielem Nachdruck, daß die Reichsstadt 75 Mann Infanterie und 14 Mann Cavallerie, als ihr Contingent gegen den Reichsfeind, die Franzosen, geschickt habe, und protestirte feierlich gegen die Anmaßung des Königs von Preussen, nach welcher er die Vorstadt mit seinen Soldaten besetzt hielte. Man sieht hier, wie in Nürnberg, gar schöne Mahlereien an den Häusern. — Es geht von hier auf die Probstei Elwangen zu. Die häufigen Kapellen, Krucifixe und Heiligen-Bilder kündigen das erzkatholische Land an. Elwangen ist eine ganz hübsche Stadt, und hat sogar einige Häuser im neuesten und besten Geschmack. Sehr richtig wird in den neuesten Staatsanzeigen von diesem Ländchen folgendes geurtheilt. „Hier „findet man den Katholicismus in seinem Triumphe, „und es ist kaum noch ein Strahl des Lichts, indem es in anderen Gegenden zu dämmern be„ginnt, in diese Ekke von Schwaben hindurchge„drungen. Einige junge Leute, die in der Dil„linger Schule von Seiler und Weber gebildet „wurden, erkühnten sich, Hand an die Ausfegung „des alten Sauerteiges in ihrem Vaterlande zu „legen, und laut und fest auf den sittlichen Zweck „in der Religion zu dringen. Aber die Alten und

 die

„die Affiliirten der Augsburger Jesuiten erhoben „ein schreckliches Ketzergeschrei über sie, und mußten sie theils durch offenbare Gewalt, theils durch „Verfolgungen auf Schleichwegen muthlos genug „zu machen, daß sie mit ihrem Lichtlein unter den „Scheffel eilten. Daher ist man denn in dem „Wirkungskreise dieser lichtscheuen Priester wenigstens noch um 30 Jahre hinter dem übrigen katholischen Deutschlande zurück.“ — Die Gebetbücher aus der Augsburger Fabrik, das Brevier und die Zeitungen ausgenommen, wird hier wenig gelesen. Alle bisherigen Versuche eine Lesebibliothek zu Stande zu bringen, sind gescheitert. — Seitdem der Kuhrfürst von Trier Herr dieses Ländchens ist, sind Staatsverfassung und Polizei sehr verbessert worden; aber dafür leidet das Land durch den ungeheuren Verlust an baarem Gelde, durch Hinwegsendung der herrschaftlichen Revenüen, welches jährlich wenigstens 60,000 fl. beträgt. — Von hier ging's nach Aalen. Eine schreckliche Stadt, voller Misthaufen; man kann kaum treten. Man sieht es der Stadt nicht mehr an, daß sie einst 2 Jahre lang die Residenz des Kaisers Wenzeslaus war. Indeß er wohnte auch eigentlich in einer nahen Burg, von der noch Spuren

vorhanden sind. Uebrigens eine reine Demokratie; 12 Rathsherren werden aus der Bürgerschaft erwählt. Drei Regierende wechseln alle Vierteljahre um. Das Kollegium der 24 ist dem Magistrat entgegengesetzt, und soll die Bürger vor Despotie der 12 sichern. Einst kam ein Abgeordneter mit einem wichtigen Auftrage nach Aalen. Er kam zum regierenden Bürgermeister, den er im Hofe Mist ladend antraf. An seine Mistgabel gelehnt, hörte der Bürgermeister die mühsam ausstudierte Rede des Abgeordneten an, unterbrach aber endlich den stotternden Redner mit den Worten: Herr, schwätzet deutsch. Der Abgeordnete sprach nun wie gewöhnlich, und ward gern angehört. Der mächtigere Nachbar nahm der kleinen Republik eine reiche Nahrungsquelle, ihre Eisenbergwerke, deren Erz so reichhaltig ist, daß der Centner 70 bis 80 Pfund Eisen giebt. Die 3000 Einwohner der Stadt und ihres Gebiets nähren sich meist von Wollarbeiten. Das Rathhaus hat einen B a l k o n für die Ehrlosen mit einem Halseisen, und eine merkwürdige Thurmuhr, an der ein Menschenkopf die Stelle des Pendels vertritt, der sich beständig hin und her bewegt, und sich dabei von einer Seite zur andern dreht. Um ihn

noch possierlicher zu machen, hat man ihm eine Tabacks-Pfeife in den Mund gegeben. Auch sahe ich eine Statüe auf einem Born, die einen Kaiser vorstellte, mit einer langen Inschrift auf dem Bauche! — Ob es vielleicht ein Kaiser war, der den Bauch zu seinem Götzen machte?

Gemünd, abermahls eine freie Reichsstadt von 5000 (sonst 15000) Menschen. Die Häuser haben hier ein durchaus Nürnbergisches Ansehen; doch fehlt es nicht ganz an modernen Häusern. Die Straßen sind unmäßig breit, und ziemlich regulär; die Gegend ist reizend; hohe Berge ragen über die höchsten Häuser der Stadt hervor. Von Gemünd ging's auf

Schorndorf, eine ehemals starke Festung mit langen starken gewölbten Thoren. Hier sieht man schon alle Lasten auf den Köpfen tragen; die Weiber haben schwarze Mützen mit schwarzem Mützenstrich, tragen das Haar in 2 langen Flechten, herabhängend, und sind groß, nervigt und häßlich. Hinter der Stadt erheben sich grünende Weinberge, welche in ununterbrochener Reihe an beiden Seiten des Weges fortgehen; der Weg ist mit den schönsten Obstbäumen besetzt, und alles steht in dem üppigsten Wuchse da; die Dörfer werden

größer und schöner, die Gesichter fröhlicher, denn alles trinkt hier den selbst gewonnenen Nekkarwein. Aber der Bauer läßt es sich auch sauer werden um diesen Labetrunk; im Schweiße seines Angesichts trägt er in länglichen Körben den Mist auf dem Rükken die steilen Berge hinan, behackt den Wein sorgfältig, und raitet (rajolet) alle 4 Jahr einmahl den ganzen Boden des Weinberges. Immer schöner wird nun die Landstraße, immer herrlicher werden die Obstbäume am Wege; das Korn steht wie ein dichter Wald da, der Hopfen erhebt sich dicht gedrängt; das Gewühl der Landstraße nimmt zu, und städtische Dörfer, schöne Karossen und liebliche Landhäuser verkündigen die Nähe einer Residenz. Die kaiserlichen Fuhren drängten sich hier auf einander, und so wie schon hinter Aalen und vor Gemünd zahllose Reihen von Fässern, und dichte Linien von Pulverwagen die Nähe des Kriegsschauplatzes verkündigten; so verkündigten sie hier die Haufen von Oesterreichischen Kriegern, die in ihre häßliche graue Mäntel gehüllt, mit dem schwarzbraunen Gesicht und langen Knebelbart ein fürchterliches Ansehen hatten.

Kanstadt, der nächste Ort vor Stuttgardt, am Nekkar, wimmelte von Oesterreichischen Soldaten.

Nun waren wir nur noch eine Stunde von Stuttgardt entfernt. Aus Kanstadt erhalten die Stuttgardter das erquikkende Sauerwasser, womit sie ihren herben Wein gewöhnlich mischen. Von Kanstadt gehen immer Waarenschiffe auf dem Nekkar nach Mainz, Frankfurt und Heilbronn. Nach der letzteren Stadt gehen wöchentlich Marktschiffe. Der Nekkar erscheint hier in schöner Breite, aber nur auf kurze Zeit. Er ist eben schiffbar geworden. Der Weg von Kanstadt bis

Stuttgardt ist äusserst angenehm, schon durch die Lebhaftigkeit, welche überall herrscht. Man lernt Stuttgardt gleich von der besten Seite kennen, und hält es daher für eine schöne Stadt; denn die Straßen sind breit, die Häuser zwar alle von Holz, aber doch so täuschend übertüncht, daß man sie für steinerne halten sollte; das Steinpflaster ist gut, und wird reinlich gehalten, die Springbrunnen sind zierlich. Aber so ist auch nur ein kleiner Theil der Stadt, die sogenannte Vor- oder Neustadt, die ältere ist desto schlechter. In dem älteren Theile der Stadt erstaunt man über die Häßlichkeit der Häuser, die Armseligkeit und den Schmutz, welcher hier herrscht. Man kommt in Gassen, wo man in jedem Augenblick die sich

gegen

gegen einander neigenden Giebel der hölzernen Häuser über seinem Kopf zusammenstürzen sieht; es geht oft schräg hinab, der abscheulichste Geschmack hat diesen Theil der Stadt gebaut, und selbst die im Inneren so schöne Bibliothek ist nicht davon ausgenommen, denn auch sie ist von Holz gebaut. Man eilt dem Schloßplatze zu, um nur einmahl dreist auftreten, und um sich sehen zu können. — Die Stuttgardter sprechen noch immer von dem Herzoge Carl, dem Erbauer des neuen Schlosses und der Solitüde, dem Schöpfer Hohenheims, und Stifter der vortrefflichen Akademie, (Karlsschule) in der anfangs selbst Schauspieler gebildet wurden. Er regierte ein halbes Sekulum hindurch, und war in dem größten Theile seiner Regierung Tyrann, denn er vergeudete die Einkünfte des Landes, und erzwang durch 2 Regimenter, die er vor das Landhaus rükken ließ, neue Steuern, um aufs neue zu verschwenden, und in fremden Ländern, in Frankreich, Italien und Dänemark das Mark des Landes zu verzehren. Sein Bruder Ludwig war besser gesinnt, richtete aber mit seinen Vorstellungen nichts aus, und lebte daher mit seinem Bruder in größter Uneinigkeit, ganz getrennt von ihm. Der Tod desselben überraschte ihn; er war nicht

ganz

ganz darauf gefaßt, die Regierung zu übernehmen, und kannte die Verfassung des Landes nicht. Die 14 monathliche Regierung Ludwigs, des vorigen Herzogs, war dem Lande nichts weniger als zuträglich. Besonders verderblich war für Stuttgardt die leidenschaftliche Aufhebung der Karlsschule, von der ihn keine Vorstellungen, selbst die vereinten Bitten der Zöglinge nicht abbringen konnten. Er hatte diese Anstalt nie gesehen, und wollte sie auch nicht sehen, um nicht in seinem Vorsatze, sie aufzuheben, den er schon lange vor dem Antritt seiner Regierung gefaßt hatte, wankend gemacht zu werden. Alle, die sich für die Aufnahme der Künste und Wissenschaften interessirten, sie wünschten, und zu befördern bereit waren, trauern noch jetzt über die Zerstörung einer Anstalt, von welcher man sich für Künste und Wissenschaften so viel versprechen durfte, und die in einem Zeitraum von 24 Jahren dem Lande so manchen nützlichen und großen Mann bildete. Der schlechte Zustand der Finanzen machte diese Verfügung keinesweges nothwendig; denn obgleich Karls Verschwendung das Land in eine schreckliche Schuldenlast gestürzt hatte; so ließ ihn sein großes Genie doch auch in den letzteren Jahren seiner Regierung kräftige Mittel finden und

ge-

zu gebrauchen gewußt, durch welche diese Schuldenlast wieder hinweggewälzt wurde. Schade, daß er in fremden Ländern nicht gelernt hatte, daß ein Fürst, der sich Liebe bei seinen Unterthanen und Nachruhm erwerben will, nicht bloß dafür sorgen müsse, daß er selbst in prächtigen Schlössern wohne, sondern auch dafür, daß seine Bürger im wohlgebauten Hause ihm Gutes wünschen, und mit Lust arbeiten, um willig dem Staate die billigen Abgaben zu entrichten. Denn er that nichts zur Verschönerung Stuttgardts, das noch immer unter den größeren Residenzstädten Deutschlands den untersten Platz einnimmt, und so lange behalten wird, bis der äusserste Holzmangel seine Bewohner zwingt, die vortrefflichen Steinmassen zum Bau ihrer Häuser zu benutzen, welche die Natur rund um sie her aufgethürmt hat. — Ludwig war nicht damit zufrieden, das Lieblingswerk seines Bruders zerstört zu haben; auch eine andere seiner schönen Schöpfungen, die Solitüde, mußte seinen Grimm fühlen: er ließ die schönsten Anlagen förmlich vernichten, und räumte darauf den über alle Vorstellung prächtigen Pferdestall, der dem Herzog Karl zuweilen sogar zum Speisesaal gedient hatte, den Oesterreichern zu einem Spital ein. Da, wo man

 sonst

sonst nur Töne der Freude gehört, nur frohe Gesichter gesehen hatte, da sahe man nun die leidende Menschheit in der gräßlichsten Mannigfaltigkeit; die reine Himmelsluft wurde mit den pestilenzialischen Dünsten der lebendig und todt dahin modernden erfüllt, und wie man sich sonst hieher gedrängt hatte, als zum Sitz der Freude, so flohe man jetzt vor den Höhen der Solitüde, als vor dem Sitze des Todes. Der jetztregierende Herzog, ein menschenfreundlicher Mann, und Verehrer der Verdienste Karls, bringt den größten Theil des Jahres an dem Orte zu, den Karls unerschöpflich reiche Phantasie zu einem Feengebilde schuf, in Hohenheim, und spart keine Kosten, um die Schönheiten dieses Ortes zu vergrößern und zu erhalten. Er verschließt auch nicht, wie Karl, dieß Paradies seinen Unterthanen, sondern hat es ihnen für immer geöffnet. Vielleicht würde er gern die von Ludwig vernichtete Karlsschule wieder in's Leben zurückrufen, wenn es möglich wäre; denn daß er von gleichem Eifer für das Schulwesen beseelt ist, sieht man daraus, daß er jetzt eine Bürgerschule einrichten läßt, welche mit dem Gymnasium vereiniget werden soll. Leider! möchte man hinzusetzen; denn wie wird es dem

Direktor dieser Anstalten (der jetzige heißt Schmid-lin) möglich seyn, solch eine zusammengesetzte Maschiene in Ordnung zu erhalten, da das Gymnasium allein aus 500 Schülern, in 9 Klassen vertheilt, besteht. Der Professor Drück und einige andere Akademisten sind dabei angestellt. Merkwürdig ist es, daß die Professoren dieses Gymnasiums beim Antritt ihres Amtes einen körperlichen Eid schwören müssen, treu zu lehren. — Es ist den Wirtembergern zu wünschen, daß sie den jetzt regierenden Herzog recht lange behalten mögen; denn er ist gut und thätig, so viel es nur einem Greise möglich ist, der alle Beschwerlichkeiten des siebenjährigen Krieges in vollem Maaße erduldete, und eine starke Wunde erhielt; dabei nur allein in der Ehe 16 Kinder zeugte. Wie sehr die Wirtemberger es einsehen, daß sie alle Ursach haben, ihrem Landesherrn langes Leben zu wünschen, sahe man vor einem Jahre, als der Herzog vom Schlage getroffen wurde, und dem Tode nahe war. Die Herzoginn ordnete in der Angst ihres Herzens Betstunden für den kranken Gemahl an; früh am Morgen hörte man auf einmahl alle Glokken der Stadt ertönen; sie riefen zu einer feierlichen Betstunde, und alles strömte

herbei, so daß die Kirchen kaum die Menge fassen konnten. Wenn man hier auch abrechnet, daß bei sehr vielen der Reiz des Ungewöhnlichen, Neugierde, höfische Devotion und dergleichen wirkten; so war es doch bei dieser Gelegenheit sehr sichtbar, daß die Wirtemberger ihren neuen Landesherrn schätzten. — Die Herzoginn ließ eben an einem Denkmahl der Wiedergenesung ihres Gemahles arbeiten, welches am 21 Juni feierlich eingeweiht, und auf dem schönen Platze vor der Akademie, unter dem Schatten schöner Linden, aufgestellt werden soll. Ein Besuch bei dem Professor Scheffauer verschaffte uns Gelegenheit, das Modell dieses Denkmahls zu sehen. Es ist 40 Schuh hoch, und besteht aus einem Obelisk von inländischem gelblichen Marmor; am Piedestal sind 4 Basreliefs von Karrarischem Marmor; die eine Seite mit der Inschrift: er erhörte Mutter und Kinder; die zweite: seine treue (sollte wohl treuen heißen) Wirtemberger erflehten ihn; auf der dritten: dankbar seinem Volke; auf der vierten: findet er seine Freude im Wohlthun. Die Inschriften beziehen sich auf die Basreliefs, und diese stellen folgende Scenen dar: 1) Die Herzoginn, im Kreise ihrer sie umfassenden Kinder, wehmüthig zum Himmel blikkend. 2) Eine

Volksgruppe: Männer und Greise, Weiber und Kinder, knieend mit zum Himmel gerichteten Blikken; eine Mutter faßt die Hände ihres Kindes, und faltet sie zum Gebet; eine schöne, wohlgerathene Gruppe! 3) Der wieder genesene Herzog im Kreise seines Volkes, reicht einem neben ihm stehenden Greise die Hand, und blickt mit froher Rührung zum Himmel auf. 4) Er theilt Brotfrüchte unter das versammelte Volk aus. Hier schließt sich die Gruppe zu enge um den Herzog, und die Hauptfigur tritt nicht genug hervor. — Scheffauer und Dannecker arbeiten beide in den Ruinen des abgebrannten Schloßflügels, oder haben wenigstens dort ihre Werkstätte. Beide sind Zöglinge der Akademie. Dannecker ist ein äusserst heiterer, humaner und gefälliger Künstler, hat viel Talent, aber nicht so viel Fleiß, als Scheffauer. Ich sahe bei ihm Schillers Büste, (ein wahrer Römerkopf) und seine eigene. Die leztere hatte er für seine Frau gemacht. Die Aehnlichkeit war frappant. Bei diesen beiden versicherte er seine ganze Kunst erschöpft zu haben. — Ein Uhrgehäuse war mir wegen seiner schönen Verzierungen interessant. Minerva lehnt sich auf den Bogen des Uhrgehäuses, und zeigt auf die Uhr, deren Zeiger ein Donnerkeil ist; mit ihren Füßen tritt sie auf eine

Schildkröte, das Bild der Trägheit; ihr zur Seite stehen die wachsamen Hähne, neben welchen ein Lorbeerkranz auf den Lohn hindeutet, der dem zu Theil wird, welcher seine Zeit weislich anwandte. — An einem anderen Uhrgehäuse war eine sehr schöne mythologische Darstellung der Menschenalter in Basrelief angebracht: oben die Parzen in den gewöhnlichen Attitüden; doch mit der sinnreichen Veränderung, daß die, welche den Faden abschneiden soll, an dem Gesimse der Uhr sich anlehnend, schläft; die Scheere ist ihrer Hand entsunken. — Mit bewundernswürdiger Industrie werden die Berge um die Stadt zuerst als Steinbrüche und sodann als Weinberge benutzt, indem man mit der guten Erde hernach die Steintrümmer bedeckt, und darauf jungen Wein pflanzt, der gerade in diesem steinigten Boden am besten fort kommt. Jedes Plätzchen wird hier zum Weinbau benutzt, kaum bleibt ein Fußtritt Raum zum Durchgange übrig. Man zählt 1200 Winzer in der Gegend um Stuttgardt. Zwischen den Weinstökken stehen noch hie und da Bohnen, türkisches Korn, Pfirsich- und Mandelbäume. Alle Weinberge um die Stadt sind in Halden oder Distrikte eingetheilt, und zur Zeit der Weinlese wird von

der

der Obrigkeit die Ordnung bestimmt, in welcher die Halden die Lese halten sollen, damit es keinem Besitzer an Arbeitern fehlen möge, wenn alle zu gleicher Zeit läsen. Es ist ein herrlicher Anblick, wenn man einem Weingebürge gegenüber auf einem Berge steht, und es von da aus betrachtet, besonders im Juni, wo die Weinberge noch nicht einen dichten Wald bilden, und die Stökke noch überall sehen lassen. Wie ungeheure Kasten, die mit grünenden Blumenstökken dicht besetzt sind, liegen die schön terrassirten Weinberge unter einander und neben einander in zahlloser Menge.

In der herzoglichen Bibliothek nahm uns der Prof. Drück, der durch seine Erdbeschreibung von Asien sich bekannt gemacht hat, sehr artig auf, und belehrte uns mit vieler Sorgfalt von dem Zustande der Bibliothek. Was sie jetzt ist, wird sie wohl bleiben; wenigstens wird sie solche Vergrößerungen, wie zu Karls Zeiten, schwerlich je wieder erhalten. Er verwandte oft in Einem Jahre 20,000 Gulden auf den Ankauf neuer Bücher, oder ganzer Bibliotheken. Er kaufte die Lorkische Bibelsammlung in Kopenhagen für 16000 Gulden, und versprach der Wittwe noch eine jährliche Pension von 200 Gulden. Er kaufte die Panzersche und die Steiner-

sche Bibelsammlung, letztere in Augsburg. Er gab in allen Ländern Kommissionen von großem Belang, und eben dadurch erhielt die Bibliothek eine große Anzahl Dubletten, die sich jetzt auf 6000 belaufen. Er vereinigte die Bibliotheken aller Collegien und Kirchen mit einander und setzte 5 Bibliothekare an. Der Gedanke, eine Bibelsammlung anzulegen, kam erst auf einer Reise nach Dänemark in die Seele des Herzogs. Er stellte sie, thöricht genug, mitten im Winter an, ohne einen wichtigen Zweck dabei zu haben, verunglückte im Belt, lebte eine Zeit lang auf einer wüsten Insel der Gnade der Bewohner, und wollte doch nun den Schein haben, als hätte er einen Zweck gehabt; darum kaufte er die Lorkische Sammlung; theuer genug! — Zwei Zimmer enthalten einen besonders merkwürdigen und seltenen Schatz von Kupferstichen, Manuscripten und kostbaren Büchern mit Kupferstichen. Eine Bibel verdient wegen der Bizarrerie ihres ehemaligen Besitzers, und zugleich wegen ihres großen Werthes für den Künstler eine sorgfältige Betrachtung. Es ist eine gewöhnliche deutsche Bibel in Folio, auf sehr häßliches, gelbes Papier gedruckt, aber mit einer fast unzähligen Menge von Kupferstichen alter und neuer, guter und schlechter

Künst-

Künstler angefüllt, deren jedes an seinem Orte eingeschaltet ist; denn es sind nur solche, die irgend eine Biblische Geschichte darstellen. Hier findet man neben den elendesten Nürnbergischen oder Augsburgischen Kupferstichen Blätter von einem Rode, Schmidt, Chodowiecki u. s. w., so daß man nicht weiß, ob man eine mit Willkühr, oder vom Zufall zusammengesetzte Sammlung vor sich hat. — Unter Karls strenger Regierung stand die Bibliothek nur den Lehrern der Akademie und den geheimen Räthen offen, und selbst diesen mit Einschränkung; denn er hatte den Bibliothekaren die Freiheit gegeben, ihnen auch allenfalls Bücher abzuschlagen, die nicht in ihr Fach einschlügen. Seine Bibliothekare mußten ihm Verzeichnisse seltener Bücher machen, mit denen er dann in fremden Bibliotheken prahlte, und sich den Schein der Gelehrsamkeit gab. Ein langer Kasten voll Karten und Risse, welche das ganze Herzogthum auf's genaueste darstellen, ist auch noch ein Werk aus Karls Regierung, welches aber nur ¾ des Landes erst enthält, und jetzt sehr saumselig fortgeführt, und nicht gezeigt wird. Man hat die Genauigkeit dabei so weit getrieben, daß auch die aller unwesentlichsten Dinge, z. B. ein einzeln stehender Baum, ein Backofen,

ein Zaun 2c. nicht fehlen, und sogar der kleinste Steg angezeigt ist. Dieses einzige Werk bekommt man darum nicht zu sehen, weil der Herzog selbst den Schlüssel zu dem Kasten hat.

Wir besahen auch die traurigen Ueberreste der ehemals so glänzenden Karls-Akademie, durch deren plötzliche Aufhebung Ludwig seine kurze Regierung den Stuttgardtern unvergeßlich gemacht hat. Man sieht an diesem ungeheuren Gebäude, was Karl durchsetzen konnte, wenn er einmahl den Plan dazu entworfen hatte, und an den zahlreichen Zöglingen dieser ungeheuren Schule, welche durch's ganze Land, und beinahe durch ganz Europa zerstreut sind, sieht man, was dieses Institut geleistet hat. Es hat große Künstler, geschickte Staatsbediente, gute Kaufleute, treffliche Officiere gebildet. Als ob der Feind plötzlich dieser Anstalt, da sie in ihrer vollen Wirksamkeit war, ein Ende gemacht hätte; so steht alles noch unverrückt da, wie es im Augenblick der plötzlichen unwürdigen Aufhebung stand: selbst eine algebraische Demonstration, mit Kreide an die Tafel verzeichnet, war noch zu lesen. Es war eine sehr gute Idee, die wohl Nachahmung verdiente, daß man hier vor allen Dingen eine möglichst vollständige Sammlung

von einländischen Thieren und Produkten anlegte. Es ist nicht selten in Schulen der Fall, daß man die Kinder unter den Ungeheuern fremder Erdtheile herumführt, und sie mit den Produkten ihres Vaterlandes wenig oder gar nicht bekannt macht, weil man selbst sie nicht kennt. Hier sieht man weder Tiger noch Löwen, aber dafür ganze Heerden der Hünde, welche im Schwabenlande an Ketten und am Seil des Jägers, auf dem Schooße der Damen, und im Gefolge der Schlächter angetroffen werden; alle in der täuschendsten natürlichen Stellung meisterhaft ausgestopft. Hier stehen in langen Reihen die Hausthiere und die Thiere des Waldes auf dem Boden, und die Wandschränke enthalten das zahllose Heer der Vögel: der eine die Sumpfvögel, ein anderer die verschiedenen Arten der Gänse, ein dritter die Hühner und Hähne bis zum mächtigen Auerhahn hinauf. Eine lange Tafel ist mit den kleineren Quadrupeden, mit Ratten und Mäusen, Kaninchen und Eichkätzchen besetzt. Hier fällt nichts so sehr auf, als ein Eichkätzchen im weichen Neste auf dem Rücken liegend: die drei kleinen Jungen sitzen der Mutter auf dem Bauche, und saugen mit voller Bequemlichkeit an den zarten Brüsten. Im Winkel dieses Zimmers steht in

der

der furchtbaren Attitüde des Angriffs, mit fletschendem Zahn ein blutgieriger Wolf, der sich einst zu seinem Unglück in's Wirtemberger Land verlief; und neben ihm scheinen in sorgloser Ruhe der Berg- und Feldhaase, und der lichtscheue Dachs mit seinem unförmlichen Körper herum zu laufen. Diesem gegenüber hat ein Riese von Schwein, das einst von einem hiesigen Bäkker aufgezogen wurde, und das Wunder der Stadt war, seinen Platz erhalten. Es ist von einer Gruppe ekelhafter Mißgeburten umgeben: einem Kalbe mit 8 Füßen und 2 Köpfen, einem andern mit einem Wasserkopfe, und verschiedenen anderen der Art. In dem einen Glasschranke wird der berühmte Fötus eines Kindes aufbewahrt, der noch immer den Anatomen ein unauflösliches Räthsel ist; eine Frau behielt ihn 40 Jahre bei sich, bis zu ihrem Tode, und gebahr doch 2 lebendige Kinder in diesem Zeitraume. — Ein anderes Zimmer enthält die Mineralien; eine noch sehr unvollständige Sammlung, welche nur dem Theile nach merkwürdig ist, der die Norwegischen und Dänischen Stufen enthält. Sie liegen, nach dem Willen des Herzogs, der sie vom Könige von Dänemark zum Geschenk erhielt, beisammen. Eine sehr gute Sammlung

von inländischen Marmorarten verdient eine genauere Betrachtung, und ist sehr zweckmäßig. Der physikalische Apparat in einem dritten Zimmer, das auch verschiedene schöne Modelle enthält, ist überaus vollständig und von großem Werth. Man ist im Begriff, eine physikalische Gesellschaft zu errichten, um ihn wieder nützlich zu machen; ein guter Gedanke, der auch bereits den Beifall des Herzogs hat, welcher der Gesellschaft einige Zimmer einräumen will. — Ich weiß nicht, ob man so ganz recht thut, wenn man über die Universität Tübingen in Stuttgardt so bitter sich beklagt, weil sie vorzüglich eifrig dahin arbeitete, daß die Karls-Akademie aufgehoben wurde. Sie mußte ja über kurz oder lang ein Opfer dieser Anstalt werden, und was sie that, that sie also in der Verzweiflung, zu ihrer Selbstrettung. — Von der ganzen trefflichen Anstalt ist nur noch das Kupferstecher-Institut, unter dem als Künstler sehr geschätzten Müller, übrig geblieben; doch hatte es jetzt auch nur noch 5 Zöglinge. Vier Pressen werden vorzüglich mit dem Abziehen der Landkarten beschäftigt. — Das hiesige Schauspielhaus ist klein, aber gut angelegt. Es wurde Armuth und Edelsinn von Kotzebue gegeben. Burk-

hai-

hardi, Mad. Spalding, Pauli u. a. spielten treff-lich. Der Conversationston wurde meist glücklich getroffen. Das Publikum war zahlreich, aber un-ausstehlich unruhig und geschwätzig. Kaum ein Drit-theil hörte; ein gutes Drittheil war in Liebes-Intri-guen verlohren. Die Weiber sind hier meist wohl-gebildet, aber sonst unausstehlich; ihr Anzug ist ge-schmacklos, die Sprache männlich, volltönend oder schreiend. Glücklicher Weise waren Akteurs und Aktricen meist Ausländer. Des Klatschens war kein Ende, und das Publikum kam mir vor, wie eine Rotte von ungezogenen Knaben und Mädchen, die den Zeitpunkt, da der Schulmeister abwesend ist, gierig benutzen, um den lange mit Mühe zu-rückgehaltenen Muthwillen frei ausströmen zu las-sen; denn nur wenn der Herzog gegenwärtig ist, geht es still und ordentlich zu. Das Orchester ist vortrefflich; die Tanzbelustigung nach dem Schau-spiel wurde meisterhaft ausgeführt. Der Herzog hat in der That große Springer in seinen Diensten! Die Ballettänzerinn wurde mit lautem Händeklat-schen empfangen; sie war geschmackvoll, aber sehr sybaritisch gekleidet. Es wurde sehr still, als der Tanz begann, und man lernte jetzt das Publikum gründlich kennen. Bei der Aufführung von Lilla

sie-

fielen einige Schwabenstreiche auf dem Theater vor. Die Nacht, wo Lubino versichert, er könne nicht zwei Schritt vor sich sehen, war so helle, daß man den spielenden Personen das Weiße im Auge absehen konnte, und der Hintergrund zeigte ordentlich den Schatten der Decorationen. Ein andermahl erschienen Bediente in der Bauernstube, und brachten einen Tisch mit 2 sehr modernen Leuchtern herein. Aus diesen 2 Lichtern sollte man nun schließen, daß es eine Abendmahlzeit sei, die gehalten werden sollte; aber die ganze rechte Seite, auf's brillanteste erleuchtet, machte einen wieder irre, so wie denn auch diese Seite keine Bauernstube, sondern die Wände des königlichen Zimmers erblikken ließ. — Bei einem neuen Aufzuge stehen im Hintergrunde 6 Bauern, und laufen erschrokken davon, als sie sehen, daß sie sichtbar geworden sind. — Mad. Gaus nimmt sich als Königinn ganz gut, wenn sie sich gleich in Ansehung der äußeren Würde nicht recht in ihren hohen Rang zu finden weiß. Ihre Stimme ist sanft und geschmeidig; sie singt mit Empfindung; nur die Haltung des Körpers war etwas gezwungen. Leider liebt sie auch, noch mehr aber Mad. Kaufmann, als Lilla, die sogenannten Manieren, zu deutsch Schnör-

kel

kel, im Gesange, und meint durch diese Zusätze von eigener Composition den Gesang noch gefälliger zu machen. Beim Suttgardter Publikum schien sie es auch damit ganz recht gemacht zu haben, denn kaum ließ man ihr bei manchen Arien Zeit, zu vollenden, sondern unterbrach sie schon mit dem heftigsten Beifallklatschen. Aber ein Publikum, das gebildet ist, kann unmöglich an dergleichen Verschnörkelungen Gefallen finden, besonders bei einer Musik, wie diese, welche gerade durch die hohe Einfalt und reine Melodie so sehr entzückt, und sich auszeichnet. Es scheint, daß die sogenannten Manieren in der Musik eben so sehr den reinen guten Eindruck verhindern, und das Vergnügen stören, als manche conventionelle Manieren im gesellschaftlichen Umgange, obgleich es im allgemeinen gelobt seyn soll, wenn man von jemand sagt: er habe sehr feine Manieren. Deutlich ausgelegt heißt es doch im Grunde nichts weiter, als: er versteht die heillose Kunst, daß er alles gefühlt zu haben scheint, was er wirklich fühlen sollte: Freundschaft, Liebe, Zutrauen, Biederkeit; und wisse allem, was er sagt, so ein schönes Gewand umzuhängen, daß am Ende von der Wahrheit wenig oder gar nichts mehr übrig blei-

be. Gerade diese unglückliche Wirkung haben auch die Manieren im Gesang und Spiel; von dem reinen schönen Satz bleibt nichts übrig, und der ganze Eindruck geht verlohren. — Wenn man aber auch im Ganzen über das Stuttgardter Theater die Klage erheben muß, daß es zu wenig für die Aufrechthaltung der Täuschung sorge, so muß man den Schauspielern doch im Einzelnen, selbst in dieser Rücksicht, das Lob zugestehen, daß sie die Täuschung auf's höchste zu treiben wissen. Dieß ist besonders der Fall, so oft im Schauspiele geschmaußt wird; da kauen sie in der That mit solcher Emsigkeit, und so ernstlich, daß sie sogar darüber das Reden vergessen, und wenn der Souffleur unartig genug ist, sie durch sein Vorsagen daran zu erinnern; so richten sie mit vollem Munde ihre Rede an's Publikum, ohne sich's je einfallen zu lassen, daß sie dadurch gegen das Dekorum sündigen. — Ein gutmüthigeres Publikum kann man nicht sehen, als das Stuttgardtische ist. So leicht läßt es keinen Acteur und keine Actrice aus der Scene gehen, ohne sie recht tüchtig beklatscht zu haben, und selbst der Katzenpuckel, den Herr Weberling als Tita, indem er die hübsche Arie: als ich noch ein junger Knabe, singt, bei den Worten macht:

„sagte mir mein Urgroßvater“ — selbst dieser wurde laut beklatscht, und der Schauspieler konnte kaum zu Worte kommen. In einer gewissen großen Residenzstadt sieht man leider auch zuweilen solche Katzenpuckel und hört solch Beifallsklatschen. Madem. Fischer, als Bertha, nahm sich sehr gut; sie hat viel Aktion, Lebhaftigkeit und Laune. Mad. Kaufmann, des berühmten Schubarts Tochter, war zu wenig geschmeidig, aber sie declamirte die Recitative sehr gut.

Hohenheim. Diese eben so bizarre als reizende Schöpfung der üppigen, durch kostbare Reisen reichlich genährten, oder vielmehr überfüllten Phantasie des rastlosen Karl, ist wohl werth, daß man ihr einen Tag widmet. Man wandert 2 gute Stunden, zum Theil über sehr respectable Berge, welche nur durch die kostbarste Kunst einen etwas sanfteren Abhang erhalten haben, und von denen der eine dicht vor der Stadt sich erhebt, nach diesem prachtvollen Lustschlosse. Man fühlt sich noch einmahl so leicht und wohl, wenn man endlich dem ungeheuren Kessel entstiegen ist, in welchem Stuttgardt liegt, und dessen Wände mit so lieblichen Waldungen von Weinstökken prangen. Das Lustschloß selbst zeigt sich nicht eher, als bis

man vor seinem schönen großen Thore verwundernd steht. Hier blickt man in eine lange Reihe von blendend weißen Gebäuden, zwischen welchen die schönste Orangerie eine majestätische Allee bildet. Ungeduldig durchläuft man diese und das Schloß selbst, welches mit seinen großen Flügeln gleichsam den Vorhang vor den Garten zieht, und übersieht nun ein unermeßliches Thal, das sich sanft von einer langen Reihe amphitheatralisch hingelagerter Berge herabsenkt, und in seinem Schooße mehr als 1000 der schönsten Pomeranzenbäume trägt, welche überaus gefällig in einem weiten Halbzirkel stehen. Den Hintergrund dieses schönen Thales schließen auf einer Seite majestätische Pappeln in langen und dichten Reihen, und auf der andern erhebt sich auf einer beträchtlichen Anhöhe ein schönes Dorf, an welches der Garten sich so natürlich anschließt, als ob es noch mit zu seinen reizenden Anlagen gehörte. — Die Beschreiber Hohenheims, besonders der im Gartenkalender, und nicht weniger der Reisende, der sein Buch „die Wallfahrt nach Paris" zu nennen beliebt hat, haben sich viel vergebliche Mühe gegeben, in den Anlagen dieses Lustortes einen Plan zu finden, oder sie in ein Ganzes zu schmieden. Dem unbefangenen Beob-

achter fällt es bald in die Augen, daß alles ohne Plan dahin gestellt ist, wie es dem Herzoge einfiel. Denn er konnte es nicht über sich erlangen, irgend etwas, das ihn frappirt hatte, von alten und neuen Anlagen in Italien, nicht sogleich in seinen Garten überzutragen, und da er den Raum nicht gehörig berechnet hatte, so drängte sich endlich alles wie in einer Marionettenbude auf einander, und der Wanderer sieht sich zwar fast mit jedem Schritte überrascht, seine Aufmerksamkeit wird unaufhörlich gespannt, seine Neugierde immer rege erhalten; aber er bekömmt auch dafür keinen reinen Eindruck, findet nie einen befriedigenden Standpunkt, von wo aus er die einzelnen Anlagen betrachten könnte, und kehrt eben so übersättigt, wie der Schöpfer von seinen Reisen zurückkehrte, von dieser Wanderung durch Hohenheim zurück. Wenn man auch noch so geneigt ist, den dichterischen Beschreibern Hohenheims zu folgen, die entweder aus Gutmüthigkeit oder aus Neigung zum Dichten, oder auch, weil sie sich selbst als Schöpfer eines Ganzen, das nur in ihren Beschreibungen, nicht aber in der Wirklichkeit gefunden wird, so wohl gefielen, das ungleichartige und bizarre Gemisch von ländlichen Hütten und Pal-

lästen zu einem schönen Ganzen zu vereinigen bemüht sind; so wird man doch alle Augenblick durch sonderbare, diesem Ganzen durchaus nicht anpassende Anlagen gestört, so daß man bald die Hoffnung aufgiebt, auch bei der gutmüthigsten und leichtgläubigsten Phantasie da Plan zu finden, und ein schönes Ganze wahrzunehmen, wo nur grillenhafte und fürstliche bizarre Phantasie gewirkt hatte. Man würde in den schönen schattichten Parthieen dieses Englischen Gartens mit Freude lustwandeln, wenn man nicht bei der Beobachtung der schönen Mannichfaltigkeit von Stauden, Bäumen und Blumen, welche aus allen Gegenden der Erde hier versammelt sind, so oft durch eine geschmacklose Ruine aus Backsteinen gestört würde, die mit ihrem hellen Roth so grell gegen das lebhafte Grün absticht, wie die hochrothe Weste eines regierenden Bürgermeisters gegen seinen apfelgrünen Sonntagsrock. Man würde angenehm überrascht seyn, durch eine mit Wahrheit und Einfalt in das Dickicht hingestellte Fischerhütte, denn ihr weit überhängendes Strohdach, zu dem sich eine halb herüberhängende hölzerne Treppe, deren Stufen man sich nicht anzuvertrauen wagt, täuschend hinaufzieht, blickt so schön unter dem düsteren Schatten der blühenden Akacien her-

 vor,

vor, daß man wirklich vor der stillen Wohnung eines armen Fischers zu stehen glaubt, besonders wenn man die unter dem Dache hängenden Netze erblickt. Aber diese an sich so angenehme Ueberraschung wird, indem man um das Haus herumgeht, sehr bald durch einen offenen Tempel verdrängt, neben welchem die Ruinen eines Römischen Bades so übel angebracht sind, daß man vergebens nach einem Standpunkt sich umsieht, der diesen Tempel und diese Ruinen befriedigend sehen ließe, denn indem man einen solchen Standpunkt sucht, wird man schon wieder durch eine neue Anlage angezogen, und eilt ihr zu, in der Hoffnung, dort mehr Befriedigung zu finden. Schade, daß es diesem Garten an einer Hauptzierde, an fließendem Wasser fehlt. Die terrassenmäßig über einander liegenden 6 Weiher, aus denen die sich schlängelnden Kanäle an den Sonn- und Festtagen zum Vergnügen des Publikums und des Hofes selbst, der dann nie fehlt, gefüllt werden, haben für einen so großen Garten viel zu wenig Wasser, und sehen ohnehin schmutzig und trübe aus. Will man dem Garten Geschmack abgewinnen, so muß man ihn an einem Sonntage sehen, denn an diesem Tage macht ihn die menschen-

freundliche Einladung des gutmüthigen alten Herzogs zu einem Tummelplatz der Stüttgardter aus allen Ständen; und die geöffneten Weiher, welche in dem höchsten Theile des Gartens liegen, verbreiten durch ihren Wasservorrath über den ganzen Garten ein gewisses Leben, das ihn um so angenehmer macht, da man alle Augenblick auf fröhliche Gruppen stößt, die hier von 4 Uhr Abends an ungestört wandeln. Hier sträubt sich kein Pförtner; hier schnörkelt kein Gärtner kunstmäßig am Hain. Die schönste Parthie des Gartens, die Felsenparthie, aus Tuffstein gebildet, erhält durch den Wasserstrom, der zuletzt in seiner ganzen Masse hier in den unterirdischen Behältern sich sammelt, einen unbeschreiblichen Reiz, denn sie ist schon an sich reizend, da es ihrem Schöpfer hier mehr, als irgendwo, gelungen ist, die Natur in ihren großen Scenen täuschend nachzubilden, und die Felsenstükke mit so versteckter Kunst auf einander zu thürmen, daß man davon ganz hingerissen, und wirklich überrascht wird; denn indem man einer dichten Allee in ihren stets wiederkehrenden Krümmungen folgt, sieht man sich auf einmahl auf der Spitze dieses schönen felsigten Amphitheaters, und steht auf einer, aus wenigen Brettern

 und

und dünnem Holzgeländer ärmlich zusammengesetzten Brükke, welche zwei hervorragende Felsstükke mit einander verbindet, und die tief in den Abgrund, den wildes Gebüsch erfüllt, hinabsehen läßt, vor einem gothischen Heiligenbilde, das in einer halbzerstörten Niche ganz isolirt da steht, und den Fortgang wehrt. Höher hinauf schmückt eine alte Kapelle den Gipfel des nachbarlichen Felsens, deren gemahlte Scheiben und kleine giebelmäßig zugespitzte Fenster die Täuschung meisterlich vollenden helfen, in welche dieser Anblick den Wanderer versezt. Auf engen Wegen, wo Menschenhände kümmerlich eine Treppe in den harten Felsen eingehauen zu haben scheinen, gelangt man, nach manchem harten Stoß an den überhin sich wölbenden Felswänden, an die schöne Kapelle, und sieht nicht fern davon ein kleines Haus in anziehender Einfalt unter dem Schatten düsterer Fichten sich erheben, das man gleich auf den ersten Blick für das Pfarrhaus erkennt; ein kleiner Kohlgarten vor dem Hause vollendet die schöne Täuschung, indem er die Spur von fleißigen Menschenhänden an sich trägt, und das ärmliche Hausgeräth, das man durch die kleinen Fenster erblickt, entspricht dem Aeusseren aufs vollkommenste.

Von

Von dieser reizenden Höhe blickt man in die Tiefe hinab, welche das hohe felsigte Amphitheater einschließt, und auch diese Tiefe ist meisterhaft zur Vollendung der angenehmen Täuschung gebildet, in welcher man auf der Höhe des Felsens sich so wohl befindet; denn da, wo der Felsen sich öffnet, und eine freie Aussicht nach dem nahe liegenden schönen Dorfe Pfennigen bietet, das sich auf einer mäßigen Anhöhe erhebt, steigt aus dem Grunde eine schöne, im besten gothischen Geschmakke erbaute Kirche empor, welche sich vortrefflich an das übrige anschließt, und zu der man auf labyrinthischen Pfaden gelangt. Das Toben des herabstürzenden Wasserstroms, der bald zur Seite, bald unter den Füßen des Wanderers sich hören läßt, begleitet ihn bis zu jener schönen Kirche, und betroffen bleibt er auf halbem Wege stehen, indem er auf einmahl zur Seite in den tiefen Felsenschlund hinein blickt, in dessen Hintergrunde ihm ein breiter majestätischer Wasserstrom, der wie ein dichter Flor die Felswand überzieht, entgegenglänzt. Aus einer weiten Oeffnung des Felsens stürzt er, wie aus dem geöffneten Rachen eines Löwen hervor, und verbreitet brausend in der Tiefe Leben und Wirksamkeit, indem er in vielfachen

Krümmungen einem weiten Bassin zueilt. Hier aber wird die Täuschung leider auf eine höchst widerwärtige Art durch einen, den Felsen auf seinen Schultern tragenden Herkules gestört, der an dieser Stelle wahres Flickwerk ist. Abermahls eine Wirkung der Bizarrerie und Phantasie des Herzogs, der nur lichte Augenblikke des guten Geschmacks hatte, und nicht immer dem Major Fischer folgte. Hat man endlich den Fuß des Felsens erreicht, so wird man durch gekrümmte Pfade, die sich gleichsam durch die Felsenwand hindrängen, abwärts gelockt, und nicht lange, so verschwindet im Rükken das Tageslicht, düstere Schatten umgeben die sich wölbenden Felsen, es öffnet sich die schauerliche Sibyllen-Grotte, in welcher man lange spitzige Felsenstücke, gleich Stalaktiten über seinem Haupte drohend schweben sieht. Ueber dieser Grotte steht der Sibyllen-Tempel, eine vorzügliche Zierde dieser Anlage. Aus der Grotte führt ein vielfach gekrümmter Weg wieder in's Freie, und auf den von einer neuen Felsenreihe umschlossenen Vorhof der Karthause, dessen Mitte ein kleines Wasserbekken einnimmt. Brausend stürzt von der Höhe dieser Felsen ein dem vorigen ähnlicher Wasserstrom in die Tiefe, durch den die Stille, welche

in

in diesem Heiligthum herrscht, angenehm gemildert wird. — Nächst dieser Parthie interessirt vorzüglich die Meierei, am Ende des Gartens, der Lieblingsaufenthalt der Herzoginn; eine Anlage, welche sehr glücklich gedacht und ausgeführt worden ist. Ein einfacher ländlicher Zaun umschließt einen mäßigen Raum, der mit Wirthschaftsgebäuden bebaut ist. Man erblickt hier ein niedliches Taubenhäuschen, das sich in der Mitte auf einem hölzernen Pfeiler erhebt, und nicht ohne Bewohner ist. Gleich am Eingange des Zauns steht ein kleines Haus, dessen Aeusseres sogleich die Wohnung des Pächters verräth. Neben diesem Hause ist ein kleiner reinlicher Stall, in welchem drei der schönsten einheimischen Kühe verpflegt werden. Ein blühendes, sehr reinlich und nett, doch einfach gekleidetes Mädchen kommt aus einem daran stoßenden Häuschen heraus, welches die Milchkannen, und alle zur Wirthschaft nöthige Geräthschaften enthält; der Hof wimmelt von Hühnern, Tauben, Enten und Gänsen, die Bienen sumsen im netten Bienenhause, und ein einfaches Badehaus schließt den schönen Cirkel. — Das Schloß liegt majestätisch auf der Spitze einer sanften Anhöhe, und beherrscht ein überaus reizendes Thal, in dessen

Vor-

Vorgrunde mehr als 1000 Pomeranzenbäume ihre fruchtreichen Kronen in einem schönen Halbzirkel erheben. Diese Orangerie ist vielleicht einzig in ihrer Art; theils wegen der ungewöhnlichen Stärke und Schönheit der Stämme, theils wegen der großen Anzahl der Bäume. In der Mitte dieses Pomeranzenwäldchens springt aus einem ansehnlichen Wasserbekken ein feiner Wasserstrahl hervor, der diesem schönen Ganzen Leben und Mannichfaltigkeit giebt, und über das Wäldchen hinaus breitet sich ein großes Dorf im Thale aus. Das Bergschloß Neuffen erhebt sich im Hintergrunde, und hat gleichsam den Vorsitz in der langen, amphitheatralisch gelagerten Versammlung der Felsen, welche sich am Horizont herumziehen, und ihn schließen. Das, ganz isolirt stehende, Schloß auf der Spitze der Anhöhe, das dem Blick durch keinen Baum, keine Statüe, und keine Allee, auch nur dem kleinsten Theile nach, entzogen wird, macht mit seiner blendenden Weiße einen unbeschreiblich großen Eindruck. Man glaubt sich in die Feenwelt versetzt zu sehen, und ein Zauberschloß zu erblikken, dessen blendender Glanz die neugierigen Blikke der Sterblichen verscheuchen soll. Denn in der That blendet das Schloß, da es jährlich abgeputzt wird,

durch

durch seine weiße Farbe die Augen in der Mittagssonne so sehr, daß man es kaum einige Minuten hinter einander anzusehen wagt. — Einige 60 Schweizerkühe in einem langen schönen Stalle, worin sie mit großer Sorgfalt verpflegt werden, sind nicht eine der kleinsten Sehenswürdigkeiten Hohenheims, denn sie sind so ausgesucht schön, daß man schwerlich, selbst in der Schweiz, eine solche Heerde finden wird. — Wenn man noch nicht mit der Bizarrerie des Fürsten, der die Anlagen dieses Lustortes wählte und ordnete, bekannt ist, noch nicht weiß, daß es eine seiner Schwachheiten war, nach seinem geliebten Hohenheim alles versetzen zu wollen, was er von schönen Trümmern des Alterthums in Italien sahe; so kann man sich von seinem Erstaunen nicht so bald erholen, wenn man nicht weit von dem Römischen Bade, dessen vorhin gedacht wurde, ein Grabmahl findet, das von wildem Gebüsch halbversteckt, und mit den Trümmern von Säulen und Statüen umlagert, gleich seinen römischen Ursprung verräth, und nun hört, daß es des Wütrichs Grabmahl seyn solle, der einst eine teuflische Freude darin fand, Feuerbrände in seine eigene Stadt zu werfen, und sie brennen zu sehen. Auf keinem Platze

In diesem ganzen Lustorte hat man eine so schöne Aussicht, als auf der mit jungen Feigenbäumen besetzten Gallerie eines kleinen Landhauses, das sich an die Wohnung eines Müllers anlehnt. Man findet in der letzteren alles Handwerkszeug, alle Geräthschaften und Anstalten eines Müllers, sogar einen Sack mit Getreide; die Mühle ist in dem allerbesten Zustande, das Rad wird von dem kleinen Bach, der aus jenen über einander liegenden Weihern sein Wasser erhält, rasch umher getrieben, und der Müller scheint nur nach der nächsten Stadt gewandert zu seyn: so täuschend stellt hier alles, was man sieht, die wirkliche Wohnung eines Müllers dar. Das kleine Landhaus, das sich an dieses Wohnhaus lehnt, ist, was man hier sonst an allen den Lustgebäuden vergebens sucht, mit schöner Einfalt auch im Innern geschmückt. An der Aussenseite windet sich schneckenförmig um eine schöne Linde eine Treppe zum platten Dache hinauf, und auf diesem Dache ist's, wo man die reizendste Ansicht des mit hoher Einfalt, wie ein Feengebilde sich ausbreitenden blendend weißen Schlosses, und den freiesten Blick, durch das sich öffnende Gebüsch des Gartens hindurch, in die schöne Ebene hat, welche das Pomeranzenwäldchen einschließt,

schließt,

schließt, und die so sanft von den umliegenden Anhöhen hinabgleitet. In ihrer größten Tiefe erheben sich lange Reihen von schlanken, majestätischen Pappeln, an denen überhaupt diese Gegend unbeschreiblich reich ist, und selbst diese himmelanstrebenden Pappelreihen entziehen dem Auge kein Pünktchen des schönen Ganzen, so bescheiden haben sie sich in den tiefsten Grund des Thales zurückgezogen. Wie eine kleine Sonne beleuchtet auf dem Altan des fernen Schlosses der große schön vergoldete Schirm das weite Dach, und vollendet die Größe und Wunderbarkeit, welche dem Ganzen aufgedrückt ist.

Das Schloß hat in allen seinen Theilen viel Pracht, beinahe in jedem Zimmer Ueberladung, besonders zu gehäufte, wenn gleich sehr schöne Stuckatur-Arbeit von Friedrich; manch schönes Gemählde, und noch schönere farbigte Kupferstiche, und enthält im Allgemeinen überall sehr deutliche Spuren von der Prachtliebe, dem ungeläuterten Geschmack, dem Stolz und der Eitelkeit Karls. Der jetztregierende Herzog wendet auf die Ausbauung des noch lange nicht vollendeten linken Flügels zwar nicht so große Summen, als Karl darauf gewendet haben würde, aber doch sehr be-

nächtliche, und dieser Flügel wird einmahl mit den übrigen sehr kontrastiren. Ein Saal, der mit inländischem Marmor bekleidet wird, scheint nicht bloß prächtig, sondern auch geschmackvoll werden zu wollen. Im untern Geschosse sahen wir nur zwei von den Zimmern der Herzoginn, wovon das eine mit schönen Römischen Landschaften von der Meisterhand des großen Schülers Guibals, von dem Hofmahler Hetsch (jetzt in Rom) decorirt war, das andere manche kostbare Stücke älterer Meister, unter anderen auch einige Portraits von Lucas Cranach, und eine Susanne von Titian enthielt. — Die Aussicht vom Balkon im zweiten Geschosse ist gegen Abend überaus reizend. Man blickt in eine weite, mit reichen Dörfern besetzte Ebene, welche im Vorgrunde den schönen Pomeranzenwald, und das Bassin mit dem springenden Wasserstrahl einschließt: um diese Ebene zieht in einem vollkommenen Halbzirkel die Alp eine majestätische Wand, in deren Mitte das Bergschloß Neuffen sich erhebt. Von den schönen Anlagen des Gartens aber sieht man gar nichts, die hohen Pappeln verstekken alles; man glaubt einen großen Thiergarten vor sich zu sehen. Sehr mahlerisch zieht sich eine hohe Wand von schönen Pappeln

peln auf der linken Seite in das tief hinabgleitende Thal, das mit dem üppigsten Grase bekleidet ist, und aus dem ein einfacher Obelisk sich erhebt. Rechts blickt man die breite Hauptallee hinab bis nach dem Wirthshause hin, und sieht dort eine andere Wand von Pappeln den Lustgarten wie mit einem breiten grünenden Saum einfassen. — Etwas ganz eigenes hat die kleine Hauskapelle des Herzogs im Inneren deß Schlosses. Vielleicht würde man im ganzen deutschen Reiche vergeblich eine katholische Kapelle suchen, welche dieser an Schmucklosigkeit und Einfalt gliche. Ein runder Altartisch mit rothem Sammet, in der Mitte des runden Zimmers; hinter demselben ein sehr einfacher Altar mit einem seidenen Vorhange, hinter welchem ein trefflicher Jesuskopf mit einer Dornenkrone in unvergleichlicher Mosaique, und eine nicht weniger schöne zum Himmel hinaufblickende Madonna hängt. Letztere ist in Wolle gestickt, mit unglaublichem Ausdruck und hinreissender Einfalt im Auge. Man darf sich bis auf einen Schritt beiden Portraits nähern, und ist noch nicht im Stande, zu entscheiden, ob sie Werke des Pinsels sind, oder nicht. Eben so meisterhaft sind die Bildsäulen des berühmten Gomelli und einer

nicht so berühmten Mätresse Karls, in einem überaus prächtigen Zimmer. Sie stehen in eben dem Zimmer, worin Karl von demselben Künstler, dem berühmten Brüsseler le Jeune seine eigene Bildsäule in Lebensgröße aufstellen ließ. Jene sind nur Büsten. An Karls Statüe muß man eben so sehr den Meissel des Künstlers, als die Schönheit des Marmors bewundern, der beinahe ohne allen Fehler ist. In einem daran stoßenden Zimmer, welches eine Handbibliothek enthält, und überaus prächtig, aber auch überladen ist, bleibt man bewundernd vor einem Apoll und einigen überaus schönen Hautreliefs stehen. Ein kleines Zimmer, unfern von dem großen Saal am Balkon, gewährt wegen der überaus schönen Sammlung von farbigten Englischen Kupferstichen viel Unterhaltung. Daniel in der Löwengrube, mit dem Blick der Verzweiflung, und dem Händeringen der Todesangst, mit über einander gelegten Beinen, und halbgekrümmt, erregt Theilnahme; mehr noch ein Stück mit der Unterschrift: Slave trade, welches die Grausamkeit der Europäischen Sklavenhändler gegen die unglücklichen Afrikaner wahr und kunstvoll darstellt; besonders wenn man zuvor einen Blick auf die schöne Darstellung der African Hospitality, wel-

ches das Gegenstück ist, geworfen hat. Das sich ängstlich an die Mutter andrängende Kind, das Auge der Mutter voll zärtlicher Besorgniß, voll peinigender Furcht und durchdringendem Mitleidsflehen, das zutrauliche Nahen der gutmüthigen Afrikaner: alles ist hier sprechend, und flößt Theilnahme ein. Man fürchtet und hofft mit den Europäern, man freut sich mit den gutmüthigen Wilden. — Ganz anderen Eindruck macht das Stück, welches die Scene darstellt, da Joseph den alten Jakob seinem Könige darstellt. Der orientalische Despot hat auch nicht Einen Zug von Freundlichkeit und Herablassung. Josephs schönes Auge ist so voll Zärtlichkeit und kindlicher Freude auf den knieenden Greis gerichtet, daß kein fühlendes Mädchen ihn betrachten könnte, ohne im Innersten des Herzens bewegt zu werden. Das Stück ist von Seidelmann. Der Daniel nach Rubens, die Hospitality nach Morland.

Ludwigsburg. Wenn man eben erst in Hohenheim war, dort die sogenannte Kolonie mit allen ihren zur Bewohnung eingerichteten Häusern, ihren Thoren, Kirchen und kleinen Pallästen gesehen, und den bizarren Schöpfergeist des Herzogs Karl kennen gelernt hat, und nun nach Ludwigs-

burg kommt; so wird man geneigt, zu glauben, Karl habe hier in einem Lustwäldchen zur Verschönerung desselben eine kleine Stadt angelegt, wie er dort eine Kolonie anlegte; denn Ludwigsburg hat verhältnißmäßig eben so wenig Einwohner, als jene Kolonie, und die Häuser sind auch zum Theil wie dort, an schöne Ruinen gebaut, die aber ursprünglich eine ganz andere Bestimmung hatten, als Ruinen zu seyn, denn es sind lauter unvollendete massive Gebäude, zum Theil von einer sehr beträchtlichen Größe. Das eine sieht in seiner jetzigen Gestalt dem zerstörten Schlosse Scharfeneck zwischen Forchheim und Erlangen ähnlich. Die lange Hauptstraße, welche sich mehr längst der Stadt hinzieht, als dieselbe durchschneidet, hat nur Eine Häuserreihe, denn auf der anderen machen drei und vierfache Alleen, Hecken und Lauben ihre Begrenzung aus. Sie würde noch schöner seyn, als sie wirklich ist, wenn sie nicht gegen das Ende eine Anhöhe hinangeführt worden wäre; denn diese hindert, von einem Thore zum anderen hinzusehen. Am Ende dieser Straße liegt das in einem sehr schönen Style erbaute neue Schloß, dem jetzt seine größte Zierde, die Gemähldegallerie, geraubt ist, um Hohenheim damit zu schmükken. Oede und

leer

leer steht es da, und nur eine kleine Wache macht es einigermaßen lebhaft. Hinter dem neuen Schlosse steht das alte, in welchem jetzt die verwittwete Herzoginn mit ihrer Tochter sich aufhält. Eine schöne Kapelle stößt an dieß alte Schloß, welches eine vortreffliche Aussicht, und ebenfalls eine schöne Bauart hat. Diesem alten Schlosse gegenüber erblickt man in einem kleinen Thiergarten ein sehr buntscheckiges, geschmackloses altes Gebäude; es heißt die Favorite; wessen Favorite es einmahl gewesen ist, mag ich nicht wissen.

Wenn man durch die beiden Höfe des neuen Schlosses hindurch geht, so kommt man an das wegen seiner Größe so berühmte Opernhaus, das Karls Ungeduld in 3 Monaten aus Brettern und Balken zusammen setzte, so daß man es von aussen eher für eine Marionetten- oder Affen-Bude, als für ein Opernhaus halten sollte. Im Inneren erkennt man an den mit Spiegeln bekleideten Wänden und Säulen, an dem vielen Golde und Schnitzwerk, und an dem herrlichen Plafond, woran die Kunst recht eigentlich verschwendet ist, das Werk des rastlosen Karls, der hier Opern geben ließ, bei denen ganze Schwadronen Reuter auf dem ungeheuren Theater erschienen, durch welche

das Publikum im Parterre jedesmahl in keine geringe Lebensgefahr gebracht wurde, ob man gleich die Vorsicht gebrauchte, daß man die Pferde 48 Stunden vorher schon hungern ließ, um ihnen den Muth zu benehmen. Dem Theater gegenüber hatte sich der Herzog ein kleines Kabinet mit 2 großen Wandspiegeln machen lassen, worin sich das ganze Theater präsentirte. — Das Schloß hat keinen eigenen Garten, denn einen großen Anger, welcher daran stößt, und auf dem die vortreffliche Orangerie alleenförmig aufgestellt ist, kann man nicht so nennen. Zwischen diesem Anger und den fünffachen Alleen zieht sich eine schöne Straße von einer beträchtlichen Anhöhe herunter, welche die merkwürdigsten Anstalten der Stadt, das Waisenhaus und die Porcellänfabrik, enthält. Letztere hat durch den Krieg einen gewaltigen Stoß erlitten, denn ihre Niederlagen am Rhein gingen verlohren, der Absatz stockte, und es arbeiten daher da 5 Mahler, wo man sonst 30 sahe, und die 150 Arbeiter sind auf 50 reducirt worden. Sie haben ja wohl 100 Arbeiter, fragte ich die Inspectrice: wirklich nimmer (das heißt in unserem deutsch: jetzt nicht mehr) war die Antwort. Unter den fertigen Sachen in der Niederlage gefiel

fiel mir vorzüglich ein Theeservice; auf dem Präsentirteller war das schöne Hohenheimer Schloß; auf der Theekanne das Ludwigsburger, auf der Theebüchse die Solitüde ꝛc. alles in sehr getreuen und schönen Abbildungen dargestellt. Es wird für 50 Gulden verkauft. Die Arbeiten in Biscuit sind vortrefflich. — Im Waisenhause wurden wir, sonderbar genug, von dem Hausschneider herumgeführt, der aber glücklicher Weise eine Ausnahme von der Regel machte, daß die Schneider ein wenig närrisch, und besonders unausstehlich geschwätzig sind. Er gehört übrigens mit zu den Lehrern dieser Anstalt, denn er bekommt die, welche zu seinem Handwerk Neigung spüren lassen, in die Lehre. Er führte uns zuerst zum Aufseher der Unglücklichen, welche ein Opfer heißer Wünsche, ehrgeitziger und thörichter Bestrebungen, unmenschlicher Verfolgung ihrer Mitmenschen, oder auch des edlen Durstes nach Wahrheit geworden sind; zum Aufseher der Wahnsinnigen, welche hier, ganz in der Nähe von Kindern, deren Verstand angebaut und geübt, deren Herz mit den Gefühlen der Menschenliebe erfüllt werden soll, ihre stinkenden Kerker haben: eine höchst unglückliche, fast möchte man sagen, Wahnsinn verrathende Einrich-

kung, ungefähr eben so verkehrt, als in St. Georg bei Baireuth, wo man auch den Wahnsinnigen ein Gebäude an der Landstraße eingeräumt hat, wo sie die Vorübergehenden mit ihrem, oft Entsetzen erregenden, Geschrei erschrekken. Der schreckliche Geruch, der uns aus dem ersten Kerker entgegen kam, brachte uns sehr bald zu dem Entschluß, nicht weiter in diesen Wohnungen des Elendes fortzugehen, ob wir gleich den Aufseher, der uns etwas recht interessantes zu zeigen meinte, dadurch sehr beleidigten. Ich empfand in diesem Augenblicke, bei dem Blick durch's Fenster auf die Natur, was ein Dichter so schön ausdruckt, wenn er bei dem Anblicke eines Irrenhauses ausruft:

Ach, die Armen dort — ertön' o Leier
Traurend, wie bei Urnen einer Gruft —
Schaun im Kerker nicht der Schöpfung Feier,
Athmen nicht des Veilchenthales Duft.
Sie lockt nicht der Gruß der Nachtigallen
In den Pappeln, ragend bei den Hallen,
Wo des Wächters wilde Geißel schwirrt,
Und bei Fesselnklang der Wahnsinn irrt!

Wir gingen weiter, durch die sehr hübsche Kirche, an welcher ein eigener Prediger steht, hindurch, in

das

das Lehrzimmer des Waisenhauses, wo wir mehr als 50 Kinder an zwei langen Tafeln unter der Aufsicht eines alten und eines jungen Lehrers lesen hörten. Die starken Ausdünstungen der Kinder und die abscheuliche Art zu lesen würden uns bald weggetrieben haben, wenn die Freundlichkeit des Alten uns nicht zurückgehalten hätte, der sich mit uns in ein Gespräch einließ. In dem benachbarten Zimmer waren die Mädchen in beinahe gleicher Anzahl versammelt. Hier war dieselbe Scene, nur dadurch noch verschlimmert, daß der Lehrer stolz, einsylbig und finster war. Wir gingen weiter, und kamen nun in einen langen Saal, wo an 14 Stühlen recht gutes Tuch gemacht wird, nicht bloß für den Bedarf des Hauses, sondern auch für den auswärtigen Absatz, der sehr ansehnlich ist, und sich besonders auf Italien und Rußland erstreckt. Einer der Waisenknaben fing eben an, am Weberstuhle zu arbeiten. — Dann kamen wir in die Spinnsäle, welche geräumig und luftig genug waren. Es verdient bemerkt zu werden, daß man hier den Kindern nicht mehr Schaafwolle, welche durch ihre starken Ausdünstungen so schädlich ist, sondern Baum-Wolle zu spinnen giebt. — Die Kinder stehen im Sommer um 6 Uhr auf

(etwas zu spät) haben dann 2 Lehrstunden, und werden dann erst mit Brotsuppe gesättigt. Sie haben wenig Lehr-, viel Arbeitsstunden. Um 8 Uhr sahen wir sie mit großer Begierde dem Speisesaal zueilen. Sie standen, der Tafel den Rücken zugewandt, vor den Bänken, als ein militärisches: Halt, richtet euch! des Aufsehers, plötzlich tiefe Stille unter den eßbegierigen Haufen brachte, sie in 2 Reihen formirte, und ihre Hände faltete, worauf der erste zu beten anfing. Leider mußte er bitten, "daß Gott sie bald an seiner himmlischen Tafel speisen wolle,,. Das Wort Amen war das Zeichen zum Anfang des Essens, welches mit Blitzesschnelle befolgt wurde; die Schüsseln dampften; in wenigen Minuten waren sie geleert, und die vorige Scene erneuerte sich. Beim Nahmen Jesu verbeugte sich die ganze Reihe. Die Kinder sahen fast alle gesund aus, und schienen munter zu seyn. Die physische Erziehung scheint hier viel besser, als die geistige zu seyn. Das Lokale der Anstalt ist, bis auf die sinnlose Nachbarschaft des Irren- und Zuchthauses, ganz gut. Das letztere hat gegen 100 Züchtlinge, Männer und Weiber; unter den letzteren manche Kindermörderinn, und darunter auch ein funfzehnjähriges Mädchen, welche dieß Verbrechen,

brechen, zwar nicht an ihrem eigenen, aber doch an dem Kinde das sie pflegen sollte, begangen hatte, oder doch begangen zu haben beschuldigt ward. Sie ist auf 5 Jahre eingesperrt, und die Sache ist doch nicht ganz klar. Zwei unter den weiblichen Züchtlingen haben die nicht geringe Arbeit des Brotschneidens für die ganze Anstalt; die übrigen spinnen und kratzen die schon gefärbte Wolle. Ihre Schlafsäle waren nicht so gut, als ihre Spinnsäle; doch sahen sie größtentheils gesund aus. In der Niederlage fanden wir herrliche Tücher, zu 5 Gulden die Elle. — Ludwigsburg hat einen sehr hübschen Marktplatz mit einem um so eleganteren Springbrunnen, da der Herzog Karl selbst mit dem Kommandostabe Neptuns Vikar geworden ist, der sonst bei diesen wäßrigten Anstalten zu präsidiren pflegt. Die Arkaden an den Häusern rund umher sollen den Markt zieren, auf dem auch zwei sehr hübsche Kirchen ihren Platz bekommen haben; aber sie passen zu den hölzernen Häusern gar nicht. Das Zeughaus in der freundlichsten Gegend der Stadt, an einem Weiher, wo man eine sehr interessante Aussicht auf die Festung Asberg hat, auf der Schubart 10 Jahre schmachtete, (sie ist nur Eine Stunde von Ludwigsburg entfernt) ist ein ansehn-

sehnliches und wohlgefülltes Gebäude. Die Bijouterie-Fabrik und die Militär-Schule sind nicht mehr. Von jener ist noch ein geschickter Arbeiter übrig, von der letzteren das schöne, jetzt unbenutzte Gebäude. Schon unter Karl ging sie bei der Verminderung der Truppen ein; er nahm viele der Zöglinge in die Akademie, und aus diesen sind zum Theil große Künstler geworden. — Den sogenannten Salon in der Stadt möchte man eine künstliche Wildniß nennen, die jetzt interessanter ist, als sie in ihrem blühenden Zustande gewesen seyn kann, denn da wurde sie zu sehr unter der Scheere gehalten. Jetzt, da sie wenig besucht wird, ist sie der Aufenthalt unzähliger Nachtigallen, und dadurch wird sie reizend. — Die Häuser sind in Ludwigsburg, wie in Stuttgardt, größtentheils von Holz, und nicht so gut übertüncht, oder, wie man hier sagt, verblendet, als in Stuttgardt, daßer sie keinen interessanten Anblick gewähren, so regulär sie auch neben einander und gegen einander über stehen. Der Durchmarsch Oesterreichischer Truppen, welche die Pässe Tyrols vertheidigen helfen sollten, machte die bei ihrer Größe viel zu menschenarme Stadt noch einigermaßen lebhaft. Sie hatten entsetzlich viel Bagage bei sich, und

sahen

sahen in ihren grauen Mänteln den Kapucinern ähnlicher, als den Soldaten, obgleich ihre Gesichter sehr martialisch waren. — Der ganze Weg von Stuttgardt nach Ludwigsburg ist überaus interessant, aber geht man zu Fuße, auch sehr beschwerlich, weil man so oft Berge zu ersteigen hat, daher man wenigstens 3 volle Stunden braucht. Am besten thut man, wenn man in dem nächsten Dorfe vor der Stadt bleibt, denn man findet da gute und billigere Bewirthung, als in Ludwigsburg selbst. Die schöne Allee von Obstbäumen, Aepfeln, Pflaumen und Birnen in angenehmer Abwechselung; die herrlichen Weinberge, die aber auf der Hälfte des Weges aufhören, die reichen Dinkel-Felder, und auf der letzten halben Stunde die überaus schöne doppelte Buchenallee, machen den Weg sehr angenehm, und er würde es noch mehr seyn, wenn besser für die Fußgänger gesorgt wäre, und die Landleute nicht so sorgsam ihre Felder bis unter die Bäume bestellten.

Man kehrt gern von dem menschenleeren und öden Ludwigsburg nach dem lebhaften Stuttgardt zurück. Wir haben alle Spaziergänge in und um St. sorgfältig aufgesucht. Der Spaziergang vor dem Büchsenthor ist vortrefflich. Eine überaus schöne Wiese,

eine

eine dichtgewölbte Allee von Linden und Kastanien, mit Ruhebänken versehen; die Aussicht auf die Stadt, die sich freilich hier nicht so schön ausnimmt, als von oben herab gesehen, deren Ansicht aber durch die weiter hin sich erhebenden Berge, die bis an den Gipfel dicht mit Weinstökken bepflanzt, sich in einem weiten Amphitheater um sie her gelagert haben, außerordentlich gewinnt. Am Ende der Stadt stehen auch einige in besserem Geschmacke gebaute, wenn gleich auch hölzerne Häuser, welche aber meist aus Fenstern bestehen.

Wer den Schwaben nachsagt, daß es nicht viel gute Köpfe unter ihnen gäbe, der thut ihnen schreiendes Unrecht. Unsere besten Köpfe sollten es gewiß vergebens versuchen, das zu leisten, was ein ganz gemeiner Schwabenkopf leistet. Hoch gethürmte Körbe mit frischem Heu oder frischem Brote, große Wannen voll Wasser, wissen sie mit erstaunenswürdiger Leichtigkeit zu tragen, ohne im geringsten über die zu große Anstrengung zu klagen.

Die Dienstmägde haben hier ihre Klubbs nach alter patriarchalischer Weise an den Bornen, wo sie das im dünnen Strahl springende Wasser gemächlich in den großen Wannen sich sammeln lassen, und indeß die mehr oder weniger feurigen

Anträge ihrer Sponsirer vernehmen und züchtiglich beantworten. Die jungfräuliche Anständigkeit will, daß dem Liebhaber anfangs ehrbarlich der Rükken zugekehret werde; aber bei dieser Grimasse kann man unschwer bemerken, daß die Krokodille nicht allein das Talent haben, zu sehen, was ihnen im Rükken geschieht; die Mädchen, und nicht bloß die schwäbischen, haben es in gleichem Grade. Die Art, sich einander zu nähern, ist die, daß dem Glimmer vergönnt wird, der Geliebten den gefüllten Wassereimer auf den Kopf hinauf zu setzen; dieß scheint hier eben so viel Bedeutung zu haben, als bei uns etwa eine leise Erwiederung des gewagten Händedrucks.

Es ist überaus interessant, die gegen Mittag liegenden Weinberge nahe bei der Stadt zu besteigen. Hier lernt man den unermüdeten Fleiß der Schwaben kennen und bewundern. Auf dem Rücken müssen sie allen Mist zur Düngung des Berges mühsam hinauf schleppen; dieß ist das einzige, was man hier in langen und tiefen Körben auf dem Rücken tragen sieht. Jeder Berg wird hier doppelt benutzt, einmahl zum Steinbruch, aus dessen Trümmern dann die Grundlage des Weinberges, so wie dessen Mauern und Treppen gemacht

macht werden, und zu bewundern ist die Mühsamkeit, mit der die letzteren angelegt sind; behauene Steine, den Stufen gleich, liegen so dicht unter einander, daß man äußerst bequem die in der That sehr hohen Berge, auf mehr als 1000 Stufen ersteigt, und zwar in gerader Linie. Oft wird man durch den Anblick reifender Erdbeeren, die man zu seinen Füßen unter den Steinstufen hervorsprossen sieht, oder durch einen blühenden Strauch Salwei, oder durch einen schönen Pfirsichbaum angenehm überrascht. Am meisten aber durch den Anblick der in der Tiefe ausgebreiteten Stadt, welche man erst auf dem höchsten Gipfel erblickt, da man bis dahin zwischen den Stein-Wänden, welche die Seite des Berges stützen, sich hindurch drängt, und durch sie gehindert wird, um sich zu schauen. Hat man endlich den Gipfel erreicht; welch ein entzückender Anblick, wenn man nun den weiten Kessel überschaut, den die schönen Weinberge bilden, und in welchem die Stadt mit ihrem alten und neuen Schlosse, ihren alten und neuen Häusern und Thürmen, ihren veralteten Festungswerken und Mauern wie eine schön gezeichnete Landschaft zu den Füßen ausgebreitet da liegt; wenn man die zwischen den aufgethürmten Weinbergen sich hinschlängelnden

gelben Landstraßen, die so mahlerisch sich die Berge hinaufziehen, verfolgt, und unten in das fröhliche Getümmel der Landleute, die mit dem Mähen der Wiesen beschäftigt sind, hinein blickt.

Tübingen.

Der Weg dahin ist nicht lang, (nur 8 Stunden) aber sehr beschwerlich, denn es geht mehrere sehr hohe Berge hinan, und ein kleiner Regen macht den Weg so schlüpfrig, daß die Pferde keinen festen Tritt haben. Man fährt auf 2 Stunden durch eine schöne Allee von Fruchtbäumen aller Art. Der Herzog Karl munterte die Besitzer der Felder zu ihrer Anpflanzung auf, und da sie merken, daß sie sich wohl dabei befinden, so erhalten sie sie mit großer Sorgfalt. Desto mehr fällt es auf, daß man auf einmahl auf eine Strecke von einer Viertelstunde zu beiden Seiten keine Bäume mehr erblickt. Das Räthsel löst sich, wenn man erfährt, daß man auf dem Gebiete einer Reichsstadt ist, denn die deutschen Reichsstädte haben ja längst schon den Ruhm, daß sie alles sorgfältig vermeiden, was vernünftig und dem Zeitbedürfniß gemäß ist, und

 da-

dagegen mit großer Aufmerksamkeit und Strenge alles beibehalten, was unvernünftig ist, und sich mit dem Geiste der Zeit auf keinerlei Art verträgt. So hat es denn auch den Regierern der Reichsstadt Eslingen gefallen, aller Vorstellungen des Herzogs ungeachtet ihren Feldern diese Zierde nicht zu verleihen, und eben dadurch jedem Reisenden ein sicheres Merkmahl zu geben, daß er auf dem Gebiete der Reichsstadt sei. — Eine alte Mauer mit Schießlöchern umgiebt noch Tübingen, und giebt ihm ein altes Ansehen. Die ersten Straßen am Thore sind ziemlich regelmäßig, die Häuser gut gebaut; aber dieß erstreckt sich nur auf den kleinen Theil der Stadt, welcher vor einigen Jahren abbrannte; der übrige ist unregelmäßig, altväterisch, enge und düster; die Straßen sind da unausstehlich finster, schmutzig und enge: auf Treppen von 30 bis 40 Stufen steigt man aus einer Straße in die andere. — Die merkwürdigste Anstalt der Universität ist unstreitig das Stipendium oder Kloster, in welchem ehemals 150, jetzt nur noch 90 junge Leute zum Predigtamt vorbereitet werden. Sie müssen 5 Jahr in dieser Anstalt bleiben, wo sie freie Wohnung und Kost haben, und unter der Aufsicht von 9 so-

ge-

genannten Repetenten stehen, welche dem Ephorus und den 3 Superattendenten in wichtigen Fällen Bericht erstatten. Für die Akademie werden die Stipendiaten in den 4 niederen Klöstern Maulbrun, Blaubeuern, Denkendorf und Bebenhausen gebildet, und die klösterliche Zucht dauert also für einen jeden, der sich dem Predigtamte widmen will, 9 Jahre. Die Alumnen des Tübinger Klosters gehen leider noch immer in schwarzen Mänteln und Bäffchen, tragen abgeschnittenes oder auch gestutztes Haar, mit und ohne Puder, (denn das steht ihnen jetzt frei) und setzen übrigens den Hut eben so schief, wie jeder andere brave Bursche, lassen sich auch durch die auszeichnende Kleidung von keinerlei Art von Ausschweifungen abhalten. In den Wirthshäusern, besonders in der Traube, sieht man sie, nach Schwäbischer Weise, in der großen Stube, mitten unter den Postillionen, Kütschern, wandernden Handwerksburschen und Reisenden aller Art, um den großen Tisch sitzen, und bei einem Glase Bier (denn den Wein können sie nicht bezahlen) Tarok spielen, und rauchen, oder auch nur zusammen plaudern. Um 12 Uhr Mittags, und um halb zehn Uhr Abends, späterhin um 9 Uhr, und im Winter schon um

4 Uhr eilen sie in's Kloster zurück, denn es wird strenge darauf gehalten, daß ein jeder zur rechten Zeit zu Hause sei. Die Repetenten sollen zwar auf die Sittlichkeit der Stipendiaten ein wachsames Auge haben, sollen ihnen auch bei ihren Privatstudien zur Hand gehen, und mit ihnen wöchentlich einmahl, und zwar Montags Nachmittags im Beiseyn der Professoren ein Repetitorium halten; aber im Grunde sind sie bloße Aufpasser ohne Ansehen, ohne Kraft und Muth. Der Grund hiervon liegt in dem Umstande, daß nur die Unfähigeren oder Aermsten sich um die Repetentenstelle bewerben, und daß man sie nicht gehörig unterstützt, weil das Subordinationssystem bei der Wirtembergischen Geistlichkeit noch zu strenge befolgt wird. Wenn die Ephoren und Superattendenten ihnen mehr von dem Ansehen, was sie haben, leihen wollten, so würde es gewiß besser um die Sittlichkeit der Stipendiaten stehen. Dazu kommt, daß sie sehr schlecht besoldet sind. Magere Kost, schlechter Wein, und sehr mittelmäßige Wohnungen, nebst 100 Gulden Gehalt, ist alles, was man ihnen giebt. Dabei sind sie die Vikarien der Professoren, und müssen die Stelle derselben in der Regel an allen Festtagen, deren es lei-

leider im Wirtembergischen noch so viele giebt, auf der Kanzel ersetzen.

Die Bauerweiber nehmen sich hier in ihrer Sonntagstracht ganz sonderbar aus. Sie stekken in kurzen Kamisölern von schwarzer Glanzleinwand; unter der kleinen, mit einem schwarzen dicht anliegenden Strich besetzten Mütze von schwarzem Zeuge hängen die Haare in zwei dicht gedrehten langen Flechten herab; das lange wollene Band, mit welchem die Flechten zusammengebunden sind, hängt bis auf die Füße. Die kurzen blauen Rökke sind in viele Falten gelegt, und lassen die vollen Waden deutlich sehen, und auf den hohen Hakken gehen sie, wie auf Stelzen, einher. Ein besonderer Schmuck der wohlhabendern sind hellrothe breite Gürtel um den Leib, welche vorne mit einem silbernen Haken versehen sind.

Man kann keine Stadt sehen, welche deutlicher die Hauptbeschäftigung ihrer Einwohner in jeder Straße bemerken läßt, als Tübingen. Die großen viereckigen Misthaufen gehören hier recht eigentlich zu den bleibenden Decorationen der Straßen, und vertreten die Stelle der Banken vor den Häusern. Allein man darf hierüber nicht mit den Tübingern hadern, denn es ist ein Werk der Noth-

wendigkeit, da die Stadt nun einmahl so übel angelegt ist, daß kein Haus auch nur so viel Hofraum hat, daß ein Hahn mit seinen Weibern darauf gemächlich spazieren gehen könnte. — An Mistgruben scheint man hier nicht zu denken. Selten einmahl findet man ein steinernes Haus; die Straßen sind so krumm, daß man höchstens auf 20 Schritt in eine Straße hineinsehen kann, und alle Augenblick durch Nebengäßchen, Winkel und Treppen irre gemacht wird. Es ist daher überaus schwer, in dieser kleinen Stadt sich zurecht zu finden. In einigen der engen Gäßchen wird man im ganzen Ernst bange, daß ein überhängendes Haus einem über den Kopf fallen könnte. Die ganze Stadt ist einem schlecht angelegten Hause gleich, in welchem man beständig Treppen auf- und absteigen muß, um aus einem Zimmer in's andere zu kommen. Es giebt hier Nebengassen, denen man es nicht gleich ansieht, daß sie für Menschen gangbar sind; sie sind so enge, daß man sie höchstens für bequeme Durchgänge für Hunde und Katzen ansieht.

Der Kanzler der Universität ist als Prälat ein Landstand, und hat also Sitz und Stimme auf den Landtagen. Da er jedoch nicht in dem

enge-

engeren Ausschusse der Landschaft ist, der beständig in Stuttgardt versammelt seyn muß, und der bei dem Absterben eines seiner Mitglieder selbst ein neues wählt, so wie auch alle für den weiteren Ausschuß: so hat er als Landstand geringen Einfluß; denn nur der engere Ausschuß greift in die Staatsmaschiene einigermaßen ein, indem er die sogenannten Sommer- und Winter-Anlagen (Abgaben) bestimmt, und zwar in Gemäßheit der jedesmahligen Staatsbedürfnisse. Allein man kann, genau genommen, nicht sagen, daß durch die Landstände die Macht des Herzogs eingeschränkt werde; denn es ist dem Hofe hier von jeher eben so gut, als in dem freigepriesenen Englande, gelungen, die Landstände durch Pensionen, Hofämter und Chargen von allerlei Art zu gewinnen, und sich so in den Stand zu setzen, von ihnen zu erlangen, was er will. Nur bei einem großen Landtage, dessen Zusammenberufung aber der Hof schon seit langer Zeit weislich zu verhindern gewußt hat, und den nun endlich, nach einem Zwischenraume von 25 Jahren, die dringende Nothwendigkeit herbeigeführt hat, können die Landstände mit Nachdruck die Mißbräuche der Regierung rügen und abstellen. — Der Weg nach Schafhausen führte mich durch

Hechingen, der Residenz des Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, der etwa 40 bis 60,000 Gulden jährliche Einkünfte hat, und weder des Kaisers noch des Reichs Lehnsträger, sondern freier Eigenthumsherr ist. Sein Land ist in der größten Ausdehnung 3 Meilen lang und 1½ breit, so daß er es also bequem in 4 Stunden durchreisen kann. Es ist sehr gebürgigt, und liegt zum Theil auf dem Alpgebürge, daher Holz und Viehzucht seine vorzüglichsten Produkte sind. Die Zahl der Unterthanen dieses kleinen Fürsten steigt nicht über 12,000 und davon sind etwa 2½ Tausend in der bergigten Residenz unter den Augen ihres Fürsten wohnhaft. Der Weg von Tübingen bis Hechingen beträgt 4 Stunden. Eine Allee von Fruchtbäumen, und ein schönes reiches Dorf machen ihn überaus angenehm. Der Peter- und Paulstag hatte heute alles in seinen Feiertagsstaat gebracht, daher wir auch überall gar scharf in Augenschein genommen wurden, denn die Leute hatten jetzt nichts besseres zu thun, als zu gaffen. Hechingen liegt in einer sehr angenehmen und fruchtbaren Gegend auf mehreren Anhöhen, und ist eine der unregelmäßigsten Städte, die man sehen kann. Man muß hohe Berge mühsam ersteigen, um aus einer Straße

in die andere zu kommen. Das fürstliche Schloß sieht einem großen Fruchtmagazin ähnlich; die Häuser sind armselig, und hängen oft an den schroffen Abhängen, wie Schwalbennester. Eine schöne und geschmackvolle Kirche sollte man nach diesem allen hier nicht suchen; doch ist sie da, und ihres gleichen wird schwerlich unter den katholischen Tempeln an Einfalt und Schönheit viel gefunden werden. An dem Thurme könnte man vielleicht etwas aussetzen; die Theile scheinen nicht in gehörigem Verhältnisse zu stehen. Aber desto schöner ist das Innere, und besonders der Altar mit der Kreuzigung, die eine Meisterhand verräth. Schon in der Mitte der sehr großen Kirche unterscheidet man jeden Zug in dem herrlichen Gemählde. Besonders muß man das Klolorit und den Ausdruck der zum Kreuz mit dumpfen Schmerz hinaufblikkenden Mutter bewundern. Der Hochaltar gefällt durch seine hohe Einfalt. Die Wände der Kirche sind mit schönen Gemählden geschmückt. Aber zum Plafond darf man nicht hinaufsehen, ohne an der Himmelfahrt ein großes Aergerniß zu nehmen; es ist eine höchst schülermäßige Arbeit. Ueberhaupt aber kann man wohl von allen Darstellungen der Himmelfahrt Jesu sagen, daß sie etwas Abschrek-

kendes haben. Man kann es, selbst dem größten Künstler, voraus sagen, daß er verunglükken werde, wenn er eine Himmelfahrt zu mahlen unternimmt, und es scheint mir ein solches Unternehmen dem Versuche mancher Prediger ähnlich zu seyn, welche ihren Zuhörern den Zustand jenseits des Grabes schildern, oder Aussichten in die Ewigkeit schreiben. Eins läuft immer so unglücklich ab, als das andere. Dazu kommt, daß der Zweck der Kunst bei einer solchen Darstellung ganz verlohren geht. Denn ich möchte den sehen, der bei einer noch so glücklichen Darstellung der Himmelfahrt (wenn sie anders je glücklich seyn kann) irgend etwas sich zu denken, oder zu empfinden im Stande wäre. — Die Weiber fielen mir hier in ihrem festlichen Schmucke sehr auf. Einige tragen eine Art Pudelmütze, jedoch von Filz; eine doppelte, dicht gedrehte Haarflechte, mit einem hellrothen Bande durchflochten, der bis auf die Schuhe hinabreichte, hing unter der Mütze hervor; den Leib bedeckte ein steifer dicker Brustlatz, in Form eines Dreiecks, gleich einem Brustharnisch, mit silbernen oder goldenen Spangen und Tressen besetzt. Hier und da sahe man sogar ein Pelzkamisol, so heiß es auch war. Die Rosenkränze scheinen hier mit

zum

zum Festtagsschmucke zu gehören, denn auch die kleinsten Kinder waren damit behängt.

Das Schloß Hohenzollern, das Stammhaus dieses Fürsten, auf einem sehr hohen und steilen, ganz isolirt dastehenden Berge, bringt Mannigfaltigkeit in die Gegend, und bleibt dem Wanderer sehr lange zur Seite.

Die Wirtembergische Stadt Bahlingen wird von einem schnellfließenden, ziemlich klaren Bache durchflossen. Die lange Hauptstraße, welche in gerader Richtung von einem Thore zum andern geht, und das Ufer des kleinen Baches, ist mit Bohlen belegt; zu beiden Seiten sind die regelmäßigsten Misthaufen, die man nur sehen kann, in vollkommenen Vierecken aufgethürmt. Die Lebhaftigkeit ist groß in dieser Stadt.

Die Gegenden wurden nun interessanter, die Dörfer schöner und größer; hier und da fanden wir noch Spuren von Kondeern, und überall bittern Haß gegen diesen Auswurf der französischen Nation. — Mittags kamen wir in ein Dorf, wo wir voll Erstaunen eine geheitzte Stube fanden, und die Leute saßen ganz ruhig darin. Der Wirth war Bäkker und Brauer. Backofen im Freien findet man hier nicht, und daher muß man oft mit-

ten

ten im Sommer in einer geheitzten Stube aus-
halten. — Abends kamen wir nach Doningen,
einem Dorfe von 1200 Seelen, das in einer
überaus fruchtbaren Gegend liegt, und sehr wohl-
habende Einwohner hat. Von da fuhren wir am
andern Morgen nach Donaueschingen, der klei-
nen hübschen Residenz des Fürsten von Fürstenberg.
Ein Brunnen im Schloßhofe, 80 Fuß im Umfange,
hat bekanntlich die Ehre, die Quelle der Donau
genannt zu werden; man kann bequem über die
junge Donau, die durch den Schloßhof fließt, hin-
wegschreiten. Hernach vereinigen sich drei Bäche und
die Brigach mit ihr. — Das fürstliche Schloß
ist einem großen Fabrikhause ähnlich; der Hof stand
voller Packwagen, die mit fürstlichen Gütern nach
Zürich gehen sollten. Alle Stunden kamen Kou-
riere und Hiobsposten. Ein englischer Garten, durch
den ein kleiner Fluß in sanften Krümmungen ge-
leitet ist, liegt vor dem Schlosse. Ein Hügel
mit einer Urne, und der Inschrift: auctori Emi-
liae Galotti posuit Carolus Fürstenberg, reizt
darin allein die Aufmerksamkeit. Eine sehr schöne
lachende Aussicht, aber nicht viel Schatten. — Die
Ankunft einer Stafette trieb die Einwohner der
Stadt zusammen; alles war voll ängstlicher Er-

war-

wartung der Dinge, die da kommen sollten. — Der Fürst von Fürstenberg hat ein sehr zerstückeltes Land. Seine Besitzungen liegen in Oberschwaben vom Schwarzwalde bis an den Bodensee, und um die Donau. Ihm gehören die Grafschaften Heiligenberg und Stühlingen, und die Herrschaften Möskirchen, Jungnau, Hausen, Trochtelfingen und Gundelfingen. Das beste und größte Stück ist die Landgrafschaft Baar, worin der Marktflecken Donaueschingen liegt. Die Zahl seiner Unterthanen ist 70,000. — Reizend war die Fahrt von Donaueschingen bis an die Grenze der Schweiz. Aus dem tiefen Thale zog sich auf einmahl der Weg auf einer trefflichen Kunststraße einen mächtigen Berg hinan, den hier die Natur wie einen gewaltigen Vorhang vor die entzückende Landschaft gezogen hat, welche jenseit des Berges, an den Ufern des Rheines, und an dem Fuße der ehrwürdigen Schweizerberge ausgebreitet da liegt. Feierliche Stille herrschte in der ganzen Natur; in der Ferne zogen Gewitter langsam heran, die Morgenseite war von den letzten Strahlen der Abendsonne erleuchtet; jetzt war der Gipfel des Berges erstiegen, und plötzlich zeigte sich zwischen den hohen Bergen der Bodensee mit seinem glänzenden

Was-

Wasserspiegel; und wie aus der Tiefe ein dichtes weißes Nebelgewölk am Morgen emporsteigt, und die Berge verschleiert, als ob eine glänzende Decke von Schnee sie umhüllte; so stiegen jetzt auf einmahl Helvetiens Schneegebürge hervor, und bildeten am weiten Horizont eine glänzend weiße Wand, deren Reize durch die schwarzen Wetterwolken, welche sich in Westen gelagert hatten, unendlich erhoben wurden. Wir waren unbeschreiblich froh, und glaubten schon das nächste Ziel unserer Wünsche erreicht zu haben, als die Chikane eines österreichischen Officiers uns auf einmahl in das düstere felsigte Thal zurück trieb, das wir eben verlassen hatten. Wir mußten nehmlich noch ein österreichisches Piket passiren, ehe wir Schafhausen erreichten. Der commandirende Oberlieutenant, den die Macht, einem jeden Reisenden von dieser Seite den Eingang in die Schweiz zu verwehren, die er jetzt in Händen hatte, berauscht haben mochte, bediente sich schon seit einigen Wochen dieser Macht nur, um die Reisenden zu chikaniren, und seine Börse zu füllen; denn er erpreßte von Armen und Reichen für die Anerkennung ihres Passes eine Art von Contribution, und schickte jeden, der sich zu dieser nicht verstehen

hen wollte, unfehlbar zurück. Eigentlich bestand sein Auftrag nur darin, daß er die Ausfuhr des Getreides aus Schwaben nach der Schweiz hindern sollte, und diesen Auftrag erfüllte er denn auch mit eben der unbarmherzigen Strenge, womit sein Hof alle Vorstellungen der armen, fast Hungersnoth leidenden Schweizer-Kantone, zurückwies. Er war so von ganzem Herzen Kaiserlich, daß schon bei dem Anblick des preußischen Adlers unter unserem Passe seine Augen zu funkeln begannen, und dem üblen Eindruck, den dieser Anblick auf ihn machte, hatten wir es allein zuzuschreiben, daß er den Paß, an dem schlechterdings nichts auszusetzen war, nicht gelten ließ. Er versicherte einmahl über das andere mit einer Art von Wuth, daß er keinen Preußen passiren lassen könne, und auf die wiederholte Frage: welche Gründe ihn hierzu bewegten, platzte er endlich grimmig mit der für uns sehr unerwarteten Erklärung heraus: ich muß es den Herren nur gerade in's Gesicht sagen: die Preußen spielen mit den Franzosen unter Einer Decke. So wenig wir arglose Reisende uns auch dieses Verbrechens bewußt waren; so mußten wir es uns doch gefallen lassen, augenblicklich umzukehren. Unser Postillion

lachte, und versicherte uns, der Herr Oberlieutenant solle doch seinen Willen nicht haben, wenn wir uns nur entschließen wollten, am folgenden Morgen (für heute war's zu spät), ein paar Stunden zu Fuße über die Berge zu wandern, welche uns zur Seite lagen; denn diese wären schweizerisches Gebiet, und dort könne uns kein kaiserlicher Oberlieutenant den Eingang in die Schweiz verwehren. Nur eine Stunde hatten wir zurückzufahren, um ein schweizerisches Dorf, Berge, zu erreichen, das im tiefsten Schlunde des Thales versteckt lag. Hier fanden wir einen biedern und treuherzigen Wirth, ein gutes Abendessen und ein treffliches Nachtlager. Am folgenden Morgen erstiegen wir die hohen, mit Steinen bedeckten Berge, die im Rücken unseres Wirthshauses lagen, und kamen dann wieder in ein tiefes Thal nach dem Dorfe Merishausen, welches, wie Berge, zum Kanton Schafhausen gehört. Schafhausen kaufte auf eine ganz eigene Art, und zwar im Jahr 1605 dem Grafen von Zollern seine wirklichen oder angeblichen Ansprüche an dieß Dorf ab, nehmlich für 2 vergoldete Becher, und 26 Saum guten Wein. Man kann hieraus unschwer vermerken, daß dem damaligen Herrn Grafen nichts lieber war, als

was

was er seiner Kehle anvertrauen konnte. Wir fanden hier Spuren ehemaligen Weinbaues. Der strenge Boden muß von 4 bis 6 Pferden gepflügt werden. Dürftig ist die Weide auf den Abhängen der Berge, mager das Vieh. Esel und Menschen, mit Mistkörben beladen, gehen keichend die Berge hinan. — Näher gegen Schafhausen geht der Weg durch ein schönes, fruchtbares, mit hohen Bergen eingefaßtes Thal, das ein reissender Waldstrom mäandrisch und tobend durchfließt. Der hohe Randenberg erhob, uns zur Rechten, sein waldigtes Haupt, 1200 Schuhe über dem Rhein. Er ist eine reiche und fast unerschöpfliche Fundgrube für die Kenner und Liebhaber der Mineralogie, denn in seinem Inneren hat er schöne Versteinerungen. Auch dem Botaniker ist er durch seine seltene Pflanzen interessant geworden.

Schafhausen und Zürich.

So ermüdet wir auch, nach dem mühseligen Klettern über mehrere hohe, vom Regen erweichte Kalkberge, in Schafhausen ankamen; so erlaubten wir uns doch nur eine kurze Ruhe; denn wer

könnte einen ganzen Tag in Schafhausen gewesen seyn, ohne hinaus nach dem bewunderten Rheinfalle hinzueilen. Ohnehin ist ja die Stadt so winkelicht, so uninteressant, daß man gern wieder hinaus eilt, um sich an dem Anblick der meergrünen, kristallhellen, mit glänzendem Schaum so malerisch gesäumten Fluthen des Rheins zu weiden; die Brücke, dieß Wunder der Mechanik, zu betrachten, und sich der üppigen Fruchtbarkeit in Feldern und Weinbergen zu erfreuen, welche auf allen Fluren und allen Hügeln der Umgegend Schafhausens herrscht. — In dem Hause des Mannes, der für die Ueberfahrt der Fremden nach dem Schlosse, das gerade über dem Rheinfalle auf einem steilen Felsen sich erhebt, einige dürftig zusammengesetzte Kähne bereit hält, war die kühne Fahrt, welche Kaiser Joseph einst bis in die gefährlichsten Wogen des Falles unternahm, auf eine sonderbare Art verewigt. Das Brett, welches dem Kaiser zum Sitz gedient hatte, stand schön angestrichen da, und darauf waren mit goldenen Buchstaben einige Verse geschrieben, die sich so anfingen: "Wandrer! sollst's nit vergessen, hier hat Kaiser Joseph gesessen.„ — Wer von der Schafhauser Seite an den Rheinfall kommt, wird schwerlich seine Erwartung

von

von diesem, oft zu hoch gepriesenen Schauspiele befriedigt, und die Vorstellung, die er sich nach den mancherlei Schilderungen davon machte, bestätigt finden. Denn es ist sehr natürlich, daß man bei der Versicherung, der Rhein stürze hier in einer Höhe von 80 Fuß herab, einen senkrechten Sturz sich vorstellt, und daß also der Fall in der Vorstellung weit majestätischer und prachtvoller wird, als er wirklich ist. Aber für diese Täuschung wird man hinlänglich durch die Wasserfälle entschädigt, welche der Strom enthält, denn diese ist es eigentlich, welche, zusammengedrängt von den beiden Felsen, die hier noch immer der zerstörenden Wuth der Wogen Trotz bieten, und in unzählige kleinere und größere Kaskaden gespalten, dem Sturze Pracht und Majestät mittheilt. Gleich hinter dem Falle setzt man sich zu Schiffe, wenn man den Rhein recht genießen will, und fährt bis Eglisau, von wo aus man nur noch 4 Stunden bis nach Zürich hat. Dieß ist um so mehr rathsam, da der Landweg von Schafhausen nach Zürich ausserordentlich einförmig und uninteressant ist.

Es war in diesen Tagen (den ersten des Juli) überaus lebhaft in dem sonst stillen und menschenleeren Schafhausen. Die großen Begebenheiten des

24sten Juni brachten diese Lebhaftigkeit hervor. Die über den Rhein gegangenen Heerschaaren der Neufranken überschwemmten das unglückliche Schwaben in wenigen Tagen. Eine lange Reihe von Frachtwagen führte die kostbarsten Güter des Fürsten von Fürstenberg durch S. nach Zürich, wo sie dem Schutze der friedlichen Musen anvertraut wurden, denn man bewahrte sie dort in den Sälen der Bürger-Bibliothek. In Eglisau sahen wir nachher eine auffallende Wirkung jener großen Begebenheit und des Sieges, den die Franzosen in den beiden ersten Tagen des Juli bei Rennichen über die Oesterreicher erfochten hatten. Es erscholl die Nachricht, daß das Oesterreichische Piket, welches bisher in den Grenzörtern gelegen hatte, Befehl zum Aufbruch erhalten habe, und bereits in der größten Eil sich mit der Armee vereinige. Kaum war dieß bekannt geworden, als jeder seine Arbeit verließ, und hinaus auf die Straße lief, um seine Freude mit dem allgemeinen Jubel zu vereinigen. Die Fruchtsperre, welche man bis dahin mit der größten Unbarmherzigkeit österreichischer Seits behauptet hatte, hörte nun plötzlich auf, und an dem folgenden Tage war die Zufuhr so reichlich, daß eine Art von Ueberfluß entstand.

Und

und so lange die Franzosen Schwaben in Besitz hatten, gab es keine Fruchtsperre. Die tiefe Ruhe, welche in Schafhausen herrschte, und die kaum hie und da durch leise Besorgnisse wegen der Zukunft gestört wurde, war gewiß für jeden Deutschen, der Theil daran nahm, nur halb erquickend. Zwar war das Bewußtseyn der Sicherheit und Ruhe in der Nähe des blutigsten Kriegsschauplatzes, deren wir uns hier erfreuten, unbeschreiblich süß und wohlthätig; aber wie empfindlich wurde dieser Genuß bei jeder neuen Botschaft, welche aus Deutschland kam, unterbrochen, und wie bald mußte er in dem Herzen jedes gefühlvollen Menschen der Wehmuth weichen, welche der Gedanke rege machte, daß das gesegnete Schwaben, wenige Tage zuvor noch im Schooße des Friedens und des Ueberflusses an allen Lebensmitteln, jetzt so plötzlich und unaufhaltsam mit allen Schrecken des Krieges erfüllt sei, und von Freunden und Feinden mit gleicher Härte geplündert werde. Mit fast gleicher Ruhe und Furchtlosigkeit hörte man in Schafhausen und Zürich von den Schlachten bei Mühlbergen und Ettlingen, von dem Einzuge der Franzosen in Karlsruhe (den 11 Juli) und in Stuttgardt (den 20 Juli), und nur wenige äußerten die Besorgniß, daß die

Verletzung der Neutralität Helvetiens vielleicht sehr nahe seyn, und dadurch der Staat in große Verlegenheit kommen dürfte. — Die Sitte ist mir hier sehr aufgefallen, daß man die Todten zu Grabe bläst, und zwar vom Thurme herab. Die ganze Zunft folgt der Bahre; jeder ist mit einem Bäffchen geziert. — Der vierstimmige Gesang in den hiesigen Kirchen nimmt sich sehr gut aus, und hat etwas Feierliches, zur Andacht stimmendes. Es wird nicht viel, aber sehr langsam gesungen. Der Gottesdienst hat nicht eine so ermüdende Länge, wie bei uns, wo des Singens und Vorlesens kein Ende ist, und dabei weit mehr Feierlichkeit, als in Deutschland, weil wirklich gesungen, nicht geschrieen wird. — Ein Gesetz macht es den jungen Studierenden des Kantons zur Pflicht, eine auswärtige Universität zu besuchen. Die Wohlhabenden gehen nach Göttingen, die Aermeren nach Tübingen. — Man horcht hoch auf, wenn man hier von Triumvirn sprechen hört. Sie haben nichts mit denen gemein, welche Rom einst tyrannisirten. Es ist eine geistliche Würde, welche mit diesem sonderbaren Titel bezeichnet wird. Bei uns würde man Ober-Consistorialrath, oder Superintendent sagen. — Schafhausen hat jetzt wenige Künstler aufzuweisen. Der, auf

den es mit Recht stolz war, weil er zu ausserordentlichen Erwartungen berechtigte, Alexander Trippel, starb in der Blüthe seiner Jahre in Rom, wie man glaubt, am Gifte. Er hat sich selbst auf der öffentlichen Bibliothek ein Denkmahl gestiftet, und zwar durch einen kostbaren Gypsabdruck eines Herkules in Ruhe, den er ihr verehrte, und der eine so schöne allegorische Vorstellung von dem Glücke der Eidgenossenschaft ist. Einer seiner besten Schüler, der nicht weniger verspricht, Alexander Hüninger, ist jetzt in Rom. Unter den gegenwärtig in Schafhausen sich aufhaltenden Künstlern verdient vorzüglich Heinrich Bleüler besucht zu werden, der durch seine farbigten Stiche aufs vortheilhafteste bekannt ist. Den Rheinfall und den Staubbach hat er sehr schön dargestellt. — Der Doktor Ammann ist für Reisende, welche Kenner oder Liebhaber der Kunst sind, ein überaus interessanter Mann. Er hat ein treffliches Naturalienkabinet, eine sehr gute Bibliothek, ausländische Gewächse, und eine ausgesuchte Sammlung von alten Kupferstichen. Man findet bei ihm Stücke von de Bruyn, della Bella, Bolswert (von ihm eine Maria beim Grabe, und Petrus mit der Magd am Feuer) Bolognini, A. Caracci, C.

 von

von Dalen (von ihm das überaus seltene Stück Venus und Cupido) A. Dürer, Edelink, Guido Reni, Louys, A. v. Westerhaus u. a. —

Man bringt auf der Reise von Schafhausen bis Zürich (8 Schweizer Stunden) beinahe einen ganzen Tag zu, wenn man sich durch einen Fuhrmann (Hauderer) dahin fahren läßt; denn in Eglisau, (ungefähr der halbe Weg) wird mit aller Muße gefüttert und Mittagsmahl gehalten. Die Aussicht aus den Fenstern des Wirthshauses auf den Rhein ist überaus interessant. Man kömmt dann noch durch das armselige Städtchen Bülach, hält noch einmal in Clothen, einem schönen Dorfe, an, stärkt sich mit Markgräfler, (einem Badenschen Wein, der ganz vortrefflich ist) und erblickt dann bald einige schöne Landhäuser, welche die Nähe Zürichs verkündigen. Diese alte berühmte Stadt macht, wenn man von der Seite Schafhausens sich ihr nähert, anfangs einen sehr widrigen Eindruck. Ihre Festungswerke sehen zwar noch ziemlich heiter aus, denn sie werden, ob sie gleich sehr überflüßig sind, mit ausserordentlicher Sorgfalt und nicht geringen Kosten unterhalten; aber es sind doch Festungswerke! Dazu kommt, daß die Straßen enge und finster, voller Winkel, die Häuser hoch,

und von einer schlechten Bauart, ohne alle Verzierung, und sämmtlich weiß übertüncht sind. Aber sobald man auf die Brükke kommt, welche die große und kleine Stadt verbindet, wird man auf einmahl mit der Stadt ausgesöhnt; denn hier eröffnet sich eine Aussicht, die kaum schöner gedacht werden kann. Man glaubt plötzlich in eine Seestadt versetzt zu seyn; der schöne See, aus dem die Limmat im breiten und wasserreichen Strome herausfließt; die malerischen, reich bebauten Ufer dieses Sees, weit im Hintergrunde die Schneeberge und grünenden Alpen; alles dieß tritt auf einmahl hervor, und läßt man den Blick von diesen entfernteren Schönheiten auf die nächstumgebenden Gegenstände fallen, so wird man auch hier sich vollkommen befriedigt finden. Denn das Rathhaus in einem großen herrlichen Style, die Limmat mit ihrem kristallhellen Wasser, das bunte Gewühl auf der Brükke, welche (sonderbar genug) der Marktplatz ist; und eine beträchtliche Anhöhe, mit majestätischen Linden besetzt, der Lindenhof genannt; dieß alles bringt eine überaus reizende und unterhaltende Mannigfaltigkeit hervor. Aber freilich fällt, wenn man nun wieder in den Straßen der Stadt ist, alles das Unangenehme, was ihre

Lage auf mehreren Anhöhen, die Kahlheit und Geschmacklosigkeit ihrer Gebäude, die Enge und Unregelmäßigkeit ihrer Straßen hervorbringt, desto stärker auf, und man würde an Leib und Seele sehr bald ermüden, wenn man bloß in der Stadt herumgehen wollte, da sie kaum 3 einigermaßen beträchtliche Plätze, und nur 2 etwas breitere und gerade Straßen hat, und man beständig, um aus einer Straße in die andere zu kommen, steile und schlüpfrige Gassen erklettern muß. Unter allen ihren Gebäuden sind nur vier, bei denen das Auge gern länger verweilt: das vorhin erwähnte Rathhaus dicht am Ufer der Limmat, die Meise (ein Zunfthaus), das Helmhaus mit der Wasserkirche, und das große Waisenhaus. —

Je weniger die Stadt selbst interessirt, desto mehr interessiren die Menschen, welche darin wohnen. Ein Fremder kann sich kaum in irgend einer Stadt der Schweiz besser befinden, als in Zürich; denn nirgends kommt man ihm mit so vieler Offenheit, Humanität, Zutraulichkeit und Gastfreiheit entgegen, als hier, und nirgends wird ihm die Bekanntschaft mit interessanten Menschen durch die gesellschaftlichen Einrichtungen so erleichtert, als in Zürich. Die Abendgesellschaften sind

für Fremde eine treffliche Einrichtung. Man geht uneingeladen Abends um 5 Uhr in das Haus eines Mannes, den man vielleicht kaum einmahl gesehen hat; man ist willkommen, weil man von einem seiner Freunde mitgebracht wird, und man wird sogleich freundschaftlich behandelt. Da ist man bei Wein, Käse und Obst 3 Stunden lang sehr vergnügt, und findet gewiß meistentheils eine sehr angenehme und belehrende Unterhaltung. Um 8 Uhr, nicht früher und nicht später, geht die Gesellschaft aus einander. Alle gehen auf einmahl, die Fremden gehen nach Züricher Sitte voran. Diese Sitte setzt gewiß anfangs jeden Fremden in Verlegenheit; aber man bleibt unabänderlich dabei. — Meine Begierde, Lavatern auf der Kanzel kennen zu lernen, wurde gleich in den ersten Tagen meines Aufenthalts befriedigt. Er war eben aus dem Bade gekommen, und predigte zum erstenmahle wieder. Ich mußte zuvor eine juristische Predigt anhören, ehe die seinige anfing, und diese juristische Predigt handelte von der ungestörten Feier des Sonntags. Denn es ist hier Sitte, daß die Notarien Edicte, welche auf das Religionswesen Bezug haben, zu gewissen Zeiten von den Kanzeln verlesen. Uebrigens sieht ein Züri-

chea

cher Notar in seiner Amtskleidung fast ganz so aus, wie ein Pfarrer, denn er trägt auch die faltenreiche, steife und breite Halskrause; nur der Degen unterscheidet ihn von diesem. Die Kirche war gepfropft voll. Lavaters lange hagere Figur, durch ein sprechendes Auge belebt; sein schlichtes, weißes Haar, mit dem Käppchen darauf (welches ihm freilich ein etwas katholisches Ansehen giebt); die Feierlichkeit, welche in allen seinen Bewegungen und Mienen herrscht: das alles macht ihn auf der Kanzel sehr interessant, besonders da hierzu kommt, daß er einen reineren Dialekt, und einen weit lebhafteren Vortrag hat, als die meisten übrigen Züricher Prediger haben, und wirklich declamirt, was außer ihm fast keiner thut. Aber seine Gestikulation ist höchst fehlerhaft und störend; denn er ballt die Faust, und macht damit eine Bewegung, wie wenn man jemand zur Erde stoßen will. Er ist ein wahrer Volksredner; alles ist für den großen Haufen meisterhaft berechnet. Das meiste spricht er wohl aus Eingebung, das wenigste nach der Meditation. Hie und da wird man durch originelle Wendungen und frappante Darstellungen sehr angenehm überrascht; aber auch oft sehr unangenehm durch Ausdrükke und Wendungen, die

nur

nur ein Lavater über seine Lippen zu bringen vermag. Er sprach dießmahl über die Heilung des Blindgebohrnen, und bediente sich mehr als einmahl des sonderbaren Ausdrucks: der heilige Speichel Jesu. — Nach seiner eigenen Versicherung ist er des Sonntags weniger, als in der Woche mit sich zufrieden. An jedem Dienstage (oder Ziestick, wie man in Zürich sagt) sammeln sich die eigentlichen frommen Seelen in der Kirche um ihn her; er setzt sich mitten unter sie, läßt sich von den alten Frauen Texte aufgeben, und spricht darüber. Seiner Anhänger sind in Zürich jetzt merklich weniger geworden, und wer nicht zu seinen Anhängern gehört, spricht nicht anders, als mit Spott, oder Bitterkeit über ihn.

Schwerlich wird man außer Zürich eine deutsche Stadt finden, in welcher der Umgang der beiden Geschlechter in so enge Schranken eingeschlossen wäre. Aeusserst selten wird man in Zürich in eine gemischte Gesellschaft kommen: die Männer bleiben unter sich, die Frauen ebenfalls. Man kann Wochenlang mit jemand umgehen, und ihn besuchen, ohne zu merken, daß er eine Frau und Töchter hat. Daher wird denn auch selten eine Heirath aus Liebe geschlossen; meist sind sie das Werk lange vor-

vorhergegangener Uebereinkunft zwischen den beiderseitigen Aeltern, und das Werk der Politik. Denn da man in Zürich und Bern nicht selten nur durch die Frau in den Rath, oder zu einträglichen und ehrenvollen Staatsbedienungen gelangt; so geht es den armen Züricher Mädchen nicht viel besser, als es bei uns den Prinzessinnen geht; man bestimmt ihnen Männer, ohne sie dabei zu Rathe zu ziehen, und die Eingezogenheit, in der sie ihr jungfräuliches Leben zubringen, die Abgeschiedenheit von der jüngeren Männerwelt, in der man sie so sorgfältig zu erhalten sucht, macht ihnen dieß Schicksal erträglich. Sie lassen sich den gefallen, den man ihnen zuführt, weil sie keinen besseren kennen. Es ist natürlich, daß diese Art zu heirathen großen Einfluß auf den Ton in der Ehe hat. Mann und Frau gehen in Zürich mehr höflich, als herzlich mit einander um, und es scheint, als ob hier die Frauen recht durchdrungen wären von Ehrfurcht gegen das Gebot: und er soll dein Herr seyn. Denn fast allgemein wird man die Frau den Mann bei seinem Titel anreden, und, wenn sie von ihm spricht, ihn bei seinem Titel nennen hören. Des Pfarrers Frau sagt zu ihrem Manne: Herr Pfarrer, es wollte

dich jemand sprechen. Und spricht sie von ihm, so sagt sie z. B. nicht: mein Mann ist nit by Huse: sondern: der Herr Pfarrer ist nit by Huse.

Mit dem öffentlichen Unterricht der Jugend sieht es hier noch eben so schlecht aus, wie in Schwaben; man kann sich noch immer nicht von dem alten Schlendrian losmachen, und läßt manche Einrichtungen fortdauern, welche geradezu die Verbesserung der Methode des Unterrichts unmöglich machen. Dahin gehört vorzüglich der oftmalige Wechsel der Lehrer, und der Mangel an eigentlichen Bürgerschulen. Lange blieben die jungen Züricher mit der Geschichte ihres Vaterlandes völlig unbekannt, indem sie die Geschichte der Griechen und Römer, der Perser und Aegypter an den Fingern her zu erzählen wußten. Ein edler Mann, der Landvogt Heß, sahe es ein, wie unrühmlich es für seine jungen Mitbürger sei, in der Geschichte des Vaterlandes fremde zu seyn, und in der Ueberzeugung, daß er dem Patriotismus seiner Zeitgenossen und seiner Nachkommen keine kräftigere Stütze und keinen stärkeren Antrieb verschaffen könne, als wenn er ihnen eine Gelegenheit darböte, mit den edlen Thaten ihrer Vorfahren, mit ihrer Vaterlandsliebe, ihrem unerschütterlichen

Muthe,

Muthe, ihrer Standhaftigkeit bei Vertheidigung ihrer Rechte, und ihrer Großmuth gegen ihre Unterdrükker bekannt zu werden; stiftete er einen Lehrstuhl der vaterländischen Geschichte auf eigene Kosten. Die Wahl des jedesmaligen Lehrers stellte er dem Rathe, mit der nicht unbilligen Einschränkung anheim, daß bei der Bewerbung um diese Stelle Personen aus seiner Familie der Vorzug gegeben würde, wenn sie anders ihren Mitbewerbern an Fähigkeiten und Kenntnissen gleich wären. — In dem öffentlichen Gymnasium sind zur Zeit ungefähr 250 Schüler. Sie müssen zuerst die sogenannten Real- oder lateinischen Schulen, welche man besser Abtheilungen der lateinischen Schule nennt, dann das Collegium Humanitatis, und endlich das Carolinum besuchen. Der ganze Cursus beträgt 8 Jahre. Des Lateins ist noch immer zu viel, des wissenschaftlichen Unterrichts zu wenig. Es ist alles für Theologen berechnet. Doch giebt es jetzt besondere Vorlesungen für Mediciner, und ein wohleingerichtetes anatomisches Theater. Seit einigen Jahren werden für die oberen Collegia Preisfragen ausgeschrieben. — Es giebt hier Stipendien für protestantische Ungarn. — Für die, welche nicht studiren, ist seit 1773 die **Kunstschule** gestiftet. Sie

hat

hat drei Klassen. Der Cursus ist viel zu beschränkt; er dauert nur drei Jahre. Nur der Zwölfjährige wird angenommen. Jetzt sind 40 Schüler in dieser Anstalt. Es verdient besonders bemerkt zu werden, daß Söhne der Landleute nur dann erst in diese Schule aufgenommen werden, wenn in einem Jahre weniger, als 20 Bürgerknaben sich zur Aufnahme gemeldet haben, ein Fall, dessen Seltenheit dieser Vergünstigung zum Grunde liegt. — Die neuesten Nachrichten aus Zürich lassen hoffen, daß diese und hundert andere Mißbräuche endlich ein Ende nehmen werden, oder schon genommen haben. — Die Gegenstände des Unterrichts sind: Religion, Geometrie, bürgerliche Baukunst und Mechanik, Naturgeschichte, Geschichte, Geographie, französische Sprache, Schreib= Rechen= Buchhaltungs= und Zeichenkunst, und Choralgesang (letzterer erbärmlich). Der ganze Unterricht ist unentgeldlich. Sieben Lehrer stehen bei dieser Schule, worunter 3 Professoren sind; jetzt Däniker, Breitinger und Fäsi. Der kleine Rath wählt sie.

Die Fahrt auf dem See ist überaus reizend. Sanft senken sich zu beiden Seiten die Berge herab, und bilden einen unabsehlichen Weingarten. Doch sind die linken Ufer des Sees un=

gleich interessanter, als die rechten, weil sie stärker angebaut sind. Die weiß angestrichenen Häuser thun mitten in den dichten Waldungen von Weinstöcken oder Fruchtbäumen, in welchen sie zerstreut liegen, eine ganz vortreffliche Wirkung. Hie und da erhebt sich ein schöner Thurm mit seinem hohen, spitz zugehenden Dache; ein Dorf steigt aus einem Gebüsch von Fruchtbäumen hervor; die Schneegebürge erweitern ihren majestätischen Kreis, und werfen ihr blendendes Licht auf die kräuterreichen Berge, die sich zu ihren Füßen erheben. Im Hintergrunde ragt der Haggen mit seinem schwarzen, doppelt gespitzten Gipfel melancholisch hervor. Alles athmet Fruchtbarkeit und Leben, und der schärfste Blick entdeckt an dem Gestade des Sees kein Plätzchen, das der unermüdete Fleiß der Bewohner nicht bebaut hätte. Und doch haben sie größtentheils mit einem sehr undankbaren Boden zu kämpfen; doch verheert nicht selten ein Wolkenbruch, oder ein heftiger Gewitterregen, der in reissenden Strömen von den Bergen herabstürzt, oder ein furchtbares Hagelwetter ihre Saaten; doch verjagt selbst im Juni noch zuweilen ein anhaltendes Schneegestöber ihr Vieh von dem Rücken der Alpen. Allein eben dieser beständige Kampf mit der

zer=

zerstörenden Natur stählt ihren Muth, befestigt ihre Standhaftigkeit, ihren Gleichmuth so sehr, daß man sie selbst bei großen Unglücksfällen nicht kleinmüthig verzagen sieht, ja nicht einmahl ungestüme Klagen aus ihrem Munde hört.

Nichts kann einem Fremden in Zürich auffallender seyn, als die Strenge, mit der man hier auf die Feier des Sonntags hält. Es herrscht an diesem Tage die größte Stille in der Stadt; kaum läßt sich während des Gottesdienstes ein Mensch auf der Straße blikken, und wirklich ist es ausdrücklich verboten, während dieser Zeit auf der Straße herumzulaufen. Der Gottesdienst geht in allen Kirchen sehr früh, bereits um 8 Uhr an, und in allen Familien wird des Sonntags pünktlich um 10 Uhr gegessen, um der öffentlichen Katechisation, welche nach 11 Uhr gehalten wird, beiwohnen zu können. Um 2 Uhr nimmt die sogenannte Abendpredigt ihren Anfang. Ich wohnte unter andern dem Gottesdienste in der alten Großmünsterkirche bei: von außen ein schönes Gebäude, auf einer Anhöhe an der Limmat, daher man einige 20 Stufen hinaufzusteigen hat; von innen mehr noch als einfach und schmucklos, wirklich kahl und melancholisch. Dieß kömmt daher, weil ihr, wie den

den meisten Züricher Kirchen das fehlt, was in die einfachsten Kirchen einen gewissen Schmuck und eine angenehme Mannichfaltigkeit bringt, eine Kanzel nehmlich und eine Orgel. Die Orgeln sind bekanntlich auf des Reformators Zwingli Anrathen im ganzen Kanton verbannt. Die Kanzeln sind gewöhnlich bloße Austritte mit einer etwas höhern Brüstung umgeben, welche an einem der höheren Chöre in der Mitte angebracht sind. In Zürich haben, wie schon bemerkt, nicht bloß Geistliche das Recht, die Kanzel zu besteigen; auch Weltliche, oder, wie man sie hier nennt, Politiker, betreten an gewissen Tagen des Jahres die heiligen Katheder, und ich selbst war heute wieder Zuhörer eines Procurators, der beim Anfange des Gottesdienstes von der Kanzel herab seinen Vortrag hielt. Ich wurde nicht wenig überrascht, als beim Aufhören des Läutens ein Gerichtsdiener in seinem halb weißen, und halb blauen Amtsrokke hintrat, und vom Chore herab in die Kirche hinein schrie; loset d. i. verdollmetschet: höret! (vielleicht das Wort lauschet in der alten Aussprache). Hierauf betrat der Procurator die Kanzel, und las ein sehr langes und weitschweifiges sogenanntes Sitten-Mandat ab; worin unter andern sehr genau die Klei-

dung bestimmt wird, welche erwachsene Personen beiderlei Geschlechts an Sonn- und Festtagen tragen sollen. Sie ist bei den Frauenzimmern eine sehr leichte, und wird nur über die gewöhnliche übergeworfen. Die Kopfzeuge werden in eine schwarze Kappe eingehüllt. Die Männer gehen ebenfalls schwarz, und noch zum Theil, nach alter Sitte, mit Mantel und Degen. Dieses Mandat verbietet den Mannspersonen das Tragen ganz seidener Kleider, und beiden Geschlechtern, sich mit Edelgesteinen und Tressen zu schmükken. — Der vierstimmige Gesang der Züricher hat, besonders wenn die Versammlung nicht gar zu zahlreich ist, etwas überaus feierliches und rührendes. Es wird in den Schulen viel Mühe auf den kirchlichen Gesang verwendet, und selbst in den Landgemeinen werden hie und da sonntägliche Uebungen im Singen mit der Jugend angestellt. — Ein Fremder, der an den reinen obersächsischen Dialekt gewöhnt ist, muß sehr stark in dem Abstrahiren seyn, wenn er von einer Züricher Predigt erbaut werden, und nicht beständig durch die höchst unangenehme Mundart, die leider, um der Popularität willen, auch auf der Kanzel beibehalten wird, gestört werden soll. Denn die hiesigen Kanzelredner nehmen es

sich nicht übel, Täkscht für Text, Taddel für Tadel, Liäbe für Liebe, Krischtus für Christus und Trurikeit für Traurigkeit zu sagen. Auch giebt es noch sehr viele, welche sich ordentlich ein Bedenken daraus machen, zu declamiren und zu gestikuliren, indem sie beides unter ihrer Würde halten, und dadurch sich den Schauspielern zu nähern fürchten. Eigentliche Strafpredigten sind sehr gewöhnlich.

Eine Wanderung an dem rechten Ufer des Sees, die ich eines Tages anstellte, hat mir unbeschreiblich viel Vergnügen gemacht. Ein breiter und sehr bequemer Fußsteig führt unter dem Schatten der größten Nußbäume, Aepfelbäume und Birnenbäume, zwischen Weinbergen, Kohlgärten, Wiesen und Weizenfeldern hindurch, in der reizendsten Mannichfaltigkeit, nach der Stadt. Es ist ganz so, als ob man in einem Garten wandelte, und die interessantesten Gegenstände wechseln so mannichfaltig mit einander ab, daß man die angenehmste Unterhaltung findet. Mit Erstaunen überzeugt man sich hier, daß menschlicher Fleiß und Sorgsamkeit dem undankbarsten Boden die köstlichsten Früchte abgewinnen könne, wenn man die riesenmäßigen Weinstökke betrachtet, die sich entweder an den hohen

Bau=

Bauerhäusern bis auf das Dach hinaufgewunden haben, und in der äussersten Spitze noch mit den schönsten Trauben prangen, oder unter einen Laubengang, der den Weg überschattet, so künstlich hingezogen sind. Vorzüglich schön sind sie, wenn sie, wie es hier häufig geschieht, auf einem schrägliegenden Spalier ausgebreitet liegen, so daß sie gleichsam ein waldigtes Dach bilden, unter dessen Schatten der schönste Kohl gedeiht. Eben so sehr muß man hier über die Größe und Fruchtbarkeit der Kirschbäume erstaunen. Den Eichen gleich breiten sie die langen starken Aeste in einer bewundernswürdigen Höhe aus, und bilden einen Stamm, der kaum von einem Menschen umklaftert werden kann. Man glaubt in Italien zu seyn, wenn man die Stämme der Weinstökke betrachtet, die gleich dem Stamme eines mäßigen Baumes sich an den Wänden der Häuser hinaufschlängeln. Wer könnte kalt vorübergehen, wenn ihn der Weg auf einmahl unter eine lange Reihe von kolossalischen Nußbäumen führt, deren Zweige, von unzähligen Früchten schwer, sich so mahlerisch in die hellen Fluthen des Sees getaucht haben, und ein Gewölbe bilden, dessen grünliche Nacht selbst den durchdringenden Strahlen der Mittagssonne nicht

weicht, und unter dessen Schutze das kräftige Gras zu einem dichten Teppich emporgewachsen ist, der den Müden nicht nur, sondern jeden, der nach wahrem Lebensgenuß strebt, so unwiderstehlich einladet, hier sich zu lagern, und aus dieser erquikkenden Nacht in die prächtig erleuchtete Landschaft hinauszublikken. — Der Züricher See ist einer der größten in der Schweiz. Seine Länge beträgt 10 Stunden, seine größte Breite eine Stunde. Unweit der Stadt hat man ihm ein beträchtliches Stück Land, das Horn oder Seefeld genannt, abgewonnen, welches künftig gute Weide verspricht Er ist überaus fischreich, und versorgt in der Fastenzeit alle umliegende Klöster. Bei den Pallisaden der Stadt ist er noch 740 Schuhe breit; hernach verengt er sich bis auf 240, und erweitert sich dann wieder auf 560. Die Limmat, welche bei der Stadt aus dem See fließt, hat ihre Quelle 7 Meilen oberhalb Zürich, wo sie Linz heißt (zwischen Glarus und Uri). Unterhalb der Stadt vereinigt sie sich mit der Sihl, welche die Stadt mit Holz versorgt. Nach einem Laufe von 4 Stunden verliert sie sich, unterhalb Baden, in der Aar. Ihr Lauf ist, nach der Vereinigung mit der Sihl, so schnell, daß ein Kahn beinahe mit der Schnel-

lig-

ligkeit eines Pfeiles den Fluß hinabschießt, daher man in 2 Stunden nach dem über 3 starke Meilen entlegenen Baden fährt. Die Sihl und die Limmat bilden hinter der Stadt eine große Halbinsel, an deren äußersten Spitze man beide Flüsse sich vereinigen sieht. Diese Halbinsel ist mit Recht der beliebteste Spaziergang der Züricher. Seit einigen Jahren hat er eine neue Zierde durch das schöne Denkmahl erhalten, das man hier dem trefflichen Salomon Geßner errichtet hat. Es steht fast mitten auf dieser großen Halbinsel, welche der Platz genannt wird, in einem schönen Rondeau von Weiden und Pappeln, und ist in schwarzem Marmor, in einem großen einfachen Style, von dem zu früh gestorbenen schweizerischen Künstler Alexander Trippel gearbeitet. Im Frontispice auf der Abendseite (gegen den Eingang) ist Geßners Bild, en medaillon, über einem Basrelief von weißem Marmor angebracht, dessen Sujet aus Geßners Schriften genommen ist. Es ist die Idylle: Daphnis und Mykon. Daphnis bewirthet seinen Gast, und stellt ein Körbchen mit Früchten und einen Krug auf einen dreifüßigen Tisch. Mykon gießt die erste Schaale Weins dem Schatten des Redlichen aus. Das Feld auf der Kehrseite hat

auf schwarzem Marmor mit goldenen Buchstaben folgende Inschrift: Dem Andenken Salomon Geßners von seinen Mitbürgern gewidmet, und darunter folgende Stelle aus dem Tod Abels:

Billig verehrt die Nachwelt den Dichter,
Dem die Musen sich geweihet haben,
Die Welt Unschuld und Tugend zu lehren.

Das Ganze spitzt sich in einer sehr mittelmäßig gearbeiteten antiken Urne zu, der man es bald ansieht, daß sie nicht Trippels Werk ist. Die edle Absicht des Denkmals, dem großen Manne den Dank seiner Mitbürger zu zollen, wird auf eine sehr feine Art durch die Handlung des Daphnis angedeutet. Beide Figuren haben eine solche Weichheit, daß man in Versuchung kommt, sich durch's Gefühl zu überzeugen, daß sie von hartem Marmor gebildet sind. Sehr befremdend ist es, daß man Geburts- und Sterbejahr des Dichters auf diesem Denkmal vergebens sucht. — Zu den öffentlich aufgestellten Kunstwerken Zürichs, welche Aufmerksamkeit verdienen, gehört ein Farnesischer Herkules, der auf einem Brunnen in einem Hofe unweit des Waisenhauses steht. Denn wenn er gleich, nach dem Urtheil der Kenner, nicht Mann-

barkeit und Fülle genug hat; so muß man doch das schöne Verhältniß der Glieder und die edle Stellung an ihm bewundern. Die meisten Züricher erfahren es erst durch Fremde, daß sich dieses Kunstwerk in ihrer Stadt befindet. Von einem andern, das noch mehr Aufmerksamkeit verdient, nimmt man in Zürich beinahe eben so wenig Notiz. Es ist die Bildsäule Tells auf dem Lindenhofe. Dieß ist ein sehr hoch gelegener, weit über alle Häuser der Stadt mit seinen majestätischen Linden hervorragender Platz von einem beträchtlichen Umfange, hart an der Limmat. Ueberaus glücklich hat der Künstler das Gefühl der Mißhandlung und einen edlen Stolz in dem fortschreitenden Tell ausgedruckt.

Es ist auffallend, und verdient große Mißbilligung, daß man in den Schulen so gar nicht dafür sorgt, den Dialekt zu verbessern, da doch ein jeder gebildeter Züricher es einsieht und gesteht, daß der herrschende Dialekt höchst unangenehm sei. Ich hörte in der Töchterschule aus dem Munde der sehr steifen und kalten Lehrerinn folgende Aufgabe: Segget mir, ihr Jungfern, was kommet uhsse, wenn man drie un drießke un foif un vierzke zusamme zählt? — Auch vom fröhlichen Gesange

ist

ist hier nicht die Rede, man singt nur Choräle. Und doch kann das Singen fröhlicher Lieder ein so wirksames Mittel der Veredlung werden! Bei dem Unterricht im Rechnen sprechen die Mädchen Latein: divisor, dividendus, Quotient, pro Licht, pro Seife ꝛc.

Es giebt in der Züricher Verfassung manches, was sich gar nicht mit der so gerühmten Freiheit des Landes zu reimen scheint. Es ist z. B. dem Anscheine nach drückend und hart, daß die sogenannten Baumwollen-Tüchler, welche in der Stadt Baumwolle kaufen, dieselbe verarbeitet an einen Bürger verkaufen müssen, und zwar ungefärbt und ungebleicht. Dieß scheint indeß nur hart zu seyn, denn sie haben eben dadurch einen gewissen und geschwinden Absatz ihrer Arbeit, können mit Sicherheit auf einen mäßigen Gewinn rechnen, und sich recht gut nähren. Eben so können die Träger oder Verarbeiter roher Stoffe für Kaufleute sehr wohl bestehen; denn sie dürfen bei der jetzigen Einrichtung keine Verminderung des Lohns fürchten, da sie den Kaufleuten unentbehrlich sind, indem diese kein Baumwollen-Garn ausserhalb Landes spinnen lassen dürfen. Und daß ihr Lohn angemessen sei, erhellet daraus, daß z. B.

ein

ein Bauer für die Elle wollenen Serge (Büratte) $1\frac{1}{2}$ Schilling erhält, und in einem Tage 15 Ellen zu weben im Stande ist, folglich täglich über $\frac{1}{2}$ Gulden erwerben kann. Sollte es einmahl dem Kaufmann einfallen, dem Arbeiter seinen Lohn schmählern zu wollen, so würde es ihm eben darum, weil alle Handlungshäuser in der Einen Stadt Zürich beisammen sind, nicht schwer werden, einen billigeren Kaufmann zu finden, und so ist er also, eben durch diese Einschränkung der Handelschaft auf den Bürger, vor jeder Bedrükkung reicher Kaufleute vollkommen gesichert. Sehr viele würden bei gänzlicher Handelsfreiheit ihren Wohlstand nicht befördern, sondern zerstören, indem sie aus Mangel an Kenntnissen und Erfahrung sehr bald Betrügern in die Hände fallen müßten. Ohnehin würden dem Ackerbau zu viele Hände entzogen werden, und dabei könnte der Staat, dessen Existenz und Flor größtentheils von der immer größeren Ausdehnung des Akkerbaues abhängt, unmöglich bestehen. Wie wohlthätig der Handel der Stadt für die Landleute sei, davon kann man sich am besten überzeugen, wenn man die Dörfer am See besucht, und die Volksmenge in diesen Dörfern gegen den Umfang des Bodens hält, der dazu gehört.

hört. Es wäre z. B. unmöglich, daß in dem einzigen Dorfe Küßnacht 1700 Seelen leben könnten, wenn nicht das Weben die meisten Hände beschäftigte. Man zählt in 5 Kirchspielen und 2 Dörfern zwischen dem Züricher- und Greifensee, welche 8493 Seelen enthalten, 2016 Weberstühle, auf welchen Seide und Baumwolle für die Handlungshäuser in Zürich verarbeitet wird. — Es ist eine bemerkenswerthe Eigenheit des Züricher Handels, daß er ganz allein durch christliche Hände geht, oder rein christlich ist, so daß man also hier von dem Schachern der Juden nichts sieht, und vor ihren Zudringlichkeiten sicher ist. Denn ohne zuvor angesuchte und erhaltene Bewilligung des kleinen Raths darf kein Jude sich bei Strafe im Kanton aufhalten. Und jene Bewilligung wird nur für einige Tage, vermittelst eines Kanzlei-Passes ertheilt, den der Jude beim Eingange in das Land und beim Ausgange aus demselben durch Unterbeamte unterschreiben lassen, und nachher zurücksenden muß. Ausserdem ist allen Juden untersagt, Weinlager in hiesigem Lande zu halten, und mit einländischem Wein Handel zu treiben. Hierbei ist zu bemerken, daß zwar die eigentlichen Thore der Stadt Zürich nicht verschlossen werden,

und

und nicht besetzt sind, wohl aber die sogenannten Porten an den Aussenwerken der Stadt. Um 10 Uhr Abends ruft die Schildwache vor dem Thorschlusse dreimahl mit lauter Stimme in's Feld hinaus: lauft zu, und dann wird das Thor geschlossen. Wer hernach eingelassen seyn will, muß es mit 24 Schillingen erkaufen. — Die meisten Reisenden eilen bei der schönen waldigten Bergkette, deren höchster Punkt der Albis ist, gleichgültig vorüber, und begnügen sich, diesen einzigen Berg bestiegen zu haben; nicht, weil er die schönste Aussicht gewährt, sondern weil es nun einmahl Mode ist, ihn vorzüglich zu besuchen, und auf seinem Gipfel die Sonne auf- und untergehen zu sehen. Es gereut mich nicht, daß ich den Maneck, einen Nachbarberg Zürichs, bestiegen habe, denn ob er gleich nicht berühmt ist, so ist er doch schön, und belohnt reichlich für die Mühe, mit der man an seinem steilen Abhange hinaufklettert. Er ist der Nachbar des Uetli, und ihm ähnlich an Wildheit, Schroffheit und Höhe. Der schmahle Fußweg geht beständig im dichten Schatten von Buchen, sehr steil ½ Stunde fort, und ist überaus schön, eine Stelle ausgenommen, wo eine Quelle darüber hinläuft, denn hier hat man auf den

glatten Kieseln, die oft unter den Füßen wegrollen, einen sehr unsichern Fußtritt. Bis auf den Gipfel umhüllte uns fast nächtlicher Schatten, der sich erst kurz vor dem Auftritt auf die Spitze in sanfte Dämmerung auflöste, und dadurch die Nähe des mühsam errungenen Zieles verkündete. Man steht oben auf einem grasreichen Platze von beträchtlichem Umfange, unter dem dichten Schatten einiger Buchen, und schaut in eine gräßliche Tiefe hinab, welche den besten Maaßstab für die Höhe des Berges abgiebt, auf dem man steht, und der zwischen seinen erhabenen Brüdern, dem Albis und Uetli, klein zu seyn scheinen müßte, wenn man nicht durch die unermeßliche Aussicht vom Gegentheil überzeugt würde. Nach 3 Seiten hin hat man eine eben so weite als entzükkende Aussicht. Blickt man gegen Westen, so übersieht man ein ganzes Heer von sanften waldigten Anhöhen, zwischen welchen fruchtreiche Felder und Wiesen sich ausbreiten, und jene liebliche Mischung, jene unterhaltende Mannichfaltigkeit hervorbringen, die dem Auge so sehr gefällt, und das Herz zu dem lebhaftesten Gefühl der Freude stimmt. — Das schöne Benediktiner-Kloster Muri, welches ganz einsam zwischen waldigten Bergen liegt, trägt sehr

viel

viel zur Verschönerung dieser Landschaft bei, in deren Hintergrunde die Berner Alpen in langen Reihen sich aufthürmen. Stellt man sich an den Rand des schauerlichen Abgrundes, den ein zerstörender Erdfall ehemals hier bereitet hat, und dessen jetzige Gestalt ganz ausserordentlich ist; so wird man durch den Anblick dieser wunderbaren Höhlung aufs angenehmste überrascht. Die heftigen Gewitterregen haben durch ihre unwiderstehlichen Ströme die schroffen Seiten des im Halbzirkel ausgehöhlten Berges durchgraben, und ungeheure Falten gebildet, deren scharfer Rand, mit dichtem Gebüsch bekleidet, gegen die hochgelben Vertiefungen, in denen der Wasserstrom sich herabwälzte, überaus schön absticht, und dem ganzen Kessel eine mahlerische Ansicht giebt. Ueber diesen Kessel hinaus schweift das Auge über die weite Spiegelfläche des Züricher Sees, worauf die Schiffe, von dieser Höhe herab gesehen, nur länglichte schwarze Flekke zu seyn scheinen, hinweg, und ruht auf dem schimmernden Schneegewande, in welches die lange Gebürgsreihe so unbeschreiblich schön eingehüllt ist, bis der blendende Schimmer das längere Verweilen bei diesem erhabenen Schauspiele verwehrt, und der Blick von jenen ehrwürdigen Gipfeln herab

auf die schöne Insel Uffnau und die waldigte Aue (ein erhabenes Vorgebürge des Sees) sich senkt, oder zur Linken auf der schönen Landschaft ruht, welche die Stadt, in leichte Morgennebel gehüllt, mit ihrer Umgegend bildet. Nach und nach steigt sie mit ihren Thürmen aus den Fluthen des Sees hervor, indem die Strahlen der steigenden Sonne die leichten Nebel verjagen, und das schöne Bild völlig enthüllen. Aber vorzüglich groß und majestätisch wird nun auf der entgegengesetzten Seite die Scene. Von der Sonne prächtig erleuchtet geht der stolze Pilatus und der schöne Rigi aus der Dämmerung hervor, umgeben von der glänzenden Schaar ihrer in Schnee gehüllten Brüder, deren spitze Häupter sich tief in den Wolken verlieren. Blickt man endlich in das tiefe und enge Thal, das sich am Fuße des Manek hinzieht, so sieht man die Sihl bald mit dem sanften Rieseln eines Baches durch die Wiesen und Felder fließen, bald mit heftigem Getöse zwischen den großen Felsstükken hinwegrollen, welche ihr Bette erfüllen, bald schäumend in kurzen Krümmungen gegen die schroffen Felswände schlagen, welche sich an ihrem Ufer aufgethürmt haben.

Das

Das Waisenhaus hat eine überaus reizende Lage an der Limmat, am Ende der kleineren Stadt, auf einer Anhöhe, von der man die größere Stadt und die jenseit sich erhebenden Weinberge überschaut, und auf den schönen Platz und Garten blickt, der vor dem Waisenhause angelegt ist. Das Haus sieht mehr einem Pallast, als einem Waisenhause ähnlich, und gehört zu den vorzüglichsten Zierden der Stadt. 80 bis 100 Knaben und Mädchen werden in diesem Hause erzogen und unterrichtet. Zwei Hauptlehrer und ein Pfarrer nebst seinem Helfer besorgen den Unterricht, der äußerst zweckmäßig ist, und also nicht zu viel umfaßt. Nur die Frühstunden sind dem Unterrichte; die Nachmittagsstunden den freiwilligen Handarbeiten gewidmet, wozu die Kinder durch keine andere, als sehr gelinde und die Ehrliebe wekkende Mittel ermuntert werden. Abends um 4 Uhr erhalten sie den Sommer und Herbst hindurch Obst oder Milch, im Winter Brot. Es ist keine genau bestimmte Zeit zum Essen und Aufstehen gesetzt, damit sich die Kinder nicht verwöhnen, und dadurch für ihre künftige Lage untauglich, oder darin unzufrieden werden mögen. Sie erhalten auch im Zeichnen und Singen Unterricht,

sogar in der Musik. Bei den Singeübungen spielen lauter Waisenknaben. Strikken und Weben lernen alle Knaben, die Mädchen auch Nähen. Alle Hemden, Tischtücher, Laken und Ueberzüge, alle Strümpfe und Handtücher sind von Hanf gemacht, und daher sehr dauerhaft. Aber auch baumwollene Strümpfe werden gestrickt und verkauft. — Abends von 6 bis 8 Uhr übten sich die Knaben im Marschiren und Schwenken. Um 8 Uhr wurden sie in's Bad geführt, nachdem sie eine Brotsuppe gegessen hatten. Einige mußten beim Essen stehen. Die kleineren aßen besonders, unter weiblicher Aufsicht. Es waren zwei und dreijährige Kinder darunter, Ueberaus große Ordnung und Reinlichkeit herrschte, keine Spur von Ungeziefer oder Ausschlag. Die Schlafsäle sind geräumig. Aber zwei in einem Bette! wer sollte das in einem sonst so musterhaften Institute vermuthen! Vortreffliche Keller hat das Haus, und darin Weinfässer von 50 bis 60 Saum, der Saum zu 90 Maaß. Jedes Kind bekommt täglich bei der Mahlzeit ein Glas Wein. Des Abends giebt's nur Brotsuppe. Die Lehrer und die Dienerschaft sind mit den Kindern in demselben Speisesaale. Von den Geschenken, welche die Kinder, größtentheils von dem Rath, als Beloh-

nung

nung und Ermunterung erhalten, wird ihnen nach und nach ein kleines Kapital gesammelt. Jetzt beläuft sich das Kapital aller (88) auf 10,000 Gulden. Sie bleiben, auch wenn sie das Haus verlassen haben, und in die Lehre gekommen sind, bis in ihr 25stes Jahr unter Aufsicht der Direktion, und müssen jährlich Zeugnisse ihres Verhaltens beibringen. Beim Austritt erhalten sie Kleidung und Geld. Der jedesmalige Waisenvater herrscht unumschränkt, und das ist nicht gut. Mit gottesdienstlichen Uebungen werden die Kinder zu sehr geplagt. Alle Sonntage müssen sie dreimahl in die Kirche gehen, und auch die kleinsten, die sechsjährigen, sind nicht davon ausgenommen. Wahrlich ein gutes Mittel, den Kindern den Gottesdienst zu verleiden, welches auch von den meisten Aeltern in Zürich, und so ziemlich in der ganzen christlichen Welt, mit sehr sichtbarem Erfolge gebraucht wird. Und doch wundern sich noch Geistliche über die Vernachläßigung der öffentlichen Gottesverehrung!

Nicht so gut, als diese öffentliche Erziehungsanstalt ist, sind die Unterrichtsanstalten in Zürich eingerichtet. Es giebt übrigens deren genug. So hat man z. B. eine Anstalt, in welcher die

Söhne der Bürger, welche nicht vermögend sind, und die doch Theologie zu studiren wünschen, von der Zeit an, da sie die lateinische Schule besuchen, bis zu ihrer Ordination, freie Wohnung und Kost erhalten. Sie ist unter dem Nahmen des Zuchthofes bekannt, und würde sehr wohlthätig seyn, wenn nicht alle 15 Zöglinge (gewöhnlich Söhne von Landgeistlichen) unter der Aufsicht eines einzigen Inspectors ständen, der denn freilich nicht im Stande ist, so viele junge Leute in Ordnung zu erhalten, und ihr sittliches Betragen zu beobachten. — Ferner giebt es eine Schule für die Kinder armer Hintersässen, d. h. Nichtbürger, deren eine große Menge in Z. sind; eine Zeichenschule, eine Industrie-Schule für Töchter, und seit dem Jahre 1774 auch eine Schule für die Töchter vermögender Bürger. Sie hat einen eigenen sehr beträchtlichen Fond, und ein eigenes Haus, worin die Bibliothek Bodmers, des größten Wohlthäters dieser Anstalt, aufbewahrt wird. Jener Fond entstand aus freiwilligen Privat-Beiträgen; ein Umstand, der den Zürichern sehr zur Ehre gereicht. Diese Anstalt ist vielleicht einzig in ihrer Art, in so fern sie eine öffentliche Anstalt ist, und ganz freier Unterricht darin ertheilt wird. Die beiden

Leh-

Lehrerinnen sind gut besoldet, und die Schülerinnen sind in 3 Klassen getheilt; jede enthält 20 Schülerinnen. Die Anstalt würde noch viel nützlicher seyn, und einen weit stärkeren Einfluß auf die Kultur des weiblichen Geschlechts, um die es noch gar schlecht steht, haben können, wenn die Lehrzeit nicht so beschränkt wäre. Sie dauert nehmlich nur 2 Jahre. Die Gegenstände des Unterrichts sind: Religion, Moral, Lesen, Schreiben, Rechnen und hauswirthschaftliche Kenntnisse. Nur 12 jährige Mädchen werden aufgenommen, und das ist eine sehr gute Einrichtung, weil die Mädchen vor diesem Jahre einen solchen Unterricht nicht gehörig zu benutzen im Stande sind. Etwas mehr wissenschaftlicher Unterricht, besonders Kenntniß des Vaterlandes und der Geschichte desselben, wäre wohl sehr zweckmäßig, um so mehr, da die Frauenzimmer in Zürich ungleich häuslicher leben müssen, als an andern Orten, und daher der Geistesnahrung wohl bedürfen. Sehr lobenswerth ist es, daß 6 Plätze in dieser Anstalt für Töchter unverbürgerter Aeltern ausschließend bestimmt sind. Warum ist man doch in Ansehung der Aufnahme der Söhne unverbürgerter Aeltern in der Kunstschule weniger tolerant? — Die Töchterschule ist übri-

gens weder zum Unterricht in allen Kenntnissen, welche einem Frauenzimmer anständig und nützlich seyn mögen, noch zu weiblichen Handarbeiten bestimmt; sondern sie soll den weiteren Fortschritt in allen den Kenntnissen und Fertigkeiten befördern, welche die Töchter in den niederen oder Hausschulen, den ersten Anfangsgründen nach, gelernt haben, als: Lesen, Schreiben und Rechnen. Die Art des Unterrichts, und die Folge der einzelnen Uebungen ist in einer kleinen Schrift von den 8 Vorstehern der Schule genau vorgeschrieben, in welcher außerordentlich große pädagogische Kenntnisse sichtbar sind, und die richtigen Grundsätze in Ansehung des Unterrichts im Lesen, Schreiben und Rechnen durchweg herrschen. Es soll beim Lesen, heißt es unter andern darin, zuerst auf richtiges Aussprechen der Wörter, dann auf wohl artikuliertes Aussprechen der Sylben und ganzen Wörter gesehen werden, so daß sie vor dem Verschlukken der Sylben bewahrt bleiben (ein unter den Zürichern aller Stände herrschender Fehler, daher selbst cultivirte Personen Oberkeit, Artikeit, überchø (überkommen); er hat sich nichts la nå, sich nichts lassen nehmen, ꝛc. sagen), und alle in dem Worte vorkommende Selbstlauter hörbar seien; sie sollen

dem

dein, nicht dien, Freundinn, nicht Fründinn ꝛc. lesen, weil ihnen dadurch das Rechtschreiben sehr erleichtert wird. Die letztere Vorschrift muß einem jeden sehr überflüßig dünken, der nicht weiß, wie weit es die Zürcher aller Klassen darin gebracht haben, so zu lesen, wie sie im Gespräch auszusprechen pflegen, also z. B. Trurikeit, Liäden und Trüebsale, Rathhuhs, ois für uns, Li—äbe, Prü—äfung u. s. w. daher es für einen Fremden beinahe unausstehlich ist, einen Zürcher lesen zu hören. Nicht selten werden sie durch ihre barbarische Aussprache dem Fremden ganz unverständlich. So hörte ich einst in einer gelehrten Gesellschaft eine Vorlesung, in welcher sehr viel von Waldmenschen vorkam, und ich glaubte lange, daß von den Orang Utangs die Rede sei, bis mich endlich der Zusammenhang lehrte, daß der Verfasser von Weltmenschen (profanen Menschen) rede. — Daher denn auch der seltsame Unterschied zwischen Lesen schlechtweg und orthographisch lesen. — In der zweiten Leseklasse sollen die Töchter auf den Zusammenhang des Gelesenen durch Fragen geleitet, und in jeder Woche einmahl ihnen ein Lied vollständig erklärt werden, wobei sie auch Anleitung erhalten sollen, die in Versen vorkommenden Wörterversetzungen in die

 natür=

natürliche Ordnung der Prose zu bringen. In der dritten Leseklasse sollen sie zur ausführlichen Wiederholung eines ganzen Lesestükkes, ohne Hülfe des Buches, und zur Aufsetzung einer ihnen vorgetragenen Erzählung angehalten werden. Auch soll jede Tochter verbunden seyn, monatlich wenigstens Ein Lied auswendig zu lernen. — Zwei Lehrerinnen besorgen den Unterricht, der alle Tage 2 Stunden Vor- und 2 Stunden Nachmittag gegeben wird. Die eine, welche 4 Stunden unterrichtet, erhält 400, die andere, welche nur 2 Stunden giebt, 200 Gulden. Die Accidenzien sind beträchtlich. — Die Industrie-Schule für Töchter ist ein Privatinstitut zweier Frauenzimmer.

Die oben erwähnten Neujahrskupfer werden von einigen patriotischen Gesellschaften am Bächtoldistag oder 2 Jan. den Kindern ausgetheilt. Die, welche von der sogenannten Gesellschaft auf der Chorherren, welche aus stationirten Geistlichen, Schulmännern und Aerzten besteht, ausgetheilt werden, enthalten kurze Biographien vaterländischer Staatsmänner oder Gelehrten, oder Erzählungen einer schönen That der Vorväter, oder Beschreibungen einer Naturmerkwürdigkeit, oder auch ein Lied mit Musik. Die Kosten hiezu werden aus einem Geschenk von 6

Schil-

Schillingen, welches ein jeder Bürger am Bächtoltag pflichtmäßig auf seine Zunft giebt, bestritten. Ehemals wurden, statt der so nützlichen Biographien, Kuchen ausgetheilt. Der thätige D. Hirzel war, nebst einigen anderen, ihm gleichgesinnten jungen Männern, der Beförderer und Stifter der jetzigen so zweckmäßigen Einrichtung, welche beinahe von einigen alten neidischen oder verschrobenen Köpfen verhindert worden wäre. Die Stifter mußten für 100 Jahre Stoff angeben; ein Auftrag, den man ihnen aus Rancüne gab, und den sie freudig erfüllten. Bei dem Anfange des 96sten Jahres schilderte man der Jugend den Plinius Helvetien's, den großen Scheuchzer, und der Verfasser dieses Aufsatzes war eben so glücklich in der Auffindung des Tones, in dem man mit Kindern reden muß, als der große Lips unglücklich war in der Erfindung des Titelkupfers. Scheuchzers Büste steht im Martisloch! — Schön ist der, nur nicht ganz proportionirte, Eingang zu der Schilderung. "Schon 17 Bächtoldistag, heißt es S. 2 „ hat man Euch von dieser Gesellschaft die großmüthige, allem Edlen und Schönen so offene, Künste und Wissenschaften bildende Denk- und Handlungsart Eurer Vorfahren geschildert. O es ist ein ermunterndes,

des, ein erwärmendes Gefühl, Männer, wie Zwingli, Bullinger, Breitinger, Hottinger, Heidegger, Geßner, einen großen Bodmer, und noch viele andere, zu Mitbürgern gehabt zu haben, u. s. w. — Man sieht aus dieser Stelle, mit welchen unter ihren großen Vorfahren man in den bisherigen Blättern die Jugend bekannt gemacht hatte. Keine unter diesen kleinen biographischen Skizzen machte so sehr meine Theilnahme rege, als die des Thomas Plater, der im Anfange des 16ten Jahrhunderts Professor der griechischen Sprache zu Basel war. Seine, größtentheils äusserst harten, Schicksale sind in dieser Biographie meist mit seinen eigenen Worten erzählt, und die liebenswürdige Naivität, womit er sie erzählt, macht überaus begierig auf das Ganze. Seine interessante Selbst-Biographie steht im dritten Theile der Miscellaneorum Tigurinorum. Ich habe sie mit dem größten Vergnügen gelesen, und kann meinen Lesern einige allerliebste Anekdoten daraus nicht vorenthalten, weil ich gewiß bin, daß sie ihnen Vergnügen machen werden, wenn ich den ehrlichen Plater selbst erzählen lasse.

Thomas Plater war Custos bei Zwingli. Eines Morgens, (erzählt er) hatt ich kein Holz, und wolt

wolt Zwingli bei'm Frauen-Münster predigen vor Tag, und als man zur Predig läutet, gedachte ich: du hast kein Holz, und sind so viel Götzen in der Kirchen? Und dieweil doch niemand da war, gienge ich in die Kirchen, zum nächsten Altar, erwütschte einen Johannes, und mit ihm in die Schul in den Ofen, sprach zu ihm: Jäggli, nun bucke dich, du mußt in den Ofen, ob du schon Johannes seyn solltest. Als er anfing brünnen, gab es wüste große Blattern, namlich von denen Oehl-Farben. Ich dachte: nun halt still, rührstu dich, das du aber nicht thun wirst, so wil ich das Ofenthürlein zuthun, du mußt nicht heraus, der Teufel trag dich dann heraus. — Myconius kommt und sprach: Custos, du hast heut wohl Holz ghan (gehabt)? Ich dacht: Johannes hat das Best gethan. Da wir die Meß singen sollten, geriethen zween Pfaffen an einander. Deß der Johannes gewesen war, sprach zu dem andern: du Lutherscher Schelm, du hast mir mein Johannes gestohlen. Das trieben sie eine gute Weil. Myconius wußte nicht, was das wäre, aber Johannes wurde nicht mehr gefunden.

In seiner naiven Natursprache beschreibt Thomas Plater die Folgen der Schlacht bei Kappel also:

Als

Als die Zürcher und die 5 Ort wider einander zugen, erging es übel; denn es kam da manch redlicher Mann um; unter andern auch der Zwingli. Als die Schlacht geschehen, und das Geschrey gen Zürich kam, leuthet man Sturm mit der großen Gloggen zum Münster; war eben um die Zeit, da man die Liechter aufzündet. Da lieff viel Volks aus der Stadt an die Silbrugg unden am Albis. Ich erwüscht auch in des Myconii Haus ein Helleparten und ein Dägen, lieff auch aus mit andern. Aber da wir weit aushin kamen, begegnet uns, daß ich hette mögen leiden, ich were in der Stadt blieben; denn etlich kamen, hatten nur ein Hand; etlich trugen den Kopf in beiden Händen, jämmerlich verwundt und blutig.

Ueber seine Jugendgeschichte und Geißhirten-Leben:

Da ich nun bin bey 6 Jahren alt gsyn (gewesen) hat man mich zu dem Eißen gethan; ist ein Thal, da hat meiner Mutter selige Schwöster ein Mann, der hieß Thomann; der saß auf einem Hof, hieß im Boden, dem mußt ich das erste Jahr der Gitzen (Ziezen) bey dem Haus hüten; da mag ich mich denken, daß ich etwann im Schnee bestäk-

stäkket, daß ich kaum daraus möcht kommen, mit offt die Schühlin dahinden blieben, und ich barfuß zitternd heim kam. Derselb Bauer hat bey 80 Geissen, deren mußt ich das sibend und achtest Jahr hüten, und als ich noch so klein war, wann ich den Stahl aufthat, und nicht gleich nebend sich (zur Seite) sprang, stiessen mich die Geissen nider, liessen über mich hinaus, draten mir auf den Kopf, Arm und Ruggen; denn ich fiel mehrtheils für sich. Wenn ich dann die Geissen über die Vispen, ist ein Wasser, über die Bruggen trieb, liessen mir die ersten in die Seith in die Korn-Aecker; wenn ich die daraus trieb, liessen die anderen drein; da wainete ich dann und schrye, dann ich wußt wohl, daß man mich zu Nacht wurd streichen (schlagen).

Küßnacht, 1 Stunde von Zürch, ist ein überaus schönes Dorf, von ungefähr 1700 Seelen. Im Jahr 1778 hatte dieß Dorf ein sehr trauriges Schicksal. Abends gegen 9 Uhr ergoß sich plötzlich ein fürchterlicher Wolkenbruch über die schön bebauten Berge, an deren Fuße und Abhange das Dorf liegt. Ein kleiner Bach, der aus diesen Bergen kommt, schwoll dadurch so schrecklich an, daß in wenigen Minuten 15 Wohnhäuser mit einigen

nigen 30 Nebengebäuden und 63 Menschen ein Raub der Fluthen wurden. Nur ein einziges kleines Haus entging, ob es gleich von den wüthenden Wogen umringt wurde, beinahe durch ein Wunder der Zerstörung. Ein großer Baum, den die Fluth oben auf den Bergen entwurzelt und herabgewälzt hatte, legte sich mit seinen starken Aesten an das Haus, und brach so die Gewalt des Stroms, daß er das Haus nicht umzureissen vermochte. Bei der schrecklichen Finsterniß und der furchtbaren Höhe des Wassers, die nach allen Spuren bis auf 60 Schuh gestiegen war, konnte keiner zur Rettung des anderen herbeieilen, und ehe die aufgehende Sonne die schreckliche Scene erleuchtete, war man nicht im Stande, auch nur das Geringste zur Sicherung der Landschaft zu thun. Die Theilnahme der Stadt- und Landbewohner war ausserordentlich groß, und äusserte sich durch die eilfertigste Hinwegräumung der Trümmer, und sehr ansehnliche Beiträge zur Wiederherstellung der Häuser und Gärten. In der einzigen Stadt Zürich wurden an dem nächsten Sonntage in den verschiedenen Kirchen 30,000 Gulden eingesammelt, und so war man im Stande, die zerstörten Häuser schöner wieder aufzubauen, als sie zuvor gewe-

sen

sen waren. Man erstaunt, wenn man im Sommer den Bach betrachtet, der eine so schreckliche Verwüstung anrichten konnte. Kaum hält man ihn für zusammengelaufenes Regenwasser; kaum bemerkte man ihn an einigen Orten, wenn nicht die hohen Wände zu beiden Seiten darauf aufmerksam machten. Aber je weiter man ihm nachgeht, desto mehr überzeugt man sich, daß er schon mehr als einmahl schrecklich und reissend gewesen seyn müsse, denn da, wo das Dorf sich an die steilen Berge lehnt, welche seinen Hintergrund ausmachen, hat er in seinem Felsenbette die erstaunenswürdigsten Höhlungen und Vertiefungen gemacht, und hier bietet er einen sehr interessanten Anblick dar, der zu mancherlei Betrachtungen über den Zeitraum, in dem eine solche Aushöhlung möglich wurde, Veranlassung giebt. — Die kleinen sorgfältig angebauten Gärtchen, vor und zwischen den Bauerhäusern; die schlanken Reben, welche sich bald in bewunderungswürdiger Höhe bis in die Spitze des hohen Giebels der höchsten Häuser hinaufschwingen, bald zu einer schattigten Laube wölben, und mit den schönsten Trauben bis an den Gipfel prangen; die herrliche Aussicht, die man von den Anhöhen des Dorfes auf den See und die gegen-

überliegende schöne Landschaft hat; alles dieß zusammengenommen macht dieß Dorf zu einem der reizendsten, das man am See sehen kann, obgleich die übrigen Dörfer an Bevölkerung, Wohlstand und Schönheit der Lage, Küßnacht wenig nachgeben. — Auf dem Hinwege segelte uns zur Seite ein Schiff mit 16 Rekruten für den König von Spanien; ein trauriger Anblick, wie diese Leute dem Elende entgegen jubelten, weil der Branntewein sie berauscht hatte.

Reise nach dem Kloster Einsiedeln und um den Züricher See.

Den 26 Jul. Morgens um 4 Uhr, wurde die Reise angetreten. Der Morgen war schön, die Luft angenehm. Es geht über Zollikon, Küßnacht, Herliberg und Meilen nach Männedorf, wo ein ehrlicher Schiffer sich erbietet, uns bis Rappersweil zu fahren. Es wird angenommen, und mit Gesang in See gestochen. Eine herrliche Fahrt! Die Insel Uffnau mit ihrem hohen Ufer steigt aus dem See empor, und das Andenken an den großen Hutten begeistert uns alle bei diesem

sem Anblick. Wer sollte Zwingli nicht lieben, wenn er auch weiter nichts von ihm wüßte, als daß er dem edlen verfolgten Manne, den seine Nation so undankbar ausstieß, ob er gleich zu ihren größten Wohlthätern gehörte, hier eine Freistätte, und einen eben so reizenden als ruhigen Aufenthalt verschaffte! Auffallend ist's, daß sich des großen Mannes Name kaum hier erhalten hat; seine Grabstätte weiß man nicht mehr, und vielleicht ruhen seine Gebeine unter denen, welche die Zeit nach und nach in einem kleinen Gewölbe hier so anhäufte, daß man in dem berühmten Beinhause zu Murten zu seyn glaubt. Eine elende Kirche, und eine eben so elende Kapelle erinnert daran, daß man auf einmahl in ein katholisches Gebiet versetzt ist. Schon seit Otto's I Zeit, seit dem J. 965, gehört sie dem Kloster zu Einsiedeln. In einer halben Stunde kann man die schöne grasreiche Insel, die wohl einen sorgfältigen Anbau verdiente, bequem umgehen. Auf dem erhaben stehenden einfachen Lusthause, welches im Inneren einem großen Namenregister gleicht, weil jeder sich da verewigen will, hat man eine herrliche Aussicht auf den See, auf Rappersweil, die Schneeberge und den schönen waldigten Ezelsberg. Nur eine

einzige Familie wohnt auf dieser Insel, zu der beinahe eben so häufig hingewallfahrtet wird, als zu dem prachtvollen Kloster, dem sie gehört; aber freilich aus ganz anderen Gründen. Aberglaube oder Neugierde setzen die Füße nach Einsiedeln in Bewegung; aber Gefühl für Naturschönheiten, und Achtung für die großen Männer, die so muthvoll die Fesseln des Aberglaubens zersprengten, zieht zu dem schönen Uffnau den Reisenden hin. — Die kleine Insel Lüzelau, unweit Uffnau, gehört zum Gebiete der Stadt Rappersweil, der wir nun entgegen ruderten. Zum Theil auf einer Anhöhe gelegen, und mit einigen Thürmen geschmückt, erscheint sie fernher als eine gar hübsche Stadt; aber wie sehr sieht man sich beim Eintritt getäuscht! Eine menschenleere Stadt, in welcher die Armuth und der Aberglaube ihren Sitz aufgeschlagen zu haben scheinen, wenn gleich die Lage der Stadt, und die Freiheit, welche sie genießt, (denn sie macht unter dem Schutze von Zürich, Bern und Glarus eine eigene kleine Republik aus) ihr gleichsam ein Anrecht auf Wohlstand zu geben scheinen. Der Katholicismus thut auch hier seine Wirkung; er bringt Lähmung hervor. Die ehemaligen Grafen von Rappersweil waren nicht die besten

Freun=

Freunde der Zürcher; vielmehr nahmen sie auch an der schrecklichen Verschwörung, die unter dem Nahmen der Mordnacht in der Geschichte Zürich's bekannt ist, den thätigsten Antheil, und ein Graf Hans von Rappersweil war unter den Gefangenen im Jahr 1350. Er mußte sich bequemen, auf 3 Jahr in den Wasserthurm zu wandern, aus dem ihn Herzog Albert II. von Oesterreich, selbst durch zweimahlige Belagerung Zürichs, kaum zu erretten vermochte. Der Ursprung der Stadt Rappersweil ist so sonderbar, daß er bemerkt zu werden verdient. Ein Graf von Rappersweil, (denn auch das Stammhaus der Grafen führte diesen Nahmen) der eine sehr schöne und geistreiche Gemahlinn besaß, theilte mit vielen Ehemännern, die dergleichen besitzen, das Schicksal, Hörner zu tragen, und trug es, gleich anderen, mit großer Geduld und Sanftmuth, hatte sogar Gutmüthigkeit genug, seine Gemahlinn dessen ungeachtet noch immer zu lieben. Einer seiner Amtleute, der mehr treuherzig als klug war, vermeinte, sein gnädiger Herr ahne nichts davon, daß er, gleich seinen treuen Unterthanen, eine große Last zu tragen habe, und hielt es daher für seine Schuldigkeit, denselben darauf aufmerksam zu machen. Der Graf, welcher schon

an der Einleitung merkte, wovon die Rede seines treuherzigen Amtmanns handeln würde, unterbrach sie mit den Worten: Saget mir nichts von meiner Gemahlinn, sie ist mir viel zu lieb. Und der Amtmann entgegnete sehr naiv: ich habe Ihnen nichts wider Ihre Gemahlinn sagen, sondern bloß bemerken wollen, daß der Platz, worauf das Dorf Endingen steht, zu einer Stadt ganz vortrefflich seyn würde. Der Graf griff diese Idee des Amtmanns in der Freude seines Herzens darüber, daß es zu keiner weiteren Erklärung gekommen war, begierig auf, und beschloß, an diesem Orte eine Stadt und ein Schloß zu bauen. Dieß geschahe am Ende des eilften Jahrhunderts. — Die Stadt spielt hernach in der Geschichte Zürich's eine merkwürdige, und die Herren Grafen spielen darin eine sehr häßliche Rolle, wie schon zum Theil bemerkt. Als der große Rudolph Brun im J. 1335 die Aufhebung der erzaristokratischen Verfassung Zürich's durch einen förmlichen Aufstand des Volks veranlaßte, und die trotzigen Aristokraten nöthigte, die Stadt zu verlassen, fanden diese in Rapperschweil einen Zufluchtsort, und versuchten von dort aus Rache zu üben, indem sie das Straßenräuber-Handwerk trieben, und zuletzt (im J. 1350) sogar

gar unter des Grafen von Rappersweil Anführung eine ächt Tarquinische Verschwörung in Zürich anstifteten. Durch List und Bestechung gelang es den Verschworenen wirklich, sich in die sorglose Stadt einzuschleichen, und sie würden ihren teuflischen Plan ausgeführt haben, wenn nicht in dem Wirthshause, wo sie sich versammelt hatten, ein Bäkkerbursche, den sie nicht achteten, und der sie durch verstellten Schlaf noch sicherer machte, noch zeitig genug ihr höllisches Vorhaben vereitelt hätte. Das Läuten der Sturmglocke brachte alles, und selbst die Chorherren, die oben im Münster Frühmessen hielten, unter die Waffen, und die verrathenen Emigrirten müssen abermals emigriren, kommen aber auf der Flucht größtentheils kläglich um, und ihre Leichname füllen die Gassen und den Fluß. Am folgenden Morgen sahe man ihr Blut sich mit dem Blute der niederträchtigen Bürger vereinigen, die verrätherisch zur Ausführung des scheußlichen Vorhabens den Vertriebenen die Hände geboten hatten. Achtzehn wurden enthauptet, 19 vor ihren Häusern auf's Rad geflochten. —

Auf wenige Monate leuchtete auch in Rappersweil das Licht der Religions-Verbesserung, denn im J. 1531 wandte sich ein großer Theil der

Einwohner zur reformirten Religion; aber diese glückliche Periode dauerte nicht lange. Die unglückliche Schlacht bei Kappel hatte für sie die unglückliche Folge, daß sie wieder unter das Joch des Aberglaubens gezwängt wurden, unter dem sie noch immer seufzen, weil eine Kapuziner-Besatzung von 20 Mann alle Angriffe des guten Geistes der Zeit muthig abschlägt. Ein schmutziges, armseliges Kloster, auf einer reizenden Anhöhe, beherbergt seit dem J. 1608 diese saubere Gesellschaft, die eines solchen Wohnortes nicht würdig ist. — Eine herrliche Aussicht hat man vom Schützenplatze der Stadt. Der See bildet hier einen großen Busen, so daß man auf einer Landzunge steht. Die Glarner Schneeberge präsentiren sich hier in glänzender Reihe. — Nachmittag ging unser Weg über die 1850 Schritt lange Brükke, welche bei R. über den See gebaut ist. Sie hat freilich ein sehr dürftiges Ansehen, aber dennoch ist sie so gut, als sie seyn kann. Die nicht sehr langen losen Bretter, welche hin und wieder schon zu faulen anfangen, das Schwanken der Bretter, das Brausen des Sees machen anfangs besorgt, bald aber vertraut man sich ihr ohne Besorgniß an. Eine Kapelle mitten auf der Brükke thut eine eigene

Wir-

Wirkung. Beim Sturm ist sie für den Wanderer, auch den ketzerischen, ein herrlicher Zufluchtsort, und als solcher sehr zweckmäßig. Unvergleichlich ist hier die Aussicht auf die Berge, welche sich jenseit des Sees über einander thürmen, und eine majestätische Kluft bilden. — Lachen liegt malerisch am jenseitigen Ufer, ungefähr 7 Stunden von Zürich entfernt. Jenseit der Brükke kommt man an das Dörfchen Hurden. Der Weg bleibt noch eine Zeit lang eben, die Umgegend aber wird schon wilder; nach und nach erhebt sich der Boden. Zwei Kapuciner kamen uns entgegen, jeder ein Buch in der Hand. Auf die Frage: ob sie Brentano's Bibel-Uebersetzung kenneten, antwortete der eine sehr finster: o ja; aber sie ist schlecht, man sollte sie ihm auf den Fingern verbrennen. — Der berühmte, nun verstorbene Bibel-Uebersetzer Brentano ist in Rappersweil gebohren, und hat es recht eigentlich erfahren, daß ein Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt, denn er suchte eine Pfarre, und erhielt sie nicht. — Der Weg ist mit Bettlern besetzt, man hat zum Theil recht ekelhafte Anblikke. Der Ezel mit seiner dichten Waldung erhebt sich nach und nach; der Weg bleibt fest und gebahnt, sogar zum Fahren brauchbar;

die Pilgrimme kommen uns zahlreich und lautbetend entgegen. Keine Kornfelder mehr, aber hie und da noch ein kleiner Weinberg auf der Mitte des Berges. Gegen den Gipfel kommt man an einen vortrefflichen Brunnen, wo ein freundlicher Mann in schönen Gläsern dem Wandernden einen kühlenden Trunk reicht, der köstlich ist nach einer solchen Ermüdung. Man hat auf ½ Stunde zu steigen, und oft sehr steil, selten findet man erquikkenden Schatten; hie und da bieten sich zwischen der Waldung hindurch entzükkende Aussichten auf den See dar, besonders auf Uffnau, Rappersweil und die Brükke, welche von dieser Höhe herab ein schmahler Balken im See zu seyn scheint. Um 4 Uhr erreichten wir den Gipfel und das schöne Wirthshaus, und der Anblick von den Bergen, die sich jenseit aufthürmen, machte in einem Augenblick alle Müdigkeit und allen Mißmuth schwinden, und erfüllte das Herz mit den frohesten Empfindungen, mit den seligsten und reinsten Gefühlen, mit Bewunderung und Staunen. Wie die kleine Kapelle so mahlerisch an dem schroffen Abhange steht, und neben ihr das wirthliche Haus; wie man hier so leicht athmet, so stark und muthvoll sich fühlt; wie das Vertrauen auf seine Kraft

so rasch wieder kehrt; wie der edle Wein das Herz erfreuet, und der Anblick des delikaten Kuchens hier auf dieser unwirthbaren Höhe so angenehm überrascht; wie die Freundlichkeit der Wirthinn, der frohe Ausruf einer Bäuerinn, welche ihren Mann im Thale kommen sieht: das ist er, das ist er! und die frohe Stimmung der ganzen Gesellschaft dieses Plätzchen so paradiesisch schön macht! Man möchte hineinspringen in den glänzenden Schnee der Glarner Berge, so täuschend nahen sie sich hier; man möchte hinabspringen in das tiefe, lieblich grünende, mit Sennenhütten überstreute Thal; man möchte dem Beispiel des H. Meinrad folgen, und hier sich eine Hütte bauen, dürfte man auch nicht hoffen, daß die Nachwelt Herz und Eingeweide des neuen Einsiedlers so heilig verwahren würde, als hier in der Kapelle des heil. Mannes Herz und Eingeweide verwahrt werden. — Der Schweizer Haggen hebt sich hier majestätisch und in stolzer Selbstgenügsamkeit ganz isolirt aus dem Thale. Auf dem hohen Berge stehend schaut man staunend die umliegenden weit hervorragenden Berggipfel an, und beugt ehrfurchtsvoll der unerreichbar großen, der allmächtigen, furchtbar schönen Natur seine Knie. — Gemach geht es

den

den Berg hinab, zuweilen auch wieder einen kleinen Bergrükken hinan; der Abend ist heiter und schön; die Scene wird hie und da freundlicher, die grünenden Alpen senken sich sanft herab, und liegen den glänzenden Schneebergen gleichsam anbetend zu Füßen. Die überaus schöne, ganz aus behauenen Steinen gebaute Brükke über die zwischen den Felsstücken hinströmende Sihl überrascht hier sehr angenehm, und bietet eine mahlerische Landschaft dar. Die schönen Häuser am Wege, deren Wände mit Ziegeln bekleidet sind, verkünden die Nähe des prachtvollen Klosters, das im tiefen Thale, in einer wilden Gegend, von düsteren, waldigten und schroffen Bergen halb umschlossen, seine beiden schönen Thürme stolz empor steigen läßt, und hier, wo die Menschenhand nirgends sonst sichtbar ist, eine ganz sonderbare Wirkung thut. Die Lebhaftigkeit auf der Landstraße kündigte uns einen festlichen Tag an. Bald standen wir vor dem prächtigen Tempel, der im J. 1719 mit mehr Aufwand als Geschmack erbaut wurde. Nicht der heilige Meinrad allein, sondern auch Benno, ein reicher Mann, der im 10ten Jahrhundert sich hier niederließ, und aus der Wildniß einen Wohnort für Menschen schuf, ist als Urhe-

der dieses berühmten Wallfahrtsortes zu betrachten. Von ihm hat das Dorf Bennau seinen Nahmen und Ursprung. Der Franke Eberhardt baute gegen die Mitte des 10ten Jahrhunderts das Kloster, und führte den Benediktiner=Orden ein, war also der erste Abt des Klosters. Kaiser Otto that viel zur Bereicherung desselben. Er schenkte ihm Güter disseit und jenseit des Zürcher=Sees: Uffnau, Pfeffikon, Meilen und Urikon. — Die religiösen Possen, die hier so ausschweifend als irgendwo getrieben werden, fallen desto stärker auf, und erregen um so größeren Unwillen, je mehr man mit der Geschichte der Zeit bekannt ist, da der eben so weise als freimüthige und muthvolle Zwingli sein Licht leuchten ließ. Hier verkündigte er zuerst 2 Jahre lang mit seinem trefflichen Gehülfen Leo Judä die Wahrheiten, welche die Menschen von dem hierarchischen Joche frei machen konnten. Hier leuchtete also einst das Licht der reineren Religion in vollem Glanze. Wer kann nun ohne Wehmuth hier den Thron des Aberglaubens und Gewissenszwanges noch so unerschütterlich fest stehen sehen? — Begierig drängte sich alles bis in die späte Nacht der Kapelle zu, worin die Maria verehrt wird. Das sinnlose Gemurmel in der

düste=

düsteren Kapelle, der matte Schein der Lampen in der dunstreichen Finsterniß (ein treffliches Symbol des ehemals hier aufgegangenen Lichtes, das die Finsterniß des Aberglaubens und der Unwissenheit nicht gänzlich zu durchbrechen vermochte) erfüllen den, der es mit der Menschheit redlich meint, mit Wehmuth. Die Kirche ist mit Gemählden, Altären und Orgeln, Statüen und Heiligenbildern so überladen, daß man sie nicht schön nennen kann. Vor der Kirche liegt der kleine Flekken ausgebreitet. Seine größtentheils armseligen Häuser stechen sehr gegen die prächtige Kirche und die Klostergebäude ab. Das Herzuströmen der frommen Pilger und neugieriger Fremden scheint die Einwohner träge und üppig gemacht zu haben. Alles treibt Handel, wäre es auch nur mit Gebetbüchern und Rosenkränzen. Rund umher ist keine Spur von Ackerbau, und auch nur sehr wenig Gartenbau. — Das Kloster selbst ist regelmäßig, einfach und schön gebaut. Die Gastzimmer sind sehr gut eingerichtet, und es giebt deren wohl 18 bis 20. Hie und da findet man darin ein gutes Gemählde. Wir sahen hier ungefähr 24 junge Leute, die im Kloster erzogen und unterrichtet werden, darunter auch 2 Söhne der berühmten Frau von la Roche. Der

Con=

Conventualen giebt es etwa 70. — Der Schatz des Klosters ist bedeutend, am meisten für christkatholische Seelen. Sie müssen sich an dem Anblikke des Dorns aus der Krone Christi, an dem Splitter vom heiligen Kreuze, der in einer Fluth von Silber ersäuft ist, an den Leibern der beiden Kinder, welche in dem Herodianischen Kindermorde die ersten Märtirer wurden, und dafür gar stattlich ausgeschmückt sind, mit Kleidern, die freilich weder in jener Zeit noch in irgend einer andern bei den Juden Mode waren; an den heiligen Knochen des Meinhard, des Mauritius und so vieler anderer Heiligen; an den silbernen Büsten der Apostel, an den Geschenken, welche ächt-katholische Christen der Kirche verehrten, und an den prächtig gestickten Meßgewändern von Lyon und Mailand höchlich ergötzen; es muß für sie ein herzerhebender Anblick seyn, wenn ihnen der Pater Kastellan oder Schatzmeister die prächtige Monstranz, mit Edelgesteinen gespickt, deren Aechtheit nur beim Schein von 50 Lichtern untersucht werden darf, so feierlich vor die Augen bringt, oder wenn er ihnen die kostbaren Geschenke vorweiset, welche die Frömmigkeit der alten Markgrafen von Baden dem Kloster verehrte. Zwei Monstranzen

von großem Werth verdienen Aufmerksamkeit. In der größten bewundert man einen Krystall, auf welchem Christus am Kreuze eingeschnitten ist. Noch mehr Bewunderung verdient, wegen seiner schönen Zeichnung, ein 2 Schuh hohes Crucifix von Elfenbein. Doch das Beste sind einige kleinere Gemählde in den Schränken, und unter diesen eine von 2 Mönchen angebetete Madonna. Es ist immer interessant, solch einen Schatz zu sehen, den der Unsinn, die Schwärmerei, die Heuchelei und die verkehrte Frömmigkeit der treuherzigen oder einfältigen Vorfahren in manchem finsteren Jahrhundert zusammen häufte; weil dieser Anblick eine so innige und seligmachende Zufriedenheit mit dem Zeitalter, worin man selbst lebt, in dem Herzen weckt, und die Ueberzeugung so mächtig stärkt, daß die Welt besser werde, daß die Aufklärung im Fortschreiten sei, und daß es auch da schon, zum wenigsten stark dämmere, wo noch vor kurzer Zeit dikke Finsterniß herrschte. — Der Pater Bibliothekar gehörte schon nicht mehr in dieß Kloster, wenn er gleich, vielleicht vorzüglich wegen der Anwesenheit des Pater Küchenmeisters (der billig in jedem Kloster zu den ersten Personen gezählt wird, maßen nach dem eingeführten klösterlichen

Sub=

Subordinationssystem die Seele dem Magen untergeordnet ist) sich den Schein gab, als gehöre er auch hinein. Er schien sich zu freuen, daß er einmahl Gelegenheit hatte, eine nicht klostermäßige Unterredung führen zu können, und war ausserordentlich dienstwillig. Die Bibliothek ist zahlreich, und wenn gleich, wie alle Klosterbibliotheken, sehr einseitig, doch in ihrer Art ganz brauchbar. Wenn auch nicht die Magdeburgischen Centurien zu finden waren, so fehlten doch des Baronius Annalen nicht, und neben einem deutschen corpulenten Missale von sehr altem Datum, das hie und da durch die inbrünstigen Küsse des Messelesenden Priesters sehr verblichen war, gab's doch auch einen sehr guten Codex der Vulgata aus dem 8ten Jahrhundert. Es versteht sich von selbst, daß die Benediktiner-Ausgaben der Kirchenväter nicht fehlten, und daß das Legenden-Fach sehr gut besetzt war; aber daneben standen doch auch manche gute historische Werke: die allgemeine Welthistorie, die Müllersche Schweizergeschichte, die Scriptores Byzantini, und einige andere der Art. Und sogar neuere Schriften, welche eben nicht geeignet sind, die klösterliche Engbrüstigkeit zu erhalten und zu vermehren, vielmehr sehr erleichternd und stärkend

für Geist und Herz sind, waren angeschafft, als z. B. Friedrichs des Großen Werke, Hottingers Leben Geßners, L. Meisters Schriften u. dgl. m. — Auch ein Kabinet von seltenen Kupferstichen ist hier zu finden, von dem es nur zu bedauern ist, daß man zu wenig Sorge darauf verwendet, es zu erhalten, indem man nicht einmahl die besten Stücke unter Glas bringt. — Der jetzige Fürst ist ein gutmüthiger und biederer Greis, der allgemein geliebt und geschätzt wird. — Die Gegend, durch welche man nach Zürich zurückgeht, ist und bleibt wild und einförmig bis an das Ufer des Sees. Der Weg ist zum Theil äusserst beschwerlich, mit Steinen besäet, abschüssig und enge; die Dörfer sind armselig und selten, das Vieh mager und klein. Um 1 Uhr Mittags waren wir an dem See und in Richtensweil, einem überaus schönen Flekken in einer reizenden Gegend. Der Handel nach Italien, und die Andacht, haben wohl hauptsächlich die auffallende Wohlhabenheit der Einwohner dieses Flekkens bewirkt. Wir gingen sodann bis Wädenschweil am See fort. Hier schifften wir uns ein, und fuhren bei hellem Sonnenschein ab, mußten aber nach einer Stunde vor dem sich erhebenden Sturme nach Horgen flüchten.

ten. Die unermüdete Thätigkeit unserer Schiffleute brachte uns in einer Stunde nach Thalweil, von wo aus wir in $1\frac{1}{2}$ Stunden nach Zürich wanderten.

Das Kabinet der Züricher physikalischen Gesellschaft, und darin besonders das Relief vom Kanton Zürich, welches der Zunftsekkelmeister Usteri nach dem Muster des Pfyfferschen gemacht hat, verdient gesehen zu werden. Der Lägerberg, welcher der Anfang des Jura-Gebürges ist, tritt im Züricher-Gebiet, welches dieses Relief einzig darstellt, mit seinem überaus scharfen Grat, der an einigen Orten so schmahl wird, daß kaum ein Mensch darauf einhergehen kann, ohne in Gefahr zu kommen, nebst dem, auf seinem felsigten Vorgebürge liegenden Städtchen Regensberg, ganz vorzüglich hervor. Die große Bergkette, deren Anfang er ist, zieht sich hernach durch die Grafschaft Baden, die Kantons Bern, Solothurnn, Basel und die Grafschaft Neuburg bis in die Grafschaft Burgund hinein, und ist an vielen Orten sehr rauh. Winterthur mit seinen Environs ist schon auf diesem Relief dargestellt, aber Zürich mit seinem See fehlt noch. Der Lauf der Töß, und des Glattflusses, der Katzen- und Greifensee mit ihren Umgegenden sind da, und die Hochwachten sind, nebst allen beträcht-

lichen, in diesem Theile des Züricher Gebiets zerstreut liegenden Häusern, genau angezeigt. Sehr gut unterscheidet man die mit Reben bepflanzten Berge von den waldigten, die Matten (Anger) von den Getreidefeldern, und die verschiedenen Distriete von einander, und sehr genau sind die Wege von einem Orte zum andern angezeigt. Der Verfasser ist jezt mit der Abbildung des Züricher-Sees, die er beinahe vollendet hat, beschäftigt. — Der Mahler Heß gehört zu den merkwürdigsten Künstlern Zürich's und der Schweiz überhaupt. Er ist eigentlich ein Metzger, weiß auch sein Handwerk noch immer mit der Kunst zu vereinigen, und bekleidet noch dabei die Stelle eines Zunftschreibers. Ein Künstler von bewundernswürdigem Talent, das sich schon früh auszeichnete, und von einer überaus achtungswerthen Bescheidenheit und Gefälligkeit. Seine größte Stärke ist die Landschaftsmahlerei, und man muß in seinen Landschaften vorzüglich die große Kunst bewundern, mit der er das kristallhelle Wasser, woran die Schweiz so reich ist, und das ihre Seen, Bäche und Flüsse so interessant macht, darzustellen weiß. Man glaubt im Gemählde eben so gut durch das spiegelhelle Wasser auf den Grund zu blikken, als man es in der Natur kann, so täuschend ist des

Künst-

Künstlers Nachbildung. Nicht weniger bewunderns-werth ist die Darstellung der hohen Alpen in seinen Gemählden, wie der dichte Nebel sich an ihrem Gipfel hinaufzieht, und ihn halb verschleiert, oder wie ihre Gipfel und Abhänge mit einer leichten Dekke von Schnee überzogen sind. Die vielen Reisen in die gebürgigte Schweiz, wozu ihn sein Handwerk nöthigte, entwikkelten vorzüglich sein Genie, und er hat sich in kurzer Zeit einen sehr bedeutenden Rang unter den Künstlern seines Vaterlandes erworben. Seine Arbeiten werden in England geschätzt, und gehen häufig dorthin. Er macht selten Compositionen; die meisten seiner Stükke stellen wirkliche Ansichten und Prospekte dar, und darum ist es besonders für Reisende, die bereits eine Bergreise gemacht haben, überaus interessant, sein kleines Kabinet zu sehen.

Der Geißberg erhebt sich dicht hinter der Stadt sehr sanft. Auf seiner Spitze steht ein Wachthaus, und man hat eine treffliche Aussicht. Von der einen Seite sieht man über die Stadt und den See, erblickt den Albis und den sich darüber erhebenden Rigi, den Haggen und die Schneeberge; von der andern das schöne Sihlfeld, verfolgt die Limmat, die sich durch die Ebene hindurch

 schlän-

schlängelt, und ganz fern von der untergehenden Sonne erleuchtet wird, so daß sie Spiegelglanz erhält, und blickt in die beiden großen fruchtreichen Ebenen hinein, welche der Höngker Berg trennt, und an dessen Abhange das zerstreute Dorf mit seinem schönen Kirchthurme so mahlerisch liegt. Albisrieden erscheint in der Dämmerung, welche der Uetli über das Thal verbreitet, und der Katzensee glänzt fernher gleich einem großen Metallspiegel. Der untere Theil des Berges ist trefflich mit Reben bepflanzt, der mittlere dient zur Viehweide, der Gipfel ist mit einem schönen Fichtenwalde umkränzt, in welchem es herrliche Partieen giebt. — Der Weg auf den Berg geht durch Ober-Straß, ein sehr zerstreut liegendes Dorf, das bis an die Stadt reicht, und viel arme Bewohner hat, aber auch manche sehr wohlhabende, denn die Nähe der Stadt verschafft großen Gewinn. Mancher Bauer hat hier 100, auch 150 Bekken mit Milch stehen. Um einmahl Roggenbrot zu essen, wäre es schon der Mühe werth, den Ort zu besuchen; in der Stadt sucht man's vergeblich. Merkwürdig ist es, daß die Jünglinge und Mädchen in diesem Dorfe alle Sonntage nach dem Gottesdienst eine Uebung in der Vokal- und

Instrumental-Musik in der Kirche anstellen; eine Anstalt, die man selbst in der Stadt vergeblich sucht.

Der 21. August. Der Abend dieses Tages war festlich für die Zürcher, denn es zogen in kleineren und größeren Schaaren die Landleute bewaffnet herbei, um sich zu einem großen Manövre für den folgenden Tag vorzubereiten. Zürich sah auf einmahl einer Stadt ähnlich, in welche siegreiche Krieger mit Jubel einziehen, und statt der Stille, welche sonst gegen 8 Uhr in allen Straßen herrscht, hörte man dießmahl überall lauten Jubel. Alles strömte dem Platze zu, um die Väter, die Brüder, die Vettern in kriegerischer Rüstung sich auf den Pferden herumtummeln zu sehen, denn hier war der Sammelplatz der Dragoner, welche Vorübungen anstellten, und sich besonders im Schwenken übten. Die Dragoner sind größtentheils Gastwirthe und Müller, weil diese Reitpferde zu halten pflegen. Man mußte die Geschicklichkeit der Reuter, und die Güte der Pferde bewundern. An anderen Orten hatte sich die Infanterie, die Artillerie und das Jägercorps versammelt, alle sehr wohl gekleidet, aber größtentheils kleine unansehnliche Menschen. Die Uebungen dauerten

bis Abends 8 Uhr, worauf die Landleute in die Zunfthäuser vertheilt wurden, um dort zu schlafen.

Vor Sonnenaufgang schon war alles gerüstet und versammelt. Aber es dauerte lange, ehe der ganze Haufe geordnet war, und erst gegen 9 Uhr langte alles auf dem Kampfplatze, 1 Stunde von der Stadt, an. Das ganze Heer, das sich in ein Off = und Defensiv = Corps vertheilte, bestand etwa aus 800 Mann, und die Regierung hatte 600 Gulden, die militärische Gesellschaft aus ihrer Kasse das übrige zur Bestreitung der Unkosten, so wie einen Theil der Waffen und 5 Kanonen hergegeben. Das Feuer war lebhaft, das Manövre gut geordnet und ausgeführt; ein frugales Mahl wurde den ermüdeten Kriegern, welche um 11 Uhr aus dem hitzigen Kampfe kamen, und nun campirten, von den gnädigen Herren gereicht: Fleisch, Brot und Wein, aber leider nicht quantum satis. Man mehrte recht geflissentlich die Beschwerlichkeiten, vielleicht um die Krieger daran zu gewöhnen, denn wäre man um 4 Uhr, da alles schon bereit war, ausmarschirt, so war der Kampf noch vor der brennenden Mittagshitze geendet.

Der 29 August. Dieser Tag ist ein allgemeiner Festtag für die Bürger von Zürich, und

be=

besonders für die Jugend. Das sogenannte Knabenschießen wird nehmlich an diesem Tage, unter obrigkeitlicher Aufsicht, angestellt. Morgens um sieben Uhr wandert jeder Vater, mit seinem Knaben an der Hand, nach dem Platze, wo zwei Zelte und zwei Schießhäuser aufgerichtet sind. Nach zwei in mäßiger Entfernung aufgehängten Scheiben wird geschossen. Jeder Vater giebt seinem Sohne die nöthige Anweisung, oder schießt auch wohl, wenn der Knabe noch zu klein ist, für ihn. Auch der, welcher die Scheibe nicht traf, bekommt eine Gabe, welche in einer, an blau und weißen seidenen Bändern hängenden Silbermünze, 4 Batzen an Werth, besteht. Auf der größeren, 10 Batzen werthen, steht: gloria in excelsis Deo. Die größte, welche dem zu Theil wird, der ins Schwarze trifft, hat den Werth eines Laubthalers, und hängt an einer kleinen silbernen Kette. Wer geschossen hat, geht in's Schützenhaus, und ißt Bratwurst. Alles sitzt hier an langen Tischen durcheinander: Väter, Mütter, Kinderwärterinnen, Knaben und Mädchen, Herren und Diener, Regierende und Unterthanen. Auch die Waisen- und Landkinder sind nicht ausgeschlossen; doch wird leider auch hierbei dem Sohn des Bürgers ein Vorzug eingeräumt, und also schon

früh der Seele des Knaben vom Lande eine gewisse Abneigung gegen die städtische Regierung eingeflößt, die dann durch nichts zu vertilgen ist, und leicht Stäfensche Auftritte veranlaßt. Es macht dagegen der Regierung viel Ehre, daß sie eine so beträchtliche Summe jährlich zum Nutzen und Vergnügen der Jugend aufwendet. Nach dem Schießen stechen die kleinen Knaben, die zum Theil noch auf dem Arme getragen werden, mit einem kleinen Spieße in einen Ring, den eine hölzerne Figur in der Hand hält. Sie sind zu dem Ende alle mit Spießen, von deren Spitzen seidene Bänder herabflattern, versehen. Jeder bekommt die kleinste Münze. Der ganze Tag ist ein Tag der Freude für Junge und Alte. Jene sammeln sich in kleinen Haufen, und feuern tapfer aus den kleinen Kanonen und Gewehren am Ufer des Sees, da, wo der Wiederschall am stärksten ist. Aehnliche Geschenke werden auf dem Lande unter die Knaben, welche sich im Bogenschießen üben, ausgetheilt. — Am folgenden Tage haben die Studenten ihr sogenanntes Schießen. Hier giebt es sehr beträchtliche Gaben, bis zu einer Caroline hinauf. Hiermit endigen sich die, den Sommer, und besonders die sechs wöchentlichen Ferien hindurch

an-

angestellten militärischen Uebungen der Studenten, welche förmlich von der Obrigkeit anbefohlen werden. Es ist also möglichst dafür gesorgt, den kriegerischen Geist, der die Schweizer ehemals so furchtbar und mächtig machte, und dem sie die Freiheit, bei der sie jetzt so glücklich sind, verdanken, in den Herzen der jungen Bürger zu wecken und zu nähren. Dennoch machen weder diese Uebungen, noch überhaupt die Erhaltung einer kleinen stehenden Mannschaft zu große Ausgaben nöthig. Der Züricher Bürger wird daher auch keinesweges um der Miliz willen gedrückt oder in Kosten gesetzt. Das Korps von 106 Mann, welches der Staat zu halten genöthigt ist, wenn Sicherheit und Ordnung, ohne Belästigung des Bürgers, erhalten werden soll, kostet jeden Bürger jährlich nur Einen Gulden. Die Obrigkeit muß daher noch einen beträchtlichen Zuschuß thun.

An wenigen Orten möcht' es wohl das Jahr hindurch so viele öffentliche Orationen geben, als es in Zürich giebt, und dennoch findet man vielleicht in wenig Städten von der Größe und Bedeutung, welche Zürich hat, eine so geringe Anzahl von wirklichen Rednern, und überhaupt so wenig Rednertalent. Es hat zum Theil in dem

Dialekt seinen Grund, größtentheils aber in dem Mangel an guter Anleitung zum Reden. Es ist daher sehr unangenehm, einen Züricher seine Meinung sagen zu hören, wenn nach löblicher republikanischer Weise in einer gelehrten Gesellschaft, oder bei einer öffentlichen Zusammenkunft anderer Art ein jeder namentlich aufgerufen, und um seine Meinung befragt wird. Wären bei einer solchen Gelegenheit nicht die Meisten zu bescheiden oder zu schüchtern, ihre Meinung zu sagen, oder träte nicht bei sehr vielen der Fall ein, daß sie gar keine Meinung haben, so würde man jedesmahl in dem schlimmen Falle seyn, 5 bis 6 Stunden hinter einander zu sitzen, denn selbst die Anrede abgerechnet, zu welcher einer, der nach Züricher Weise langsam und mit Pausen spricht, wenigstens 2 Minuten Zeit gebraucht, würde es immer eine Viertelstunde dauern, ehe die Meinung glücklich heraus gewunden wäre.

Die sehr ansehnlichen Einkünfte, welche das Chorherren-Stift zum großen Münster der Freigebigkeit Kaiser Karls des Großen, und einiger seiner Nachfolger verdankt, haben den Gebrauch eingeführt, daß das Namensfest dieses Kaisers durch eine Rede gefeiert wird. Auch zum Andenken der

alten

alten Stadtpatronen St. Felix, Regula und Exupranz, desgleichen an den hohen christlichen Festtagen, bei Beförderungen u. s. w. werden lateinische Reden von der Gesellschaft der Gelehrten gehalten. Ferner werden die Ferien mit einer Rede angekündigt und beschlossen, und in jeder Woche derselben wird eine Rede gehalten, der vielen Inaugural-Reden nicht zu gedenken, welche die Professoren halten müssen.

Kyburg. Sehr beschwerlich ist zwar der Weg zu diesem Orte, der beträchtlich höher liegt, als irgend ein Ort des Kantons, selbst Regensberg nicht ausgenommen; aber es lohnt doch vollkommen der Mühe, diesen Flecken zu besuchen, hätte er auch nichts anders, als seine schöne Aussicht. Man muß zuerst den Züricher Berg ersteigen, dann geht es durch ein romantisches Gehölz, in welchem feierliche Stille und dichter Schatten herrscht, und nur ein sanft rieselnder Bach die Stille unterbricht, jäh in's tiefe Thal hinab, aus welchem man nach und nach wieder empor steigt, und nun sieht man eine schön bebaute Ebene vor sich, in deren Mitte das große Dorf Dübendorf sich weit ausbreitet. Alles war geschäftig, die großen Rüben, mit welchen hier, gleich nach der Aernte, das

leere

leere Feld bebaut wird, zu behakken, und da, wo sie zu dicht standen, sie auszureissen. Weiterhin überrascht der Anblick eines Riedes (Bruches) von sehr großer Ausdehnung, in welchem 20 bis 30 Hütten zur Bedekkung des ausgegrabenen Torfes aufgerichtet waren. Man glaubt ein Hottentottisches oder Indianisches Dorf vor sich zu sehen. Je näher man Kyburg kömmt, desto zahlreicher werden die kleineren und größeren Anhöhen, die man zu ersteigen hat, und desto häufiger sieht man Haferfelder, mit deren Abmähung die Landleute eben beschäftigt waren. Die weiten, sackartigen Hosen, welche mit den Strümpfen zusammenhängen, sind hier allgemein, und geben den Männern ein sehr ungeschicktes Ansehen. Die Dörfer sind ärmlich, die Wirthshäuser groß und schön. Der Glattfluß strömte schnell über eine herrliche Wiese hin, die er überschwemmt hatte; er ist überaus fischreich, kommt aus dem nahen Greifensee, dessen Spiegel man weiterhin von den höher liegenden Feldern in schönem Prospect erblickt, und ergießt sich in den Rhein unterhalb dem Dorfe Glattfeld. Die Aale dieses Flusses sind ganz vorzüglich, daher man ihnen sogar die Ehre erzeigt, sie bis nach Ulm, ja von da in Fischkasten leben-

dig

dig bis nach Wien zu führen. Sonderbar genug hatten zu Friedrichs von Oesterreich Zeiten, im 14ten Jahrhundert, die Chorherren beim großen Münster allein das Recht, in diesem Flusse zu fischen. — Die ehemalige Grafschaft Kyburg ist jetzt die wichtigste Landvogtei im Kanton Zürich, 12 Stunden lang, und 14 breit. Die Zeit der Erbauung des Schlosses ist ungewiß, sie reicht zum wenigsten bis in's 9te Jahrhundert hinauf. Die männliche Linie der Grafen von Kyburg erlosch im J. 1264, und nun kam das Land an Rudolph von Habsburg, nachmaligen Kaiser. Durch Verpfändung fiel es hernach Zürich zu. Die Grafschaft hat ihre eigenen Gesetze, und ein eigenes Gericht. Sehr feierlich wird hier das Endurtheil über einen Verbrecher unter einer Linde, mitten im Flekken, durch das Grafschaftsgericht gefällt, welches aus dem Landvogt, den Landschreibern, Untervögten, Weibeln und Grafschafts-Fürsprechern besteht. Ueberdieß werden dazu noch 24 Landrichter berufen. Hier geschieht dann zuerst die Anklage des Verbrechers durch den Landschreiber, und seine Vertheidigung durch den Fürsprecher. Darauf treten die Landrichter seitwärts, und fällen das Urtheil. Der Landvogt, der hier einen klei-

nen

nen Fürsten vorstellt, hat mit dem Könige von England gleiches Vorrecht, nehmlich das, zu begnadigen. Aber aller dieser und mancher anderer Vorzüge und Rechte ungeachtet hat die Grafschaft größtentheils arme Einwohner. Dieß verkündigen schon die Häuser des Flekkens Kyburg; sie sind äusserst klein und ärmlich aus Balken zusammengesetzt; das Schindeldach wird mit großen Steinen beschwert. Dennoch sind nicht selten 3 Familien in Einem solchen Hause beisammen, denn die Bevölkerung ist sehr groß. Der Ort wäre daher eines Besuches nicht werth, besonders da er ganz abwärts von der Landstraße nach Winterthur liegt, und in einer größtentheils wilden Gegend, welche an dichten Waldungen, schauerlichen Tobeln [jähen Abschüssen] und sumpfigten Wiesen reich ist; wenn er nicht eine so überaus reizende Aussicht darböte, besonders von dem alten Thurm des Schlosses. Hier beherrscht man eine unbegrenzte Fläche in einem Umkreise von seltener Größe; man mag in das tiefe Thal, das dem Thurm zu Füßen liegt, und hie und da eine Sennhütte enthält, oder weiter hinaus auf die Hügel, Felder und Berge hin blikken, so herrscht überall die reizendste Mannigfaltigkeit. Das Thal erhält durch die zerstreuten

ten Wohnungen, durch das helle Grün seiner Matten, und durch den Fluß Töß, der in sanftem Getöse sich durch dasselbe hinschlängelt, Leben und Mannigfaltigkeit. Drüber hin ragen die schönen Ruinen des Schlosses Mörsburg auf einem steilen Felsen hervor: hinter diesen erhebt der Lägerberg sein waldigtes Haupt, und an seinem Abhange erscheint malerisch schön das Städtchen Regensberg. Im Hintergrunde zeigt sich die lange Kette des Jura-Gebürges, welche hier den Horizont schließt. Jetzt wendet man sich auf die Mittagsseite, und hier sieht man, sogar mit unbewaffnetem Auge, über die Ebenen des Kantons Schaffhausen und des Thurgaus hinweg, in Schwaben hinein. Hohentwiel, Hohenstauffen und Fürstenberg treten hervor, indeß im Vordergrunde Ober-Winterthur mit seinem niedlichen Thürmchen, und mehr zur Seite verschiedene andere schöne Dörfer sich zeigen. Man darf nur eine kleine Strekke vom Flecken sich entfernen, und einen nahen Hügel besteigen, um durch eine noch größere Aussicht entzückt zu werden. Bei heiterem Wetter übersieht man hier die ehrwürdige Reihe der Appenzeller, Glarner, Unterwaldner und Berner Schneegebürge; der hohe Camor führt sie an, der schöne Rigi be-

schließt sie. Im Vorgrunde glänzen die Spiegel des Greiffensees und Pfeffikon-Sees aus dem heiteren Grün der Wiesen hervor, und Illnau ziert mit seinen hübschen Thürmen, und der, im neuen weißen Gewande prangenden Kirche das nahe Thal. Ueber die näheren waldigten Anhöhen erhebt stolz sein dunkelgrünes Haupt der Uetliberg, und der freundlichere Albis leuchtet mit seinen hellgelben Saaten in weiter Ferne. Das alte Kyburger Schloß selbst, das kühn an einen schroffen Abhang hingebaut, und von der einen Seite mit einem tiefen Graben, der aber jetzt zu einem Kohlgarten gemacht worden, versehen ist, enthält einen großen Saal, der mit den Porträts aller der Landvögte, die jemahls hier ihre 6 jährige Residenz hatten, decorirt ist. Die Verschiedenheit der Trachten und der Gesichter ist sehr unterhaltend. Ganz einfach, ohne allen Schmuck, mit entblößtem Halse, und einer kleinen bescheidenen Mütze traten die ältesten Landvögte unter das Volk. Die späteren ließen den Bart zu einer ehrwürdigen Länge heranwachsen, und zierten den Hals mit einem kleinen spanischen Kragen. Dann erscheinen wieder einige in der prachtvollen Rüstung, das Haar kunstlos in Lokken herabhängend. Weiterhin schmükken Ringe

die

die Finger, und vorzüglich die Däume der gnädigen Herren, und große lockenreiche Perücken zieren das sorgenvolle Haupt. Die Kragen werden größer und faltenreicher, die Gewänder köstlicher. Die spätesten hängen in einfacher bürgerlicher Kleidung, ohne Kragen und Mantel, da, das eigene Haar künstlich in Lokken geschlagen. Auffallend ist es, daß einige der älteren statt des Ringkragens nur den jetzt noch in Deutschland und bei den Züricher Bürgern, wenn sie im Sonntagsstaat erscheinen, üblichen kleineren Kragen erscheinen. Die Ursach ist sehr sonderbar: sie hatten nicht das Glück, während ihrer Regierung einen Menschen zum Tode zu verurtheilen, darum ward ihnen der richterliche Schmuck nicht zu Theil. Die Zusammenkunft der Untervögte, Landrichter, Weibel u. s. w. hat den sehr üblen Gebrauch eingeführt, daß der Tag, an dem über einen Menschen das schreckliche Todesurtheil gesprochen worden ist, mit einem festlichen Schmause beschlossen wird. Eben so giebt es auch an dem Tage im Jahre, welcher zur Rechnungsabnahme bestimmt ist, einen solchen Schmaus, und leider herrscht bei diesen Schmausereien, sogar durch die Kraft des Gesetzes, die größte Ueppigkeit. Der Eindruck, den das Volk jedes

Jahr dadurch erhält, kann um so weniger für die Regierung vortheilhaft seyn, da ein jeder, auch der Aermere, zu diesem Schmause einen Beitrag geben muß, und dieser Beitrag nicht selten durch unvernünftige Untervögte mit großem Ungestüm beigetrieben wird. Eine Art von Zeughaus im Schlosse überraschte uns; 200 schöne Flinten standen in zierlicher Ordnung da; 4 Kanonen waren aufgepflanzt, und ein ziemlicher Vorrath von Kugeln, Pulver und Blei, samt allen übrigen Kriegsbedürfnissen, fehlte auch nicht. Einige unbedeutende Antiquitäten: Spieße, Flinten, Rüstungen und Hellebarden, waren da auch zu sehen.

Eine Wanderung nach Zug, Lucern, Unterwalden, Lauterbrünn, Grindelwald, Thun, Bern und Basel.

Um 5 Uhr Abends wurde der Wanderstab ergriffen, und mit Sonnenuntergang waren wir auf der Spitze des Albis. Nur der letzte Theil dieser Reise, welcher ein halbstündiges Klettern ist, wurde sehr beschwerlich; die herrliche Aussicht entschädigte aber reichlich für alle Mühseligkeiten.

Lange mußten wir auf's Abendbrot warten, das dann, nach der sehr üblen Manier der Schweizer Gastwirthe, aus 10 Schüsseln bestand, und zur Unmäßigkeit verleitete. Das Nachtlager paßte nicht zu diesem glänzenden Mahle. Morgens um 4 Uhr wurde die Spitze des Berges erstiegen, und bei der Hochwacht im wohlthätigen Strahl der aufgehenden Sonne ausgeruht. Wenn gleich der dichte Nebel, welcher den ganzen Erdstrich, der vor unseren Augen ausgebreitet da lag, wie mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckte, uns einen großen Theil der vortrefflichen Aussicht raubte, so war doch das, was uns übrig blieb, und selbst der Anblick des mit Nebel überdeckten Sees, schon dieser Mühe werth. Der Anblick des Züricher Sees auf der einen, des Zuger auf der anderen Seite, der Blick ins Thal, das mit seinen Wiesen, Getreidefeldern, Wäldern und Hügeln in so reizender Mannigfaltigkeit sich unsern Blicken nach und nach entfaltete; der goldne Saum, der sich über die Glarner und Berner Schneeberge ausbreitete, indem die Sonne triumphirend durch den Nebel drang, und endlich der Platz selbst, auf dem wir standen, der uns so sinnlich lebhaft an die muthvolle Einigkeit der Eidgenossen bei Krie-

gesgefahr, an die innige Verbindung von 13, durch Regierungsform, Cultur, Sprache und Religion so unendlich verschiedenen Staaten, erinnerte, und endlich der Gedanke, daß in diesem kleinen Lande, welches Jahrhunderte hindurch die blutigsten Scenen sich erneuern sahe, indem es seine Freiheit männlich behauptete, jetzt schon seit einem so langen Zeitraume tiefer Friede herrsche, indeß rund umher das Kriegsgeschrei nun schon so manches schreckenvolle Jahr hindurch gehört wurde: alle diese sich aufdrängenden Gedanken brachten ein so lebhaftes Gefühl der gegenwärtigen Glückseligkeit in mir hervor, daß mir dieß Plätzchen ein Paradies zu seyn schien, und ich es mit einer Art von Rührung verließ. Indem wir hinabstiegen, traten wir in eine wilde, waldigte Gegend, und hatten nun den Vorschmack von dem, was wir zu erwarten hatten, wenn wir in die Gebürge kommen würden. Hier schon ertönte das frohe Geschrei der Hirten, hier schon hörten wir einen Versuch vom Kuhreigen, dessen Wiederschall im tiefen Thal, die Seele auf eine unwiderstehliche Art zur Freude stimmt. Vom Fuße des Albis bis an die Ufer des Zuger Sees war unsere Wanderung einem leichten und angenehmen Spaziergange durch

Wie-

Wiesen, Wald und Thal, durch Gärten und Frucht-felder gleich, und keine Beschwerde, kein unangenehmes Gefühl störte uns in dem Genuß, den uns die schöne Natur überall darbot. Gegen Mittag kamen wir in Zug an. Diese kleine, kürzlich einem großen Theile nach wieder erstandene Stadt (eine große Feuersbrunst legte vor wenigen Jahren einen großen Theil derselben in die Asche) liegt am Fuße des ziemlich hohen Zuger Berges, und nahe an dem kleinen angenehmen See, dem sie den Nahmen giebt. Sie ist in den demokratischen Kantonen die einzige, welche mit einer Mauer umgeben ist. Auf dem Wege von Zürich nach Zug kommt man durch das schöne Dorf Kappel, welches die Schlacht, in welcher der edle Zwingli sein Leben verlohr, in der Geschichte verewigt hat. Als die katholischen Kantone im Weinmonat des Jahres 1531, nach mehreren fruchtlosen Unterhandlungen, den Protestantischen den Krieg angekündigt hatten, zogen sie bei Zug ihr verbündetes Heer zusammen, und schon war es bis auf 8000 Mann herangewachsen, als man in Zürich noch immer unschlüssig war, ob man das Stadtpanier solle wegziehen lassen, oder nicht, und am Ende zog ein Haufen von 700

Mann, den Zwingli, auf Befehl des Raths, als Feldprediger begleitete, gegen das katholische Heer. Bei Kappel bestand doch das Züricher Heer aus 2000 Mann, aber die meisten waren ermüdet, oder unzufrieden über den Auszug. So gelang es denn den Katholiken, in die Züricher, welche 2 Stunden lang tapferen Widerstand thaten, einzubrechen, und ihre Schlachtordnung zu trennen. Dieß zog eine fast allgemeine Flucht des protestantischen Heeres nach sich, welches nun bis in die Nacht von den Siegern verfolgt wurde. Unter dem Haufen der Erschlagenen lag auch Zwingli. Von einem Steinwurf hingestreckt, hatte er sich wieder aufgerafft, und auf den Knieen rief er: den Leib können sie tödten, doch nicht die Seele. Dann fiel er rücklings mit gefalteten Händen und gen Himmel gerichteten Augen. Die Feinde boten ihm einen Beichtvater an, aber er schlug ihn durch Kopfschütteln aus, und diese Hartnäckigkeit brachte den Hauptmann Jukinger von Unterwalden so in Zorn, daß er dem Sterbenden einen Stich in den Hals gab, worauf er bald verschied. — Die Kapuziner haben sich in Zug einen trefflichen Wohnplatz auf einem hohen Berge gewählt, von dem man eine unbegrenzte Aussicht hat. Diese

ist

ist es werth, daß man zu ihnen hinaufsteigt; ihr Kloster nicht, denn dieß ist finster und schmutzig, ohne alle Merkwürdigkeit. Doch haben sie noch eine ziemlich gute Bibliothek. Wenigstens muß man es Kapuzinern immer hoch anrechnen, wenn man in ihrer Bibliothek ein Werk von der Art, wie Feders Logik und Metaphysik, findet, neben einigen guten französischen Predigtsammlungen. — Um Mittag ließen wir uns über den See hinübersetzen, und kamen nach einer Fahrt von ohngefähr 2 Stunden nach Immisee, einem ansehnlichen Dorfe am südlichsten Ende des Sees. Nur eine halbe Stunde hatten wir von da bis nach Küßnacht, einem großen Pfarrdorfe, (ehemals der Wohnort des Tyrannen Geßler) welches zum Kanton Schweiz gehört, und am Fuße des schönen Rigi, und am Gestade des Vierwaldstätter-Sees liegt. Dieser kleine Landstrich zwischen beiden Seen ist in doppelter Rücksicht interessant: theils wegen der schönen Environs, und reizenden Fruchtbarkeit des Landes, theils wegen seiner historischen Merkwürdigkeit. Hier kommt man an die Kapelle, welche Tells kühne That verewigt. An ihrem Frontispice sieht man eine nicht übel gerathene Darstellung der Scene. Erblaßt sinkt der unmensch-

liche Geßler, von Tells Pfeil durchbohrt, vom Pferde herab; seine Begleiter beben blaß und erschrokken zurück. Die Kapelle steht am Eingange der sogenannten hohlen Gasse. So heißt ein enger Paß, welcher durch das sich überhin wölbende Gesträuch, und durch seine kühlenden Schatten einer Laube ähnlich wird, und für den ermüdeten Wanderer sehr wohlthätig ist. — Wer eine der schrecklichsten Revolutionen in ihren Wirkungen beobachten will, welche die Natur hervorzubringen vermag, fährt von Küßnacht, 2 Stunden über den See, nach Weggis, einem Dorfe, das im Heumonat des Jahres 1795 durch einen Erdsturz beinahe gänzlich verwüstet wurde. Ein abhängendes Bergstück stürzte plötzlich, in einer Breite von ungefähr 1600 Schuhen, wie ein dichter Strom, in eine Ebene hinab, drängte sich dann unaufhaltsam zwischen zwei kleinen Hügeln hindurch nach dem See hin, und verschüttete hier das Oberdorf Weggis so vollkommen, daß auch keine Spur mehr davon übrig ist. Die Bewohner des Dorfes bemerkten noch früh genug die sich öffnende ungeheure Spalte des Berges; aber gewöhnt an solche Erscheinungen, fürchteten sie nichts davon, bis bei dem Anbruch der Nacht das wirkliche Fortrükken

des

des Berges, und die Zerstörung einiger Scheunen sie aus ihrer sorglosen Ruhe weckte. Kalt und regnicht war die Nacht: das Stürmen der Glokken und das laute Wehklagen der Unglücklichen, welche nun die unvermeidliche Zerstörung über ihre Wohnungen hereinbrechen sahen, erschütterte den Muth der Standhaftesten und Muthigsten; kaum hatten sie noch Kräfte und Besinnung genug, sich und ihrem Vieh das Leben zu retten. Schrecklich war diese Nacht, noch schrecklicher der Tag, welcher die ganze Jammerscene vollends enthüllte. Schon waren 5 Häuser in dem überströmenden Schutte des Berges begraben, und für die übrigen war keine Rettung möglich. Die schönsten Felder, die grasreichsten Wiesen, reiche Küchengärten und Wäldchen von Obst waren in wenig Stunden auf immer dahin, und eine öde Wildniß trat an ihre Stelle. Der fortgleitende Erdschutt wälzte sich fürchterlich, und meistens von einem dumpfen Getöse begleitet, oft auch unter dem heftigsten Krachen, an den festesten Häusern und Scheunen hinauf, hob sie aus ihrem Grunde, stürzte sie dann plötzlich nieder, und überzog sie mit einem dichten Schlamm. So verlohren, mit dem Umsturz von 31 Häusern, 49 Haushaltungen ihr Ob-

bach, und trostlos sahe man die Vertriebenen auf den Landstraßen umher wanken, ungewiß, wohin sie sich wenden sollten. Gegen 80 Morgen des fruchtbarsten und cultivirtesten Landes wurden in eine Wüstenei verwandelt. Von den herrlichen Kastanien- und Mandelbäumen, welches dieses paradiesische Ländchen trug, sahen nur noch hie und da grünende Wipfel aus dem Schutte hervor, und sie schienen nur übrig geblieben zu seyn, um den schauerlichen Eindruck dieser Schrekkensscene noch zu verstärken. An dem See hat sich der Schlamm weiter ausgedehnt, als in der Mitte, weil er mehr Raum fand. Die ganze Länge, vom Anfange des Erdrisses bis an den See, wird auf 5314 Schuhe geschätzt. Der Schutt besteht aus einer fetten Mergelart von gelber Farbe. Er fängt nach und nach an zu trocknen, so daß man an einigen Stellen sicher darüber gehen kann. Unstreitig sind 14 sehr starke Wasserquellen, welche nicht weit von einander entfernt aus dem Berge entspringen, nebst einem Bache, der sich seit einiger Zeit verlohren hatte, die nächste Ursach dieser traurigen Naturerscheinung. Das anhaltende Regenwetter, und der Umstand, daß diese unterirdische Gewässer keinen richtigen Ablauf hatten, kommt

noch

noch hinzu, und macht alles begreiflich. Ein gewaltiger Platzregen erneuerte leider gegen das Ende des Monats die Verwüstung des schönen Ländchens, riß noch manches Stück von dem Berge ab, und stürzte es in die Tiefe, wo nun die 14 Quellen sich vereinigt haben. Der Schutt in Dorfe, 200 Schuh vom See, ist 45 Schuh höher, als der See.

Wir segelten in 3 Stunden von Küßnacht aus über den See nach Lucern. Es war eine unbeschreiblich schöne Fahrt, besonders da, wo der See sich weiter gegen Stansstadt hin ausdehnt, und das Bergamphitheater sich so majestätisch um seine Ufer hin zieht. Die kleine Insel, auf welcher der Abt Raynal den Stiftern der Eidgenössischen Freiheit einen Obelisk errichtet hat, liegt überaus malerisch mitten im See, geschmückt mit einem schönen Felsstück und mit freundlichen Pappeln. Nicht weit von dieser Insel steigen zwei andere noch kleinere steil aus dem See hervor. Die Andacht hat die kleinste mit einer Kapelle, die andere mit einem Kreuz geschmückt. Das kolossalische geschmacklose Bild des Heiligen, der die Kapelle bewohnt, ist eben nicht geeignet, Andacht zu erregen, vielmehr hat man Mühe, das Lachen

zu unterdrükken, und muß die Bescheidenheit der Menschen bewundern, welche zufrieden sind, das Angesicht des Heiligen von Ferne andächtig zu betrachten; denn das Felsstück, auf dem die Kapelle steht, ist von allen Seiten so senkrecht abgeschnitten, daß man es unmöglich ohne Leiter ersteigen kann. — Indem sich die Fahrt nach Lucern hinwendet, schließt sich im Rükken das majestätische Amphitheater der Berge, und die sanfteren Anhöhen steigen langsam aus dem See hervor, an deren Abhängen die Stadt so malerisch liegt. — Gleich beim Eintritt in Lucern hat man einen Anblick, den man wohl schwerlich so irgendwo wieder finden möchte; über dem Thore sieht man ein ächt himmlisches Concert. Freilich soll das groteske Gemählde eigentlich eine Himmelfahrt vorstellen; aber es wird doch bei dieser Gelegenheit ein vollständiges Concert von lauter Engeln aufgeführt. Die großen Baßgeigen nehmen sich vorzüglich in den Engelsarmen vortrefflich aus. — Wer gerade an einem Sonntage in Lucern ist, muß ja nicht versäumen, in die schöne Kirche zu gehen, welche außer der Stadt, aber ganz in ihrer Nähe liegt, und wegen ihrer großen Orgel so berühmt ist. Mich interessirten dießmahl die Men-

schen-

schengruppen in dieser Kirche mehr, als die allerdings sehr großen und schönen Orgelpfeifen (die Hauptpfeifen sind wirklich 38 Schuhe hoch) und das gute Orgelspiel. Ein reiner Eindruck des letzteren war ohnehin bei dem beständigen Geplärr der Priester nicht zu erhalten. — Eine so auffallend starke Neigung, sich zu putzen, von den hohen bis zu den niedrigsten Classen hinab, als ich hier bemerkte, ist mir doch noch nirgends vorgekommen. Aber leider regiert hier weder bei heiligen noch bei profanen Angelegenheiten der gute Geschmack. Man muß sich an die frappante Mannigfaltigkeit der Kleidung, und besonders des Haarputzes halten. Dienstmägde tragen, sogar an Wochentagen, große Strohhüte mit einem flachen Kopfe, oben mit 4 Schleifen von einem breiten seidenen Bande, und sogar noch mit einem Bouquet geschmückt, das Haar sorgfältig gepudert. Die Bauermädchen tragen das Haar in langen und breiten herabhängenden Flechten; die Bürgermädchen wollen den blendendweißen Nakken und das schön geformte Ohr sehen lassen, und drehen daher das schöne lange Haar wurstmäßig zusammen, so daß es sich fast in eine kleine Pyramide auf dem Kopfe zuspitzt, überstreuen es dann stark mit Puder, und befestigen

gen es über dem Nakken mit einer Art von Riegel oder Klemme, welche ein paar Finger breit, und gewöhnlich von Silber ist. Die Matronen hingegen tragen eine ungeschickte Wulst oder ein gepolstertes Kissen am Hinterkopfe. Man verweilt doch am liebsten bei dem netten Anzuge der Bauermädchen, welche im flachen gelben Strohhute, einem Leibchen mit Tressen und Flittern besetzt, in Hemdsärmeln, die nicht über den Ellbogen hinabreichen, und mit schönen breiten Kanten besetzt sind, und in kurzen faltenreichen Rökken einhergehen, welche kein Pünktchen von der vollen Wade verstekken, die in einem hochrothen Strumpfe steckt. — Die ganze eine Seite der Kirche nahmen die Bürger ein, welche in langen schwarzen Mänteln, mit dem schmahlen Päffchen geschmückt, ziemlich steif daher treten. Eine Bauerfrau, welche den kleinen, etwa 7 jährigen, Jungen mitgenommen hatte, bediente sich eines ganz sonderbaren Mittels, um den gaffenden Knaben zur Andacht zu bringen: sie versetzte ihm eine derbe Ohrfeige. Das Mittel wirkte mit bewundernswürdiger Schnelligkeit. Von dieser Kirche führt ein angenehmer Fußsteig nach dem Kapuziner-Kloster, welches eine treffliche Lage auf dem Gipfel eines Berges hat, der ein

über-

überaus schönes Thal beherrscht. Aber diese herrliche Lage des Klosters wird von den einfältigen Mönchen schlecht benutzt. Sie haben ihren Garten, von dem sie die schönste Aussicht in's Thal, auf die Bergkette und die Stadt haben könnten, lichtscheu mit einer hohen und starken Mauer umgeben, so daß sie nun gar keine Aussicht haben. — Der Besuch bei dem offenen, biederen und gefälligen, jetzt 80 jährigen, General Pfyffer, dessen Basrelief von der Schweiz (die Frucht einer 20 jährigen unermüdeten Nachforschung und der mühseligsten Arbeit) mit Recht ein Gegenstand der Neugierde und Bewunderung aller Reisenden ist, thut gewiß einem jeden wohl, der Sinn für Patriotismus und für die Kunst hat. Nach diesem Basrelief hat der General eine sehr schöne Karte stechen lassen, welche man von seinem Cicerone für einen Laubthaler kaufen kann. Sein schönes Werk enthält jetzt 220 französische Quadratmeilen von der Schweiz. — Das Jesuiter-Collegium verdient besucht zu werden. Der Professor Zimmermann, ein Bruder des durch seine Frauenzimmerschriften, besonders durch seine junge Haushälterinn bekannten, nimmt auch protestantische Fremde mit vieler Gefälligkeit auf, und ist ein sehr ge-

gebildeter Mann. Das Collegium ist wohl das schönste Gebäude der Stadt. Festigkeit und hohe Einfalt, Heiterkeit beinahe in allen Theilen, und geschmackvolle Verzierungen zeichnen es von den gewöhnlichen Klostergebäuden sehr vortheilhaft aus, und diese äussere Schönheit ist glücklicher Weise Symbol des im Innern herrschenden Geistes. Auch Franciskaner haben jetzt Antheil an den Lehrstellen dieses Collegiums, und bei dieser Einrichtung liegt die Sparsamkeit der Regierung zum Grunde; denn für das Gehalt Eines exjesuitischen Professors können die gnädigen Herren 2 Franciskaner-Professoren haben, weil diese ihre Weisheit wohlfeiler verkaufen; und die Wissenschaft soll nicht bei dieser Einrichtung leiden. Die Bibliothek dieses Collegiums ist nicht unbeträchtlich, und enthält unter andern eine sehr gute Sammlung von deutschen Dichtern nach den besseren Ausgaben. Das Polemische Fach ist nicht einseitig besetzt, und das macht den Herren große Ehre. In einem alten Katechismus fand ich eine treffliche Definition von einem Katechismus, und zwar gleich an der Spitze des Buches. Ein Katechismus, hieß es, ist ein Wiederschall, welcher in Fragen und Antworten geschiehet. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Defini-

fini-

finition auf sehr viele Katechismen paßt. — Eine alte Moral in Beispielen hatte einen sonderbaren Titel. Wer die schon vorhandenen Moralen der Art noch vermehren wollte, könnte ihn benutzen; er würde auf das neugierige Publikum schon wirken. Er hieß: Alphabetum Diaboli et Alphabetum Jesu Christi. — Der Bibliothekar versicherte, als wir unter andern das bekannte Werk: Institutum Societatis Jesu, durchblätterten, daß es Friedrichs des Großen Lieblingslectüre gewesen sei, und daß er vieles daraus gelernt, und bei der Regierung seines Landes benutzt habe. Wir gaben gern zu, daß mancher Regent von den Jesuiten Regierungskünste gelernt haben möge; ob zum Heil der lieben Unterthanen, oder zu ihrem Verderben, wäre freilich noch zu untersuchen. Der eine Corridor des Collegiums enthält in zwei langen Reihen die Gemählde der 18 Generale des Jesuiterordens, bis zum letzten, der 1758 erwählt ward. Lauter geistvolle Gesichter! Der heilige Ignaz, dessen Fest gerade gefeiert ward, hängt doppelt da, als Heiliger und als General. Ob es ihm gelungen seyn mag, beide Würden mit einander zu vereinigen? Verschiedene andere in den Corridoren aufgehängte Gemählde verdienten wohl einen Platz

in einer Gallerie, z. B. ein David mit dem Kopfe Goliaths; eine Madonna, und die treffliche Kopie des Baseler Todtentanzes. Vielleicht auch ein großes Wandstück, das den Ignaz vorstellt, wie ihm Jesus mit dem Kreuze auf dem Rükken erscheint, und er anbetend zu ihm hinaufblickt. Gott, als ein alter Mann mit einem weißen Barte, umgeben von einer Engelschaar, schaut aus den Wolken mit Wohlgefallen auf die Scene herab. — Das Armenhaus sollte man wohl eher für den Pallast eines Landvogts, als für eine milde Stiftung halten, so lange man noch nicht die Ueberschrift: Deo et pauperibus, gelesen hat. — Das Rathhaus verdient wegen einiger schönen Gemählde von Würsch und von Reinhardt, welche meist große Begebenheiten der Schweizergeschichte darstellen, besucht zu werden. — Reizend ist die Aussicht von einem hohen Berge nahe bei der Stadt, auf den eine sehr bequeme Steintreppe von mehr als 500 Stufen führt. Man steht unter dem dichten Schatten einiger majestätischen Linden, sieht zu seinen Füßen die Stadt mit ihren langen Brükken; die Reuß, wie sie mit Wuth aus dem See hervorstürzt, und sich mitten durch die Stadt hinwälzt; den See mit seinen Inseln

und

und Schiffen, den ehrwürdigen Halbzirkel der Berge, der sich am See bis in die Wolken hinaufthürmt, und eine reizende fruchtbare Landschaft, bekleidet mit dem dichtesten Grasteppich. — Die drei bedeckten Brükken über die Reuß sind sehr unterhaltende Spaziergänge, weil man durch die Oeffnungen der Wand eine überaus reizende Aussicht auf den See und die majestätischen Berge hat, welche sich zu beiden Seiten desselben erheben. Aber auch die Brükken selbst geben auf einige Stunden eine sehr gute Unterhaltung, da sie an der Dachung mit Gemählden verziert sind, welche daher alle eine dreieckige Form haben. Freilich sind manche schon halb erloschen, manche auch nichts weniger als merkwürdige Kunstwerke; aber viele sind dieß doch wirklich, und alle sind in so fern sehr interessant, als sie Denkmale des ehemaligen Geschmakkes, auch schon durch ihre Unterschriften sind, denn es ist keins ohne eine ziemlich lange Unterschrift in Versen. Auf der sogenannten Mühlenbrükke befindet sich der Meglingerische Todtentanz; auf der Kappelbrükke, welche 1000 Fuß lang ist, sind 200 Gemählde mit Darstellungen vorzüglicher Thaten der Eidgenossen, und von diesen hat man eine sehr schöne Erklärung von dem Herrn

von Balthasar. Die Hofbrükke, welche über den See und nahe an dem Ufer desselben hingeht, ist wohl eine der längsten in der ganzen Schweiz. Durch sie ist die Stadt mit einer Vorstadt verbunden, in welcher die schönste Kirche liegt. Diese Brükke ist 1380 Fuß lang, und mit biblischen Gemählden geziert. Hier blickt man auf den Rigi, Pilatus, die Blumalp, ja man erblickt sogar bei heiterem Wetter die Spitze des Jungfrauhorns in ihrer blendenden Schneehülle. — Das ansehnliche Frauenkloster von der Gesellschaft der heiligen Ursula, wozu die heiligen Jungfrauen einen der reizendsten Plätze der Stadt gewählt haben, wo man eine entzükkende Aussicht über den See hat, ist in der That ein sehr nützliches Institut für die Stadt, indem diese Ursulinerinnen, welche viel Freiheit genießen, und keine Klausur haben, sich neuerlich um die Erziehung der Töchter sehr verdient machen, durch ein Institut, welches nicht nur den Beifall und das Zutrauen des Publikums hat, sondern ihn auch zu verdienen scheint. Die frommen Jungfern sollen besonders im Stikken sehr geschickt seyn.

Die 5000 Menschen, welche in Lucern wohnen, sind meist Angehörige der Geistlichkeit oder des

Mili-

Militärs, denn die Lucerner gehen vorzüglich stark in auswärtige Kriegsdienste. Es gereicht der Verfassung dieses Kantons zur Ehre, daß es den vom Lande hereingezogenen nicht so schwer gemacht ist, unter die Bürger aufgenommen zu werden, als in so manchen anderen Kantonen.

Hätten die Lucerner nicht so reiche Pfründen und Klöster, einen so starken Getreidehandel (die benachbarten Waldstädte erhalten ihr meistes Brotkorn von den Lucernern) und den starken Transito zwischen Deutschland, Frankreich, mehreren Provinzen der Schweiz und Italien, daneben auch noch einige sehr einträgliche obrigkeitliche Aemter; so würde man nicht so viel Wohlhabende und Reiche unter ihnen finden, da es hier in Ansehung der Manufakturen und Fabriken sehr schlecht aussieht. Man macht nichts weiter, als Papier und seidene Bänder.

Zürich und Lucern, eine Parallele.

Lucern hat in Ansehung der Lage und Schönheit der umliegenden Gegend vieles mit Zürich gemein. Wie hier die Limmat in der Stadt aus dem See,

fließt, so fließt dort die Reuß aus dem schönen See, an dessen Ufer die Stadt so malerisch liegt; und so wie die Limmat Zürich, so theilet die Reuß Lucern in 2 ungleiche Theile. Hier und dort gehört das Rathhaus zu den schönsten Gebäuden der Stadt; wenn gleich das Züricher Rathhaus von der Landseite weit besser in's Auge fällt, als das Lucerner. In Zürich sind Abbildungen der großen Staatsmänner und Helden des ganzen Helvetiens ausserhalb in erhabener Bildhauerarbeit am Rathhause angebracht; in Lucern hängen in den Gerichtssälen nur die Bildnisse der Lucerner Schultheissen, berühmten und unberühmten, gesegneten und nicht gesegneten Andenkens. Im Lucerner Rathhause sieht man nicht die Fische, welche den See bevölkern, so ehrenvoll, als in Zürich, im Vorsaale abgebildet; aber dafür schmückt die groteske Abbildung eines fabelhaften Riesen *) geschmack-

*) Füßlin macht in seiner, 1770 zu Schafhausen erschienenen, Erdbeschreibung der Eidgenossenschaft, da er von diesem Riesen spricht, folgende sehr naive Bemerkung: „die Geschichtschreiber erzählen dieß bis auf den heutigen Tag „als eine große Wundersache. Freilich ist es „ein Wunder, daß Leute so einfältig gewesen sind,

schmacklos genug die äußere Wand des Rathhauses, und eine komische Erzählung von der Auffindung der Gebeine dieses Riesen steht darneben mit großen Buchstaben angeschrieben. Lucern hat die schönsten und kostbarsten, Zürich die schlechtesten und wohlfeilsten Brükken. Der Marktplatz ist in beiden Städten sehr übel gewählt. In Lucern ist er in einer langen finstern Halle, welche jeden Betrug der Verkäufer begünstigt; in Zürich auf einer schlecht zusammengefügten Brükke, wo der Käufer und Verkäufer durch die unaufhörliche Passage der Wagen, und durch Wind und Wetter, dem die Brükke so sehr ausgesetzt ist, beständig gefährdet wird. In beiden Städten herrscht auffallende Religiosität, welche sich in Zürich der Schwärmerei, in Lucern der Bigotterie nähert, und in sogenannten frommen Stiftungen sichtbar wird, welche mit großem Aufwande gegründet und erhalten werden;

„sind, das zu glauben. Wer weiß, was das für „ein Bein gewesen ist. Wenn ein Mensch 7 „oder 8 Schuhe lang ist, wird er für ein Ries „gehalten. In keinem Weltalter sind Leute ge„wesen, die länger waren. Gott hat allen „Creaturen ein Ziel gesetzt, welches sie nicht „überschreiten können.“

den; hier das Armenhaus, dort das Waisenhaus. In beiden Städten herrscht auffallender Aristokratismus, der in der Verfassung seinen Grund hat, und nur darin unterschieden ist, daß er in Lucern mehr, in Zürich minder verfassungsmäßig ist. In beiden Städten ist der Handel sehr lebhaft, und eine Hauptnahrungsquelle der Bürger; doch in Lucern ist er mehr Speditionshandel aus und nach Italien, in Zürich mehr Handel mit eigenen Fabrikwaaren. Beide Städte können als Kornkammern für ihre Nachbaren angesehen werden, denn beide haben, theils als eigenes Landesprodukt, theils als Zufuhr aus Schwaben und dem Elsaß, einen Ueberfluß an Brotfrucht. Lucern ist der ausschreibende Kanton für die katholische, Zürich für die ganze Eidgenossenschaft. Beide Städte haben Bürger, deren Nahme überall genannt wird, und die ein Gegenstand der Neugierde oder Wißbegierde aller Reisenden geworden sind; in Lucern ist es der General Pfyffer, in Zürich Lavater; doch kann man nur von jenem sagen, daß ihn dieser ausgebreitete Ruf nicht verdorben habe, und er daher nicht bloß Gegenstand der Neugierde, sondern auch der Hochachtung und Werthschätzung für Einheimische und Fremde geworden sei. Wie man

an Pfyffer die Geduld, den Fleiß und die Beharrlichkeit bewundern muß, mit der er das Werk, das ihn berühmt machte, unternahm und vollendete; so muß man an diesem die Unbändigkeit seiner Einbildungskraft, die Größe seiner Eitelkeit und Schwärmerei, und die Ausdehnung seines Wirkungskreises bewundern. Ist man an einem Sonntage in Lucern, so geht man in die Kirche, um das Spiel der schönen Orgel zu hören; den Gesang würde man den Lucernern gern erlassen; in Zürich hört man kein Orgelspiel, sieht man keinen Schmuck, keine Gemählde in den Kirchen; man besucht sie, um den schönen vierstimmigen Gesang zu hören, und vermißt das Orgelspiel nicht. Wenn man in Zürich die Geistlichen mit ihren breiten faltenreichen Ringkragen und den weiten Chorröken einher gehen sieht, so sollte man schwören, man sei unter katholischen Priestern, so ganz katholisch ist ihr Aeusseres, besonders wenn sie noch dazu, wie Lavater, ein Käppchen tragen; in Lucern verkündigt nur das Meßgewand in der Kirche den Priester, außer der Kirche sieht man in jedem Priester nur den Weltmann, und einer unter ihnen sahe selbst in dem Meßgewande einem Stutzer sehr ähnlich. Dagegen haben beide Städte wiederum die Menge der

Geist-

Geistlichen mit einander gemein, *) denn in Zürich und Lucern können nur Geistliche Ansprüche auf eine Lehrstelle machen; eine Einrichtung, die sich für eine erzkatholische Stadt, wie Lucern ist, gar wohl schickt, aber in einer so durchaus protestantischen Stadt, wie Zürich, sehr übel angebracht, und überaus befremdend ist. Dabei fällt desto mehr die nur scheinbare Toleranz auf, welche man in beiden Städten je zuweilen bei Besetzung der Lehrstellen übt, indem man bei dem Jesuiter-Collegium in Lucern seit einiger Zeit auch Franciskaner, und bei dem Carolinum in Zürich Künstler und Nichtgeistliche als Professoren anstellt; denn der jetzige Prof. der vaterländischen Geschichte in Zürich, Heß, ist ein Uhrmacher, und der Professor der Physik ein berühmter Arzt, der Chorherr Rahn. Die Ursachen dieser Erscheinungen aber sind von der Art, daß keine wahre Toleranz, sondern die dringende Nothwendigkeit dabei zum Grunde liegt. Nicht weniger auffallend ist es auch in beiden Städten, daß die öffentlichen höheren Unterrichtsanstalten durchaus nur für die Bildung künftiger

Theo-

*) Unter den 75233 Einwohnern, welche der Kanton Lucern enthält, sind 551 geistlichen Standes.

Theologen sorgen, und daß erst seit wenigen Jahren Zürich angefangen hat, künftigen Aerzten Gelegenheit und Mittel, sich die nöthigen Kenntnisse zu verschaffen, darzubieten, und eine Schule für Handwerker zu errichten, welche den sehr unpassenden Nahmen einer Kunstschule führt. In beiden Städten sorgt man rühmlichst für die Bildung der Töchter durch zweckmäßige Schulanstalten; aber Zürich hat den Ruhm, zuerst dieses so dringende Bedürfniß erkannt und befriedigt zu haben. Dagegen bleibt bis jetzt Lucern der Vorzug, daß es einen Schriftsteller in seiner Mitte hat, der ganz eigentlich dem weiblichen Geschlechte durch seine Schriften nützlich zu werden suchte; ein Verdienst, nach dem bisher noch keiner der Zürcherischen Schriftsteller getrachtet hat. Glücklicher Weise sind die Deutschen so reich an dergleichen Schriften, daß sie ihre Nachbarn reichlich damit versorgen können, und diese benutzen auch die Schätze Deutschlands mit großer Begierde. Beide Städte haben dramatische Schriftsteller, welche in der Schweiz noch eine große Seltenheit sind, so reich auch die Geschichte des Landes an Stoff für das Theater ist: in Lucern benutzte Zimmermann, Bodmer und Krauer; in Zürich Hottinger

und

und Hirzel (der Bruder des durch Kleinjoggs Schilderung berühmten) die vaterländische und römische Geschichte zu dramatischen Darstellungen. Hottinger schrieb seinen Carl von Burgund nur für die Jugend, Hirzel seinen Junius Brutus für's größere Publikum. An Künstlern ist Zürich viel reicher, als Lucern; dieses hat nur einen Würsch, der als Historien-Mahler sich Ruf erworben hat, und kein gebohrner Lucerner, sondern ein Unterwaldner ist, einen Joseph Stalder und Meyer von Schauensee, zwei berühmte Tonkünstler, jener ehemals Kapellmeister des Prinzen von Conti, dieser Canonicus; und es verlohr seinen größten Künstler durch einen Meuchelmord in Rom: er hieß Schwendimann, und übertraf als Medailleur alle damahls lebende Schweizer. Zürich hat dagegen einen Conrad Geßner, Heß, Lips, Wüst, Huber (letzterer in Seestücken) Füßli, David Vogel (Architekt) aufzuweisen. Ausser diesen Beyel und Hegi, welche schöne Stücke in Aquatinta geliefert haben. Keller und Muralt, zwei junge Bildhauer, berechtigen durch ihre bisherigen Arbeiten zu eben so großen Erwartungen, als Christen, ein junger, noch wenig bekannter Künstler, zu Lucern, der sich in Rom bildete, und sein Vaterland Unterwalden wegen Pfaf-

fen-

fen-Verfolgung verlassen mußte. — Für die Gelehrsamkeit giebt es in Lucern wenig oder gar keine, in Zürich hingegen sehr viele Unterstützungen und Ermunterungen; in diesem Punkt sind beide Städte am meisten einander unähnlich. Zürich hat einen sehr ausgebreiteten, Lucern hat gar keinen Buchhandel; in Zürich giebt es der gelehrten Gesellschaften mehrere, in Lucern gab es nur auf kurze Zeit eine, schon ist sie wieder eingegangen. Zürich hat eine sehr zahlreiche und nützbare öffentliche Bibliothek; in Lucern giebt es keine dergleichen, und die Bibliothek des Jesuiter-Collegiums kann nicht gemeinnützig werden, da sie größtentheils aus polemischen und ascetischen Schriften besteht. Aber obgleich in Lucern die Wissenschaften wenig oder gar nicht aufgemuntert werden; so giebt es doch verschiedene Gelehrte vom ersten Range in dieser Stadt. Krauer hat sich als Dichter und Philolog, von Balthasar als Geschichtsforscher und Kenner alter Drukke, Thaddäus Müller als Kanzelredner und Dichter, Zimmermann als Pädagog, Dichter und Oekonom, der Kaplan Koch als Kenner der Kunst bekannt gemacht. In längeren und gedrängten Reihen tritt freilich dagegen die ehrwürdige Schaar der Züricher Gelehrten auf. An

ihrer

ihrer Spitze steht der muntere Greis Hirzel, der noch nicht aufgehört hat, für den Staat und die Wissenschaften thätig zu seyn, und sich für alles, was zur Verbreitung derselben dienen kann, aufs lebhafteste zu intereßiren; ihm folgen Heß, Hottinger, Füßli, Rahn, Rüscheler, Lavater, Tobler, Usteri, beide Meister, Römer, Schultheß.

Auf einem äusserst interessanten Fußpfade geht man im Thal nach Winkel, einem kleinen Dorfe, das etwa eine Stunde von Lucern entfernt, am Gestade des Sees liegt. Hier ist eine Flotte von kleinen Kähnen beständig zum Dienst der Reisenden bereit. Wir ließen uns nach einer Gegend hinübersetzen, welche von Reisenden, besonders von Engländern, häufig besucht wird. Sie liegt am See, und heißt Rotzloch. Sie enthält nur ein paar dürftige Häuser, eine Kapelle, eine Papiermühle, und noch einige andere Mühlen. Interessant wird sie durch einen starken Wassersturz, der sich durch eine sehr breite Bergspalte nach dem See hindrängt. Schon fernher hört man das Brausen des wilden Stroms, der sich über 60 bis 80 natürliche Terrassen schäumend hinwälzt. Der Fuß-

steig,

steig, welcher auf die Höhe des Berges führt, läuft hart an dem Felsenbette des Waldstromes hin, und die Felsenspalte verengt sich, je höher man kommt, so daß man zuletzt mitten in dem Wasserfalle selbst wandelt, von den ungeheuern weit überhängenden Felsenwänden umschlossen, welche in jedem Augenblikke zusammenstürzen zu wollen scheinen. Schlüpfrig ist der enge Pfad auf den großen Ruinen des geborstenen Felsens, oft muß man mit Händen und Füßen ihn zu erklimmen suchen, und blickt dann nicht ohne Schaudern hinab in die schäumenden Wogen, oder hinauf zu den überhängenden schwarzen Felswänden. Die ewige Dämmerung, welche in diesem Schlunde herrscht, vermehrt das Schauderhafte des Weges, verstärkt aber auch den herrlichen Eindruck, wenn nun die volle Heiterkeit des Tages, in die man beinahe durch einen einzigen Schritt sich versetzt sieht, dem Auge entgegen strahlt. Mit Erstaunen sieht man auf der Höhe den Strom, der eben noch so fürchterlich tobte, und alles mit sich fortzureißen drohete, als einen sanften Bach ruhig durch eine reizende Wiese dahin fließen. — Auf einem schönen Fußsteige wandert man nun durch ein fruchtbares Thal, das Drachenriet, in welchem der laute Jubel der Sennen von den

benachbarten Bergen herrlich wiederhallt. Die Heerden, die auf dem Gipfel dieser Alpen weiden, erscheinen dem unbewaffneten Auge nur als kleine schwarze Pünktchen auf dem dichten Grasteppich. Hinter den Hekken sahen muntere Ziegen mit ihren großen hölzernen Kränzen hervor, die man ihnen um den Hals legt, damit sie nicht durch die Hekken kommen, und sich verlaufen können. Sehr romantisch und unterhaltend wird dieser Weg durch die mancherlei Denkmale der grauen Vorzeit, an welchen er vorüber führt. Eine Kapelle mit den Bildnissen der drei edlen Schweizer, welche zuerst den Freiheitsbund beschwuren, hat eine sehr sinnreiche Ueberschrift. Verkehrt ihr Eins in Drei, heißt es darin, so ist das Glück und die Freiheit der Eidgenossen verlohren. In der That ein trefflicher Wink, daß auf der ununterbrochenen Einigkeit aller Kantone das Glück des Staates beruhe. Eine andere Kapelle verewigt die Thaten der beiden Winkelriede: Arnold von Winkelried, wie er durchbohrt wird von den Spießen, denen er sich aus hohem Patriotismus selbst entgegen wirft, und die er im Sterben noch mit beiden Armen zusammenrafft, um in den dichten Schaaren der Feinde eine Lükke hervorzubringen:

Struth von Winkelried, wie er mit dem feuerspeienden Drachen kämpft, welcher der Sage nach so lange das Schrekken dieser Gegenden war, und dem Ungethüm den Kopf spaltet. — Wer Lauterbrunn und Grindelwald zum Ziel seiner Reise macht, erspart sich einen Umweg von ein paar Stunden, wenn er Stanz, den ehemaligen Hauptort des Kantons Unterwalden, unbesucht läßt, und gleich von Rotzloch aus sich nach Sarnen hinwendet. Wir übernachteten in Stanz, um diesen großen Flecken, der in einem weiten Kessel von schönen Bergen liegt, und sehr wohlhabende Einwohner hat, kennen zu lernen. Seine hohen hölzernen Häuser liegen meist zerstreut im Thale, und er hat nur ein paar kurze Gassen. Seine 2000 Einwohner sind bigott-katholisch. Die Nonnen eines hiesigen Franciskanerklosters machen sich durch Unterricht um die Jugend verdient. Bei dem Anblick einer Stanzerinn hält es schwer, das Lachen zu unterdrükken, denn ihr Kopfputz sieht sehr komisch aus. Er besteht in einem vollständigen dreiekkigen Filzhute, gerade so, wie ihn Männer tragen, der fest an den Kopf angebunden ist. Der Gruß: gelobt sei Jesus Christus, ist hier ganz allgemein, und ein Fremder thut wohl, wenn er

sich auch desselben bedient. Ein junges hübsches Bauermädchen, der ich diesen Gruß zurief, dankte mir mit dem: in Ewigkeit Amen, gerade in dem lustigen Tone, worin man bei uns sagen würde: guten Abend! guten Abend! Noch nie hatte ich diese religiöse Begrüßung in diesem Tone gehört. Man sieht daraus, wie durchaus gedankenlos Begrüßungen aller Art ausgesprochen werden. Die Merkwürdigkeiten von Stanz waren bald gesehen; am folgenden Morgen begrüßten wir wandernd die aufgehende Sonne, und die in großen Schaaren gen Stanz ziehenden Pilgrimme, welche dort das Portiunkelfest feiern wollten. Der Weg ging anfangs durch ein reizendes Thal, und dann durch den wilden Kernwald, in welchem die Bergströme hie und da große Steinhaufen zusammengeführt, und dadurch den Weg ganz verschüttet hatten. Wir wanderten, ohne auch nur eine Sennhütte zu erblikken, 2 Stunden in dem einsamen Thale, bis sich endlich der Wald öffnete, und in einer fruchtbaren Ebene das Dorf Kern mit seiner prächtigen Kirche und hübschen Kapelle sich zeigte. In diesem Dorfe herrscht eine auffallende Wohlhabenheit, welche besonders an den kostbaren, und zum Theil auch sehr geschmackvollen Verzierungen

der

der Kirche sichtbar wird. Einige noch ganz neue Gemählde in dieser Kirche verdienen eine aufmerksamere Betrachtung. Von da hatten wir nur noch eine halbe Stunde bis zu dem Dorfe Sarnen, wo wir Jung und Alt in festlichen Schmukke vor der Kirche beschäftigt fanden, sich durch einen kräftigen Schnaps zum Gottesdienste vorzubereiten. Etwa 10 Minuten hinter diesem Dorfe kommt man an das Gestade eines kleinen, nicht uninteressanten Sees, an dessen Ufer das durch die Gebeine des heiligen Nikolaus Flüe berühmte Dorf Saxelen mit seiner prachtvollen Kirche liegt. Wir schifften uns ein. In anderthalb Stunden hätten wir den See nach seiner ganzen Länge beschifft, und befanden uns in Gißweil, einem kleinen Dörfchen am Fuße des Kaiserstuhls, über den wir nun noch hinwegklettern mußten, um einige Stunden Ruhe, und ein gutes Mittagsmahl zu erlangen. Indessen kamen wir dießmahl sehr gut weg, denn nach einer kleinen Stunde hatten wir schon den Gipfel des Berges erreicht, der nur nahe am Gipfel etwas steil und beschwerlich ist. Rasch ging es nun an der andern Seite hinab in ein kleines Thal, das der Lungern-See beinahe ganz erfüllt. Mahlerisch stürzen von den

nahen Bergen die Nahrungsquellen dieses kleinen Sees in schönen Wasserfällen hinab ins Thal, und erscheinen am Gipfel der hohen Berge wie ein glänzender Silberdrath, der am Abhange sich hinschlängelt; denn die Bewegung des herabgleitenden Wassers nimmt das Auge in einer solchen Höhe nicht wahr. Unter dem dichten Schatten großer Buchen, welche im düsteren Gewölbe sich über den Weg hinneigen, gingen wir in der erquickendsten Kühlung einher. Am äussersten Ende des Sees liegt das Dorf Lungern, umschattet von den alten Buchen des Brüning, eines ansehnlichen Berges, der sich dicht hinter dem Dorfe erhebt, und die Grenze zwischen den Kantons Unterwalden und Bern macht. Der Lungern-See wird jetzt zur Hälfte ausgetrocknet, indem man mit unbeschreiblicher Mühe einen Kanal durch ein Kalkgebürge führt, welches an seinem Ende sich erhebt, und so das Wasser auf 30 Klaftern tief ableitet. Aecht patriarchalisch war unser Mahl an dem heutigen Tage, denn es bestand aus Geißmilch, Geißbraten und Geißkäse, Obst und Wein. Nach kurzer Mittagsruhe machten wir uns wieder auf, um den Brüning zu ersteigen. Man hat diesen Berg durch mühsam eingehauene Stufen für

die

die Reisenden sehr bequem gemacht, und dieß ist um so billiger, da er nicht, wie die meisten Berge in der Schweiz, durch eine reizende Aussicht die Mühseligkeit des Steigens vergütet. Spät am Abend erreichten wir Brienz, ein großes Dorf, das einem beträchtlichen See, an dessen Ufer es liegt, den Nahmen giebt. Der Weg dahin hat, wenn der Brüning erstiegen ist, überaus viel reizendes. Auf eine weite Strecke hat man von dem Abhange des Berges herab die freieste Aussicht auf eines der fruchtbarsten Thäler, das Haslithal, und sieht von den jenseitigen Bergen einige Waldströme in den schönsten Wasserfällen sich herabstürzen. Aber desto schauerlicher war auch für uns nach dem Genuß dieser schönen Aussicht der Anblick einer Verwüstung, welche wenige Tage zuvor ein fürchterlicher Wolkenbruch am äußersten Ende des Thales angerichtet hatte. Ungeheure Felsmassen hatte die Wuth der Wogen, als ob es Kiesel wären, von der Höhe hinabgeschleudert, und oft hatte der Zufall hierbei höchst wunderbar sein Spiel gehabt, denn große Buchen standen noch hie und da auf den herabgestürzten Felsstükken, in deren Spalten sie Nahrung gefunden hatten, unversehrt, indeß die meisten zerstückt im Thale lagen.

Hie und da waren die Felsen-Ruinen so mächtig auf einander gethürmt, daß man die Trümmer einer zerstörten Burg zu sehen glaubte, und auf eine weite Strekke hin fanden wir die Spuren dieser schrecklichen Verwüstung; sogar mitten in Brienz hörten sie noch nicht auf, und wunderbar genug war dieß Dorf der Verheerung entgangen, denn eine Hütte hatten doch die gewaltigen Bergströme mitten aus dem Dorfe herausgerissen, und gerade in den See hineingestürzt; doch hatte es glücklicher Weise kein Menschenleben gekostet. Man muß über die Kaltblütigkeit erstaunen, mit welcher man die Leute in diesen Gegenden von solchen schrecklichen Naturerscheinungen sprechen hört, und über die Ruhe, mit der sie gerade da ihre Wohnungen aufschlagen, wo sie solchen Zerstörungen am meisten ausgesetzt sind. — Man ist es in der Schweiz gewohnt, selbst in Dörfern und kleinen Flekken sehr gute Wirthshäuser zu finden: in Brienz fanden wir zum erstenmale ein sehr mittelmäßiges. Unter den Nahrungsmitteln steht hier der Käse oben an; die Brienzer Käse sind berühmt, und haben das Eigene, daß sie sich 100 und mehr Jahre halten. Die Molke wird hier und an vielen andern Orten noch besonders zur Bereitung

des Milchzukkers benutzt. Sie enthält nehmlich süßes Salz oder Zukker, besonders wenn sie von der Milch solcher Kühe geschieden ist, die auf den Alpen das beste Futter haben. Der Milchzukker ist ein treffliches Mittel zur Blutreinigung. — Wir übernachteten in Brienz, und fuhren am folgenden Morgen über den See, der nur 1 Stunde von dem Thuner-See entfernt, und durch die Aar mit ihm verbunden ist. Wahrscheinlich machten diese beiden großen Wasserbehälter ehemahls nur Ein ungeheures Bassin aus, denn die Lage der Erdschichten in der kleinen Ebene, welche jetzt beide Seen trennt, und durch welche die Aar in einem ziemlich engen Bette hinströmt, beweist, daß sie nichts anders, als aufgeschlämmtes, und von Waldströmen abgesetztes Land ist. Einige Naturkundige vermuthen sogar, und nicht unwahrscheinlich, daß ein Theil des Haslithales ehemals zu diesem ungeheuren Wasserbehälter, den man noch jetzt an vielen Orten 120 Klafter oder 720 Fuß tief gefunden hat, gehört haben möge. Der große Flekken Unterseen liegt auf jener kleinen Ebene zwischen beiden Seen. Man fährt in 3 Stunden von Brienz über den See nach Interlachen, einem Dörfchen, das zum Theil an dem Ausfluß

der Aar aus dem See in einer mahlerischen Gegend liegt. Die Fahrt über den See ist ziemlich langweilig, denn er ist fast von lauter waldigten Bergen eingeschlossen, und hat größtentheils ein flaches Ufer, welches nur hie und da eine schöne Ansicht gewährt, da, wo die Bergbewohner es mit Nußbäumen und Apfelbäumen besetzt haben. Die Dörfer am See sind sehr armselig; ihre schwarzen Schindeldächer, mit großen Steinen beschwert, sehen in der Ferne großen Brandstätten ähnlich, und nur das Dorf Goldschweil gewährt mit seinen schönen Ruinen eine freundlichere Ansicht. Herrlich ist die Lage des Wirthshauses von Interlachen, und man erfreut sich hier der besten Bewirthung. Hier lernten wir zuerst die Berner Käsesuppe kennen, und fanden sie nicht übel. Obst- und Kornbau ist in dieser Gegend ganz vorzüglich. Auf dem Wege nach Lauterbrunn, wohin wir nun wanderten, kommt man in dem, bald weit sich ausdehnenden, bald enge zusammenziehenden Thale, gleich anfangs durch eine lange Allee von den schönsten und stärksten Kirschbäumen. Die Kirschärnte war hier so ergiebig, daß eine große Menge Kirschen unbenutzt bleiben mußte. Man gebraucht sie vorzüglich zur Bereitung des Kirschwassers. In 3 Stun-

den

den geht man bequem von Interlachen nach Lauterbrunn, auf einem Wege, der voller Abwechselung ist. Ein wasserreicher tobender Bergstrom, die Lütschene, geleitet den Wanderer bis nach Lauterbrunn, und gewährt ihm durch ihren reissenden Strom, der sich oft mit grausenvollem Getöse zwischen großen Felsstücken hindurch drängt, die er selbst von den Gebürgen losgerissen, und in sein Bette gestürzt hat, die mannigfaltigsten und unterhaltendsten Ansichten. Man kann keinen reissenderen Strom sehen, als dieser ist; die Wuth, mit der er sich in seinem, mit Felsenstükken bedeckten Bette hinwälzt, ist an manchen Stellen so erschütternd, daß man nicht ohne Schauder in seine schäumenden Wogen hineinsehen kann, und wenn man sich zuweilen in dem dichten Gebüsch, durch welches der Weg führt, von ihm entfernt hat, so glaubt man das Brausen des fürchterlichsten Sturmes zu hören; so heftig ist das Getöse, mit dem er seine Bahn durchläuft. Das Dorf Lauterbrunn liegt in einem tiefen melancholischen Thale, am Fuße der immer glänzenden Jungfrau. Dieses Thal dehnt sich hinter dem Dorfe noch einige Stunden weit, wird aber immer enger und wilder, und unermeßliche Gletscher verschließen es endlich. Der

schöne,

schöne, allgemein bewunderte, mehr als einmahl zu schön geschilderte Staubbach stürzt am Ende des Dorfes, in der Nachbarschaft des schönen Pfarrhauses, an einer senkrecht abgeschnittenen Felswand, bekanntlich 900 Fuß (nach der gemeinen Schätzung) tief hinab. Wir verdankten es einem heftigen Gewitterregen, der sich bei unserer Ankunft in's Thal hinabstürzte, und die Bergströme schrecklich anschwellte, daß wir den Staubbach nicht in seiner reizenden, sondern in seiner furchtbarsten Gestalt erblickten, und durch Erfahrung von einem Erdbeben eine Idee erhielten. Wir waren kaum, ganz durchnäßt von den heftigen Regengüssen, in dem wirthlichen Pfarrhause angekommen, das gerade unter dem Staubbache liegt, als das Freudengeschrei der Mägde im Hause uns auf die Gallerie des Hauses trieb, von wo aus man den Wassersturz in seiner ganzen Pracht übersieht. Eine helle Wetterwolke erleuchtete eben das Thal wieder, das bei unserer Ankunft in nächtliche Finsterniß gehüllt lag, ob es gleich kaum 4 Uhr Nachmittags war. Der heftige Regenguß hatte jetzt den Staubbach so angeschwellt, daß er schwarz, wie dicke Rauchwolken, mit fürchterlichem Krachen im dichten Strom hinabstürzte, und große Felsstücken in unzählbarer

Menge, die er oben losgerissen hatte, mit einem donnerähnlichen Getöse, und einer solchen Gewalt in's Thal schleuderte, daß der Boden umher, und das ganze Haus erbebte. Es war ein fürchterlich schönes Schauspiel! Was hätten wir darum gegeben, wenn nun mit dem Anfange der Nacht der Himmel sich erheitert, und der Mond den majestätischen Wassersturz erleuchtet hätte. Dann scheint er, nach der Versicherung derer, die täglich dieses große Schauspiel vor Augen haben, an Fülle und Ausdehnung zu gewinnen, und schwebt, gleich einer langen schneeweißen Dekke, in sanften Schwingungen an der dunkeln Felswand hinab. Man kann sich ihm nicht nahen, ohne von dem heftigen Druck der Luft, den er verursacht, athemlos zu werden, und schaudert zusammen von der Kälte, welche seinen Fall umgiebt. Wie gern hätten wir den Berg, an dessen senkrechten Absturz der Bach herabfällt, erstiegen, um uns zu überzeugen, daß wirklich derselbe Bach auf dieser Höhe bereits über hohe Felsen herabstürze, ehe er sich an der Felswand, die wir vor Augen hatten, ins Thal hinabsenkt. Aber das anhaltende Regenwetter machte diese Wanderung, welche schon an sich mißlich ist, sehr bedenklich, und so mußten wir dann der

Freu-

Freude entsagen, das Dorf zu besuchen, das auf dieser unwirthbaren Höhe in schauerlicher Einsamkeit liegt, und an dessen Daseyn man nur mit Mühe glauben lernt, so lange man sich nicht durch den Augenschein davon überzeugen kann. Zwei Pässe, einer so schlimm wie der andere, führen zu diesem Dorfe, von dem man ohne Uebertreibung sagen kann, daß es in den Wolken liegt. — Wenige Reisende entschließen sich, die Reise im Thal noch über Lauterbrunn hinaus fortzusetzen, um das 2 Stunden davon entfernte Bergwerk zu besuchen, in welchem man Blei und Silber, aber beides in sehr geringer Quantität, gewinnt, und den Sturz des Schmadri-Baches zu sehen, der ungleich schöner als der Staubbach seyn soll. Auch wir konnten uns zu dieser äußerst beschwerlichen Reise, auf der man 12 bis 15 Stunden zubringt, nicht entschließen, weil die Witterung uns so wenig begünstigte, und waren sehr froh, daß wir am Morgen im Thal nach Grindelwald wandern konnten, ohne aufs neue durchnäßt zu werden. Der Morgen war schön, aber der Abend war dem des vorigen Tages gleich, und der heftige Regen sperrte uns leider von 6 Uhr an im Wirthshause ein, wo wir, um ganz unglücklich zu seyn, keinen einzigen

Frem-

Fremden antrafen, einen stolzen deutschen Grafen ausgenommen, der dafür hielt, daß man sich lieber langweilen, als mit Bürgerlichen gemein machen müsse. Es sind 4 starke Stunden von Lauterbrunn bis Grindelwald, wenn man nehmlich den Weg im Thale einschlägt, der aber freilich ungleich weniger interessant ist, als der über die Berge. Dieß durch seine Gletscher berühmte Dorf liegt ausserordentlich zerstreut in einem fruchtbaren Thale. Zum Verdruß der Reisenden hat man das Wirthshaus fast an dem äußersten Ende des Dorfes aufgebaut, und kaum war unsere Geduld bis hieher auf eine schwerere Probe gesetzt worden. Denn äußerst ermüdet, wie wir waren, und begierig, die ersten Gletscher zu sehen, wuchs mit jedem Schritte unsere Ungeduld. Wenn wir glaubten, das Haus dort in der Ferne müsse doch nothwendig das Wirthshaus seyn; so hörten wir, wenn es nun erreicht war, mit Schrekken, daß wir noch manche Krümmung des Thales zu durchwandern hätten, um dahin zu kommen. Doch als wir endlich angelangt waren, und die erste Müdigkeit überwunden hatten, mußten wir gestehen, daß wir alle Ursach hätten, damit zufrieden zu seyn, daß es gerade hier stände, denn wir hatten aus den Fen-

stern unseres Zimmers die freieste Aussicht auf den unteren Gletscher, der immer noch schön ist, besonders für den, der noch nie eine solche Eismasse sahe, ob er gleich seit einigen Jahren sehr verlohren hat. Wer von Lauterbrunn aus die Reise tiefer in's Thal macht, mag immer Grindelwald ungesehen lassen. Aber so schlecht ist der Grindelwald-Gletscher doch nicht, wie ihn der Reisende beschreibt, der sein Buch Wanderung durch die Niederlande Deutschland, die Schweiz und Italien (Leipzig 1796) überschrieben hat, denn selbst die Seite des untern Gletschers, die sich zurückgezogen hat, und nun eine einzige große Ruine darstellt, hat etwas interessantes, besonders wenn man sich nicht die Mühe verdrießen läßt, über die zahllosen Felsstücke, die oft mit schrecklichem Getöse unter den Füßen herabrollen, hinweg, und bis zum Gipfel zu klettern, wo ein großes Thor von dichtem Eise noch immer der Verwüstung trotzt, welche der übrige Theil des Gletschers erlitten hat. Auch ist der Zwischenraum zwischen der fruchtbaren Ebene, in welcher man die größten und saftreichsten Erdbeeren in Menge pflückt, und dem Fuße des Gletschers, wo man auf ewigem Eise einhergeht, so gar groß nicht, wenn es gleich jetzt übertrieben

seyn

seyn würde, zu sagen, daß man hier mit der einen Hand Erdbeeren pflükke, und mit der andern das Eis berühre. Der Theil des Gletschers, welcher der Zerstörung entgangen ist, hat noch seine volle Schönheit, und das Meergrün, womit die Sonne seine ungeheuren Zapfen überzogen hat, sticht herrlich gegen das weiße Eisgewölbe ab, worauf sie stehen. Im sanften Abhange senkt er sich gegen die Lütschene herab, welche im mächtigen und wilden Strom aus seinem dikken Eisgewölbe, wie unter einer Brücke, hervorstürzt, und im fürchterlichen Getöse alles mit sich fortreißt, was sich ihrem Laufe entgegen setzt. Indem wir auf dem Gipfel des Gletschers standen, umzogen plötzlich schwarze Gewitterwolken den Himmel, senkten sich rund um uns her von den hohen Bergen herab, und bildeten so ein großes dichtes Dunstgewölbe, indem sie den Horizont immer mehr verengten. Es war ein vollkommenes Nachtstück, von den Gletschern wie vom blassen Monde erhellt. — Ausserordentlich groß ist die Fruchtbarkeit des Thales, worin das Dorf Grindelwald zerstreut liegt. Mehr als 100,000 Pfund Käse werden jährlich daraus versendet, der Centner zu 8 bis 10 Thalern. Außer Kirschen und Erdbeeren gedeiht hier kein Obst, und auch

nur sehr wenig Getreide. — Die unweise Freigebigkeit der Reisenden, und die Leichtigkeit, mit der sich von ihnen Geld erlangen läßt, hat die Menschen in diesem Thale auffallend geldsüchtig und kriechend gemacht. Sobald sie einen Fremden kommen sehen, werden die Kinder an dem Wege ausgestellt; sie kommen einem mit Blumensträußen, seltenen Steinen, mit Erdbeeren und Kirschen entgegen, und wer sich durch die ganze aufmarschirte Jugend des Dorfes hindurch kaufen will, wird, wenn er auch jedem nur einen halben Batzen giebt, eine ziemliche Summe los. Selbst die Alten schämen sich nicht, auf diese Art die Fremden zu brandschatzen, und ein paar alte Weiber, die sich uns sehr ehrfurchtsvoll mit einem höchst steifen und tiefen Knickse nahten, (der Himmel weiß, wie diese höchst unnatürliche Verbeugung auch in diese abgelegenen Thäler eingedrungen ist) reizten uns fast in gleichem Grade zum Lachen und zum Unwillen. — Wir wurden am folgenden Morgen (dem 5ten August) durch den Anblick, den uns die nahen Berge gewährten, sehr überrascht; es hatte in der Nacht stark geschneit, und die grünen Alpen waren nun alle mit der dichtesten Schneedekke überzogen. Sehr überraschend war in diesem bis

zur Ueppigkeit fruchtbaren Thale für uns der Anblick eines schmahlen Landstrichs, der sich an dem Abhange eines waldigten Berges herabsenkte. Er stellte das traurigste Bild der Zerstörung dar. Ein angeschwollener Waldstrom hatte wenig Wochen zuvor eine Fluth von Felsstükken über ihn hergewälzt, und nun standen die Bäume, welche den verheerenden Wogen und der Gewalt der herabrollenden Felsstükke getrozt hatten, erstorben und blätterlos da, als hätte der herbe Frost sie getödtet. Kaum war an einigen noch eine Spur vorhanden, daß sie wenige Wochen zuvor, gleich den übrigen, herrlich bekleidet mit dichtem Laube, so lieblich da standen. — Erfreulicher war der Anblick eines Wasserfalles, der zuerst in mannigfachen kürzeren Kaskaden, und dann in einer Tiefe von 60 bis 80 Schuhen, an einer völlig senkrechten Felswand in einen dreifachen Staubregen, der sich auf dem schwarzen Grunde des Felsens prachtvoll ausnimmt, so mahlerisch herabstürzt, sich dann wieder in Einen Strom vereinigt, und in ewigen Krümmungen den Berg hinab in die Lütschene gleitet. Die Zahl der Wasserfälle ist in diesem Thale ausserordentlich groß, und dieß macht den Weg überaus interessant. Nicht selten sieht man auch mit-

ken aus einer senkrecht abgeschnittenen Felswand eine starke Quelle hervorsprudeln, und einen kleinen Tannenwald durchfließen, der sich auf den schmahlen Absätzen der schroffen Felswand erhebt, und den nie ein menschlicher Fuß berührte, weil kein Weg zu ihm hinführt. Diese kolossalischen Terrassen, welche die Hand der Natur in den harten Felsen grub, und mit den schönsten Tannen besetzte, sind in meinen Augen interessanter, als die fruchtbarsten und lachendsten Landschaften, besonders wenn der Sturm die schlanken Tannen, welche sie tragen, über den schroffen Abgrund hin beugt, und sie in die grausenvolle Tiefe zu stürzen droht. — Auffallend ist in diesen Thälern die häufige und scharf abgeschnittene Verschiedenheit der Temperatur der Luft. Wenn man eben vor einem Wäldchen von Kirschbäumen vorüberging, die ihre überreifen Früchte von selbst hergeben; so kommt man nur einige Schritte weiterhin, wo sich das Thal krümmt, an einen Obstgarten, in dem die Kirschen sich kaum zu färben anfangen, und wo es noch keine einzige reife Frucht giebt. So eben war man noch in schwüler Luft einhergegangen, und hatte schwer geathmet, und wenige Minuten weiterhin wird man von einer rauhen, eiskal-

kalten Luft angeweht, gegen welche man sich durch Mantel und Ueberrock schützen möchte. — Die Ziege ist in diesen Thälern den Sommer über das einzige Hausthier, und ihre Milch liefert den Bewohnern ihre Hauptnahrung, nächst dem Käse, den sie statt des Brotes dazu essen. Doch fängt man jetzt auch in diesen Gegenden an, kleine Kornfelder und Gemüsegärten anzulegen, und zwar mit sehr gutem Erfolge, daher die Behauptung Dürands in seiner trefflichen Statistique de la Suisse bald genug an diesen Thälern sich bewähren wird. Er sagt nehmlich: „wenn der Landbau, diese erste der Künste, in ihrer ganzen Vollkommenheit getrieben würde; so würde die Schweiz bald sich selbst nähren können.“ — Man wandert 5 starke Stunden in diesem reizenden Thale, ehe man Unterseen und Neuhaus erreicht. An dem letzteren Orte trifft man wöchentlich zweimahl ein Postschiff an, mit welchem man ziemlich schnell und bequem über den Thuner-See nach Thun fährt. Dieser See liegt ausserordentlich hoch, nehmlich 1780 Fuß über das Mittelländische Meer erhaben; folglich noch 634 Fuß höher, als der Genfersee. Fast überall ist er mit einer Kette von hohen, und größtentheils sehr steilen Bergen umgeben, daher seine Ufer

vorzüglich durch das Kolossalische und zum Theil Schauderhafte ihrer Felsen gefallen, über deren kahle Gipfel nur selten eine grünende Alp sich erhebt. Er ist nicht so gefährlich zu befahren, wie der Vierwaldstädter-See, denn er ist nicht, so wie dieser, häufigen Stürmen ausgesetzt. Man weiß seit einem halben Jahrhunderte von keinem Unglücksfalle auf dem Thuner-See. — An seiner Nordseite ist die berühmte Höhle des heiligen Beat, des ersten Apostels der Schweizer. Ihr Eingang ist in der Mitte eines sehr hohen und steilen Felsens, zu dem man mit großer Mühe hinaufsteigt. Sie geht über 100 Schritte beinahe ganz gerade in den Felsen hinein, und hat einen sehr geräumigen Eingang, aus dem ein Bach mit sehr kaltem Wasser hervorfließt. Das Gewölbe der Höhle ist mit weißen Röhren und traubenartigen Tropfsteinen besetzt. Je weiter man gegen Thun hinkommt, desto interessanter wird die Ansicht der Berge, welche sich um den See gelagert haben. Es treten majestätisch das Stockhorn und der Niesen hervor, und im Rükken erscheinen die Blümlis-Alp, die Jungfrau in blendendem Glanze, der Mönch und der Eiger. — Sehr überraschend ist der Anblick einiger überaus schönen Wirthshäuser

mitten in diesen öden unwirthbaren Felsen, welche dicht an das Ufer des Sees gebaut sind, und ganz isolirt da stehen. Mahlerisch tauchen hie und da kolossalische Nußbäume die Spitzen ihrer langen fruchtreichen Aeste in die spielgelhellen Fluthen des Sees. Sanft fließt, nahe bei der Stadt, die Aar aus dem See, und bewässert eine überaus fruchtbare und reizende Ebene. Wir hatten ungefähr in 6 Stunden die Fahrt von Neuhaus bis Thun gemacht. Unsere Schiffsgesellschaft bestand aus 22 Personen, meistens Berner Bauern. Nachdem der edle Schnaps seine Wirkung gethan hatte, fingen sie nach Landessitte an, Psalmen zu singen, denn diese sind durch den ganzen Kanton Bern die gewöhnlichen Lieder der Freude. — Da wir uns nicht gern der sogenannten Kälberflotte (unbedeckten Schiffen, welche Mittwochs und Sonnabends von Thun auf der Aar nach Bern gehen, und häufig vierfüßige Passagiere haben) anvertrauen wollten; so übernachteten wir bloß in dem finstern und öden Thun, und gingen am Morgen um 6 Uhr an Bord der sehr bequemen Diligence, die uns in 4 Stunden auf der herrlichen Kunststraße, welche zwischen beiden Städten sehr sorgfältig unterhalten wird, nach Bern brachte. Diese alte Stadt (ihre

Erbauung fällt ungefähr in das J. 1191) hat eine ganz sonderbare Lage auf einer Halbinsel, welche beinahe ein Dreieck bildet. Daher ist sie an der Seite, wo man von Thun hereinkommt, so schmahl, daß eine ziemlich enge Gasse ihre ganze Breite ausmacht. Nach und nach erweitert sie sich, und hat dann 2, weiterhin 3, und endlich 5 Straßen, welche parallel neben einander hinlaufen, und größtentheils eine beträchtliche Breite haben. Eben so auffallend, als diese Figur der Stadt, ist auch der Umstand, daß man von dem Ufer der Aar, welche die Stadt in einem Halbzirkel umfließt, 3 bis 400 Schritte in die Höhe steigen muß, wenn man durch das hart an der Aarbrükke liegende Stadtthor gekommen ist, denn der größte Theil der Stadt liegt auf einer hohen Ebene und auf deren Abhängen, daher man in vielen Straßen auf die Aar, wie von einem hohen Festungswalle in den tiefen Stadtgraben, hinabsieht. Wenn man jetzt nach Bern kommt; so hat man Mühe, es herauszubringen, daß man sich in einer Stadt befindet, deren Einwohner das Deutsche als Muttersprache reden, so sehr ist hier alles französirt, und man kann sicher behaupten, daß ein Berner eher die Kenntniß der Deutschen als der fran-

zösischen Sprache entbehren könnte, denn der größte Theil der Dienstboten spricht hier Französisch, weil diese Menschen alle aus der französischen Schweiz her sind. Es ist mit den Bernern so weit gekommen, daß sie sich nach gerade ihrer Muttersprache schämen, und man kann ihnen das auch nicht so ganz verdenken, da das Deutsche in ihrem Munde sich wirklich häßlich genug ausnimmt. Die Kinder lernen von den französisch-sprechenden Dienstboten sehr bald das Französische, und es ist ihnen daher von Jugend auf geläufiger, als das Deutsche. Freilich wäre es zu wünschen, daß man sich auch in Bern nach gerade, wie in Zürich, bemühete, der deutschen Sprache Wohlklang und Richtigkeit in dem Munde der Eingebohrenen zu verschaffen. Aber hieran wird noch wenig gedacht, obgleich diejenigen, welche in Deutschland gewesen sind, einer etwas reineren Aussprache sich befleißigen. Die allgemeine Einführung der französischen Sprache, und die genaue Verbindung, in welche die Berner dadurch, daß sie den Franzosen Truppen in Sold gaben, mit dieser Nation gekommen sind, hat auch den französischen Ton in diese Stadt eingeführt, welcher vorzüglich jedem Fremden, der von Zürich nach Bern kommt, auffallen muß. Er äussert sich be-

sonders in der Ungezwungenheit, mit welcher beide Geschlechter hier mit einander umgehen, in der Allgemeinheit vermischter Gesellschaften, und in der Freimüthigkeit, mit welcher die Frauenzimmer, auch dem Fremden, entgegen kommen. Desto auffallender ist es, daß die Benennung Demoiselle noch gar nicht so allgemein bei den Bernern im Gebrauch ist wie bei uns. Selbst die Tochter eines Rathsherrn hört man Jungfer nennen. Ueberhaupt bemerkt man in denjenigen Familien, welche sich in die ersten Staatsämter theilen, einen gewissen Kampf der rathsherrlichen Steifigkeit und Würde mit der französischen Ungezwungenheit und Leichtigkeit, und noch läßt sich nicht entscheiden, wohin sich der Sieg neigen dürfte. Leider ist es in Bern noch mehr, als in Zürich, der Fall, daß die Verbindung mit einer großen Familie den Weg zu einer Rathsstelle bahnt. Auf diese Art kam schon mancher Unwürdige, der in französischen Kriegsdiensten das Wenige, was ihm von Solidität und Redlichkeit durch die Erziehung zu Theil geworden war, zugesetzt, und dafür die große Kunst, mit Anstand müßig zu gehen, zu windbeuteln, zu schwatzen und zu heucheln gelernt hatte, zu der Ehre, an das Staatsruder gesetzt zu werden, und

wur-

wurde, nachdem er lange genug im Rath figurirt hatte, zum Lohn für seine Verdienste um den Staat Landvogt, oder mit andern Worten: ein kleiner Fürst. Nach der Constitution soll ein jedes Mitglied des großen Rathes allen anderen Geschäften von dem Augenblick an entsagen, da es in den Rath tritt, um sich mit Anstrengung aller seiner Kräfte der Regierung des Staats anzunehmen. Allein da der Staat den Regierern wenig für ihre guten Dienste giebt (ein Rathsglied hat jährlich etwa 30 rthl. Einkünfte); so muß man es wohl geschehen lassen, daß die Rathsglieder ihre vorigen Geschäfte noch immerfort, und zwar als Hauptgeschäfte, die der Regierung aber als Nebensachen betreiben. Alle 10 Jahr wird die Magistratur in Bern auf's neue besetzt, und zwar durchs Loos. Die Mitglieder des kleinen Rathes, und die Sechzehner, oder Deputirten der Zünfte, besorgen dieß wichtige Geschäft. Jeder Bürger ist wahlfähig; aber nur die, welche aus großen Familien herstammen, kommen wirklich bei den Wahlen in Betrachtung. Leider muß man dabei hauptsächlich auf großes Vermögen sehen, aus dem vorhin angeführten Grunde. Daher haben denn nur ungefähr 80 Geschlechter in Bern Antheil an der

Re-

Regierung. — Eine merkwürdige Einrichtung Berns ist das Chor- oder Ehegericht, welches aus geistlichen und weltlichen Beisitzern besteht, und große Gewalt hat. Es wacht über Aufrechthaltung guter Sitten, und spricht in allen Ehesachen. Daher hat es sehr viel Geschäfte; denn auch hier nehmen die Klagen der Eheleute über Untreue und Ehebruch täglich zu. Man ist daher sehr strenge. Ich hörte drei französisch gekleidete Weibspersonen, welche es mit Ehemännern gehalten hatten, und von deren Frauen angeklagt worden waren, zum Zuchthause und zur Exportation verurtheilen.

Der Oster-Montag ist ein Festtag für das Berner Volk. Der kleine Rath wird an diesem Tage vom Staate in seinem Amte feierlich bestätigt, und erhält darüber öffentliche Schutzbriefe. An eben diesem Tage wird auch von dem sogenannten äusseren Stande, welcher eine sonderbare Eigenthümlichkeit Berns ist, eine eben so prächtige, als groteske Procession gehalten. Eine Gesellschaft von jungen Bürgern, die gleichsam einen Staat im Staate formiren, machen diesen äußeren Stand aus. Es ist ein wahrer Schattenriß der Berner Regierungsverfassung. Man kann diese Anstalt als eine Vorbereitungsschule für Staats-

äm-

ämter betrachten, denn alle Geschäfte der Regierung werden pünktlich darin nachgeahmt, und die Gesellschaft hat unter sich alle die Würden, Ceremonien, Feierlichkeiten und Verbindlichkeiten, die wirklich im Staate gefunden werden. Der künftige Sachwalter kann sich hier an gewissen Tagen im Jahre in öffentlichen Reden üben, denn es wird ein Civil- und Criminal-Proceß förmlich durchgegangen, und man hält Reden zum Lobe der Verfassung und der berühmten Ahnherren. Die Gesellschaft hat sogar ein eigenes schönes Rathhaus, und den ganzen Troß von Gerichtsdienern und sogenannten Ueberreitern, in der gesetzmäßigen halb rothen und halb schwarzen Kleidung. Auch eine Abgabe hat sie zu heben, die aber nur 28 Batzen beträgt, und von Murten als Grundzins erlegt wird. Der regierende Schultheiß des äußeren Standes begiebt sich auch wirklich in feierlicher Begleitung nach diesem Orte, um sie zu erheben.

Die 120 Landvogteien, welche die Gesellschaft zu vergeben hat, bestehen freilich nur in alten verfallenen Schlössern, worin Eulen ihre Residenz aufgeschlagen haben. Habsburg ist die vornehmste darunter. Ein alter schweizerischer Geograph (Füßlin) sagt sehr naiv, und wahrscheinlich auch sehr

richtig von dem Ursprunge des äußeren Standes: „wie wenn dieser Schattenstand aus einem jugend„lichen Spiel auf dem Markt und in den Gassen „entstanden wäre? Das ist eine uralte Gewohn„heit, daß die Jungen die Alten nachahmen.“ —

Es ist wahr, Bern ist eine der schönsten Städte, die man sehen kann, aber eine angenehme Stadt ist's wahrlich nicht. Denn da die Häuser sämtlich auf Arkaden ruhen, und sich das ganze Menschengewühl unter diesen zusammendrängt; so sind die Straßen öde und leer, und dieß, samt der großen Einförmigkeit, welche in der Bauart der Häuser herrscht, thut eine sehr üble Wirkung. Es hält daher auch äusserst schwer, ein Haus von dem andern zu unterscheiden, und wäre nicht die Sitte, den Nahmen des Hausbewohners an die Thür zu schreiben, ziemlich allgemein; so müßte es entsetzlich schwer halten, hier jemand herauszufinden. Nicht weniger ermüdend ist die Länge der Straßen, und da die Stadt fast gar keine Breite hat; so wird man des Umhergehens in ihren Straßen bald satt. Eine Berner Straße scheint in der That nur aus zwei ungeheuer großen Häusern zu bestehen, so schwer ist es, ein Haus von dem andern zu unterscheiden. Nur die zum Theil recht

schö-

schönen Springbrunnen bringen einige Mannigfaltigkeit in die Straßen, und ein schnellfließender Bach, der durch alle Haupt- und Nebenstraßen streicht, und auch durch Röhren unter die Häuser geleitet wird, verschafft ihnen einige Annehmlichkeit. Die Reinlichkeit der Stadt ist daher auffallend groß. Einige 30 Züchtlinge sind beständig mit der Straßenreinigung beschäftigt. — Unter die Schweizerhelden, welche die öffentlichen Springbrunnen zieren, einen Tell, Struth und Arnold von Winkelried, hat sich auch der Israelitische Held David gemischt, und zwar in seinem Kampf mit Goliath. Auch Moses erscheint unter ihnen, mit den Gesetztafeln in der Hand. — Sonderbar und auffallend ist's, daß das Rathhaus gerade das schlechteste unter allen öffentlichen Gebäuden ist. In den schönsten Pallästen wohnt hier die Armuth und die Krankheit in den mannigfachsten Gestalten. Die Einrichtung des prächtigen großen Spitals, nach welcher hier jeder Durchreisende Nachtlager und Kost erhält, ist nicht lobenswerth, denn sie wird meist nur von Landstreichern benutzt, und zieht diese Menschenklasse in großen Schaaren herbei. Dieß Spital hat die sonderbare Ueberschrift: Christo in pauperibus. Seine Hauptbestimmung, ein

ein Zufluchtsort für verarmte Bürger zu seyn, ist höchst rühmlich. Es hat einen so ansehnlichen Fond, daß es sich selbst sehr gut erhalten kann. Die vielen prachtvollen öffentlichen Gebäude, besonders die über alle Beschreibung schönen Magazine, sind ein sprechender Beweis von dem Reichthum des Staats. Dieser Reichthum ist ein Werk der Vorfahren, welche die Gesetze der weisesten Sparsamkeit befolgten. Doch tritt leider jetzt der Zeitpunkt ein, wo die Interessen der ausstehenden Kapitalien nicht mehr zur Befriedigung der immer größer werdenden Staatsbedürfnisse hinreichen. Einen Beweis von der großen Ordnung in der Staatswirthschaft legen die wohlgefüllten Kornkammern, und die trefflich eingerichteten Zeughäuser ab. Das ältere enthält Gewehre für 30,000 Mann, und gegen 400 metallene Kanonen und Mörser. Einige darunter verdienen die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher; sie sind burgundischen Ursprungs, und haben Mönchsschrift. Interessant ist es, hier die Waffen der Leibgarde Karls des Kühnen und des Helden eigene Leibpistolen, mehrere vollständige Rüstungen Bernischer Helden, unter andern auch die des Stifters der Stadt, Berchtold des fünften von Zähringen und Kuno's von Bubenberg

zu

zu betrachten. Mit besonderer Freude werden den Fremden hier die Wagen voll Strikke gezeigt, welche, einer sehr unverbürgten, und höchst unwahrscheinlichen Sage nach, Karl der kühne in der Schlacht bei Grandson seinem Heere nachführen ließ, um die Schweizer daran aufzuhängen, indem er sie schon ganz in seinen Händen zu haben glaubte. Tells Bildsäule fehlt auch hier nicht. Zwar ist sie nur von Holz, aber doch sehr ausdrucksvoll und gut gearbeitet. Auf dem Hofe liest man die Inschrift des Zeughauses: Felices populi, meditantes tempore pacis, quae eis in bello semper utilia parent. — In Bern sahe ich das erste öffentliche Gebäude, welches eine griechische Inschrift hatte. Es war das Gymnasium. Die Inschrift heißt: ὀδεις βέβηλος εισιζω (kein Ungeweihter betrete dieß Haus). Zwanzig junge Leute haben in dieser Anstalt freie Wohnung, Kost und Unterricht. Der letztere wird denen, welche das 15te Jahr erreicht haben, in lateinischer Sprache ertheilt, und ist durchaus katechetisch; eine sehr lobenswürdige Einrichtung, welche man in Zürich nachahmen sollte. Das Gymnasium hatte bisher an dem Professor Ith, der als Schriftsteller so rühmlich bekannt ist, einen trefflichen Lehrer. Durch ihn sind auch

wesentliche Verbesserungen in Ansehung des Lectionsplans und der Methode bewirkt worden. So hat er z. B. die Polemik verbannt, welche lange genug gelehrt worden war. Die Moral- Philosophie, sonst ein bloßes Anhängsel des griechischen Lehrstuhls, wird jetzt, wie sich's schickt, von dem Lehrer der Philosophie vorgetragen. Der treffliche Ith hat sich jetzt zurückgezogen, und eine Pfarre auf dem Lande angenommen, welche ihm ein gutes Einkommen und viel Muße verschafft. — Bern hat bereits seit dem Jahre 1759 eine sehr gut eingerichtete ökonomische Gesellschaft, deren Hauptzweck Verbesserung aller Theile der Staats- und Landwirthschaft ist. Vormals erwarb sie sich ausgebreiteten Ruhm, als der große Haller noch an ihrer Spitze stand. Sein Tod schien sie in Unthätigkeit versenkt zu haben. Indessen hat sie neuerlich wieder einen Band interessanter Abhandlungen herausgegeben. Besonders wohlthätig wird sie jetzt, gleich der physikálischen in Zürich, durch Belohnung und Ermunterung der Landleute, indem sie ihnen in einer Schrift, von der monatlich 2 Bogen erscheinen, allerlei nützliche Vorschläge, Nachrichten und Belehrungen ertheilt. — Bern hat sehr viel gute Köpfe, aber verhältnißmäßig nur

we-

wenige Schriftsteller. Albrecht Haller, der Sohn des großen Dichters, hat botanische Beiträge geliefert. Die Schriften von Ith, Tralles und Walther sind auch unter uns rühmlichst bekannt. Der Apotheker Höpfner gab ein Magazin zur Naturkunde Helvetiens in 4 Bänden heraus. — Die öffentliche Bibliothek, welche aus 30,000 Bänden besteht, worunter 1200 Handschriften (unter andern eine sehr vollständige der Troubadours, die schon benutzt worden ist) sich befinden, hat eine sehr gute äußere Einrichtung, und treffliche Säle, und verdient nicht bloß als Bibliothek, sondern auch als Kunst- und Naturalienkabinet besucht zu werden. Denn sie enthält unter andern eine treffliche Sammlung Süd-Indischer und Otaheitischer Merkwürdigkeiten, welche der berühmte Mahler Weber, Kooks Begleiter, der Regierung schenkte; und zwei schöne Basreliefs von dem Gouvernement Aigle, und der Gegend um den Thuner- Brienzer- Lungern- und Saarner-See, welche in eben der Manier, wie das Pfyfferische, gearbeitet sind; doch das eine nach einem größeren Maaßstabe. — Eine treffliche und sehr nachahmungswürdige Anstalt ist die öffentliche Medicinische Lesebibliothek für Stadt- und Landärzte, welche erst seit 2 Jahren besteht,

und bereits 2000 Bände zählt. Die Beiträge werden nach Maaßgabe der Entfernung von der Stadt entrichtet. Alle Woche werden an bestimmten Tagen Bücher ausgetheilt, und ich habe mich durch den Augenschein überzeugt, daß diese Bibliothek wirklich von den Landärzten des ganzen Kantons mit vielem Eifer benutzt wird. Da ein sehr einsichtsvoller und gutdenkender Arzt die Aufsicht hat; so läßt sich auch erwarten, daß bei der Auswahl der anzuschaffenden Bücher mit der gehörigen Vorsicht zu Werke gegangen werde. — Unter den Naturalien-Kabinettern, welche Privatpersonen in Bern besitzen, zeichnen sich die der Herren Wyttenbach und Sprüngli vorzüglich aus. Jenes ist besonders an Mineralien sehr reich. Der Besitzer desselben hat sich in der gelehten Welt durch seine Beiträge zur Naturgeschichte des Schweizerlandes, und durch das Berner Magazin zur Naturkunde Helvetiens rühmlichst bekannt gemacht. Er hat die Schweiz mit der größten Sorgfalt in naturhistorischer Hinsicht bereist, und machte noch erst im vorigen Jahre in dieser Absicht eine Reise, von der manche bedeutende Aufschlüsse in der Naturwissenschaft zu erwarten sind. Ich sahe in seinem Kabinet zum erstenmahle einen verarbeiteten

La-

Lavezstein, dieses merkwürdige und eigenthümliche Produkt der Schweiz. Er wird vorzüglich in Cleven (einer Grafschaft in Graubündten am Comer-See) gleich dem Erz aus den Gruben geholt, und ist dann sehr weich, bis er die Feuchtigkeit verlohren hat. Auf dem Drehstuhl wird er mit einer Art von Meissel förmlich gedrechselt, und zwar so, daß aus einem einzigen Stükke 5, 6 und mehrere Gefäße, die in einander liegen, geschnitten werden. Bei Plurs und in der Landvogtei Luggarus werden sie auch gefunden. — Das Sprüngliche Kabinet ist einzig in seiner Art. Der ehrwürdige Greis widmete den größten Theil seines Lebens dieser Sammlung, welche aus 250 einheimischen Vögeln besteht, die trefflich ausgestopft, und sehr gut geordnet sind. Er kennt nur noch 8 Arten, die ihm fehlen. Freilich trifft man unter dieser Zahl manchen Vogel an, der eigentlich im äussersten Norden zu Hause gehört, und nur auf seinen Wanderungen einige Zeit sich in der Schweiz aufhält; unter andern eine sehr große Ente (Immer ist ihr nordischer Name), welche in Island wohnt, und dort brütet. Unbegreiflich ist es, wie dieß schwerfällige Thier mit seinen kurzen Flügeln eine so weite Reise machen kann. Eine

große bunte Schwalbe (hirundo melba) ist wegen des Umstandes merkwürdig, weil sie nur an dem Berner Münster, und sonst nirgends in der ganzen Schweiz angetroffen wird. Sprüngli lebt in philosophischer Ruhe und Abgeschiedenheit ausserhalb der Stadt, doch nicht weit von ihr entfernt, auf einem sehr schönen Landgute, und geht, seines hohen Alters ungeachtet (er hat beinahe ein Jahrhundert durchlebt) immer noch mit seinem Zeitalter fort; eine seltene Erscheinung, selbst bei jüngeren Greisen!

Unter den Bergen, welche in der Nähe von Bern sich erheben, verdient der Panthigerhubel vorzüglich bestiegen zu werden; man bedarf aber dabei eines Führers aus dem nahen Dorfe.

Unsere Reise ging nun in den Kanton Solothurn. Wer könnte in Bern, und also Hindelbank, diesem durch Nahls Meisterwerk so berühmten Dorfe, nahe seyn, ohne dieß rührende Denkmahl der Freundschaft bewundert zu haben; denn es zu sehen, ohne es zu bewundern, ja ohne von dem sprechenden Bilde der Mutter zu sanfter Rührung hingerissen zu werden, ist für einen Menschen, der nur einiges Gefühl hat, unmöglich. Unser Weg ging von Hindelbank nach Fraubrunn, einem

schö-

schönen Dorfe an der Straße, welche von Bern nach Solothurn führt, mit einem trefflichen Wirthshause. Man wird äusserst angenehm durch die Reinlichkeit, Nettigkeit, Ordnung und Bequemlichkeit überrascht, welche man in diesem ländlichen Wirthshause findet. Der Ort ist in der früheren Schweizergeschichte merkwürdig. Mitten im Winter war hier ein hitziges Gefecht zwischen den Bernern und der Räuberschaar eines gewissen Herrn v. Coußin, welcher den sonderbaren Einfall hatte, das vermeintliche Erbgut seiner Mutter, die eine österreichische Prinzessinn war, in Besitz nehmen zu wollen. Ein steinernes Kreuz verewigt den Sieg, den die Berner erfochten, durch folgenden Vers:

Tausend dreihundert siebzig und fünf Jahr
Auf Sanct Johannes Tag, der um Weihnacht war,
In Fraubrunn ward durch die von Bern vertrieben
Das Englisch Heer, davon 800 todt geblieben,
Die man in diesem Land die Gügler hat genennt;
Auch darin noch vielmehr zerschlagen und zertrennt.
Der Herr, der diesen Sieg aus Gnaden hat bescheert,
Sei darum ewiglich gepreiset und geehrt!

Der Kanton Solothurn gehört nächst Genf zu den volkreichsten Ländern, nicht bloß der Schweiz, sondern Europa's überhaupt, denn die Menschen-

zahl beläuft sich in diesem, noch nicht 8 Quadrat-Meilen großen Ländchen, auf 45,000, so daß auf einer Qradrat-Meile 6000 Menschen wohnen. Im Genfer Gebiet wohnen 11,400 auf einer Quadrat-Meile; im Kanton Bern kaum 1700, in Zürich doch auch nur 4285. So ungleich sind die 2 Millionen Menschen, welche die Schweiz enthält, in diesem Lande vertheilet! Aber die 8 Quadrat-Meilen des Kantons Solothurn enthalten auch ein Ländchen, über welches die Natur ihren reichsten Segen ausschüttete, indem sie ihm Korn, Wein und Obst die Fülle gab. Desto auffallender ist, nahe bei der Stadt, auf dem Wege nach der berühmten und bewunderten Einsiedelei St. Croix eine Wüstenei, welche mit den brennenden Wüsten Afrika's verglichen werden kann. Glücklicher Weise hat sie nur einen sehr kleinen Umfang. — Die neue Hauptkirche St. Ursus ist die größte Zierde dieser gut gebauten Stadt, und vielleicht das schönste Denkmahl der Baukunst in der Schweiz, die freilich an dergleichen Denkmahlen nicht sehr reich ist. Nur möchte man es bedauern, daß die Solothurner aus Bigotterie, der sie noch immer sehr ergeben sind, eine für ihren kleinen Staat ungeheure Summe auf den Bau dieses sehr überflüßigen

gen

gen Tempels verwendeten, zu einer Zeit, da sehr dringende Staatsbedürfnisse zu befriedigen waren. Offenbar hat auch die Stadt für ihren Umfang und die Zahl ihrer Bewohner eine zu starke geistliche Besatzung, denn sie zählt 6 Klöster. — Die Einsiedelei St. Croix, eine starke halbe Stunde von der Stadt entfernt, verdient wegen des seltsamen Gemisches von Majestät und Kleinlichkeit, den hier die allmächtige Natur und die ohnmächtige und geschmacklose Menschenkunst hervorgebracht haben, besucht zu werden. Die Felsen, welche zu beiden Seiten den Weg, der dahin führt, begrenzen, ziehen sich immer näher zusammen, und verengen das Thal endlich bis auf etwa 20 Schritt. Hier thürmen sie sich furchtbar auf, und bilden völlig senkrechte Wände, über deren äussersten Saum in schwindelnder Höhe ein Tannengebüsch mahlerisch sich herabsenkt. Ein kleiner Bach rieselt durch das verengte Thal hin, und trennt die kleine ärmliche Wohnung des Einsiedlers von der mit bewundernswürdiger Mühsamkeit in den harten Felsen eingehauenen Kapelle, in deren düsterer Tiefe das heilige Grab, von dem matten Schimmer des hineingeschlichenen Sonnenlichtes dürftig erleuchtet, dem andächtigen Pilger sich zeigt, bewacht von 3

Hütern, aus Holz in Lebensgröße gebildet, von welchen der eine sehr komisch, nach der Versicherung des Einsiedlers, der hier den Cicerone macht, sein Erstaunen und Schrekken darüber, daß Christus mit Leib und Seel gen Himmel gefahren ist, dadurch ausdruckt, daß er sich mit allen Fingern gar kräftig in den Kopf kratzt; der andere im stummen Schreck mit seinem Spieße dasteht, der dritte an den Fels gelehnt, ruhig schläft. Auf der anderen Seite der Grotte stehen die 3 heiligen Jungfrauen, auch in Lebensgröße, und der Einsiedler versicherte, heute erst seien sie trokken geworden, sonst wären sie immer naß, weil der Fels unaufhörlich feucht sei. Das heilige Grab selbst wurde, einem Gelübde zufolge, das ein Oberster, Namens Ferol, in der Gefangenschaft that, von ihm gestiftet. Bewundernswürdig ist die Arbeit des ersten Einsiedlers, der sich in diese grauenvolle Einöde vergrub. Er durchbohrte den harten Fels, der im hohen Gewölbe sich über die Kapelle des heil. Grabes hinzieht, um ein Seil hindurch ziehen, und so in der Kapelle eine Glokke läuten zu können, welche er auf dem Gipfel des Felsens in einem kleinen steinernen Thurme aufhängte, der hier eine sehr gute Wirkung thut.

Man

Man weiß nicht, ob man lachen, oder sich ärgern soll über die Art, wie die einfältige Andacht des ersten Einsiedlers und jenes Obersten die schöne Grotte, welche hier der Felsen bildet, benutzt und vermeintlich verschönert hat. Der sanfte Abhang der Hinterwand gegen den Boden zu schien ihnen zu einer Darstellung der Leiden des Erlösers auf dem Oelberge sehr bequem zu seyn. Sie umgaben also die Grotte mit einem schwarzen Gitterwerk, das sie mit Versen schmückten, die zu jener Darstellung gar wohl passen. Jesus in Lebensgröße kniet auf der kleinen Erhöhung, die der Felsen in der Grotte bildet; an dem Fuße derselben liegen die schlafenden 3 Jünger, in mehr als Lebensgröße, und sehr plump gearbeitet. Im obern Winkel, wo die Grotte einen Absatz hat, ist die Stadt Jerusalem zu sehen, gar schön von Holz gearbeitet; die Juden schauen über die Stadtmauer auf den Leidenden hinab, auf dessen Stirn der blutige Schweiß sehr ekelhaft dargestellt ist. Ueber dem Oelberge steht Judas in kleiner Figur und rothen Mantel; Gott der Vater, als ein alter Mann, schwebt über der Scene in den Wolken, unter ihm steht ein Engel in Lebensgröße, Jesu das Kreuz präsentirend, in einer Stellung und mit einer Mie-

ne,

ne, als wollte er sagen: es thut mir zwar herzlich leid, aber es ist doch nun einmahl nicht anders; neben ihm steht der Leidenskelch.

Dem heiligen Grabe gegenüber steht eine einfache, von Stein aufgeführte Kapelle, in der die Gebeine des ersten Einsiedlers Arsinius, der aus dem Vaterlande der Einsiedler, Aegypten, hieher gekommen seyn soll, begraben liegen. Seine Höhle wird in dem Felsen gezeigt; sie ist schauerlich, und noch schauerlicher ist das Loch in der Felswand, worin die heilige Verena, die eigentliche Schutzpatronin und erste Bewohnerinn dieser heiligen Grotte, geschlafen haben soll. Auf dem kleinen Bach, der im Frühjahr schrecklich anschwillt, soll sie nach Zurzach geritten, d. h. nach hiesiger Sprache geschifft seyn, und unter ihren Thaten glänzt vorzüglich der Eifer, mit dem sie sich der Kinder annahm, die vom Grind geplagt waren; sie reinigte ihre Köpfe mit einem Strählen (Kamme). — Zwei Mönche des abscheulichen Ordens de la Trappe, die nebst 12 ihrer Brüder eine geraume Zeit hindurch hier eine Zuflucht fanden, welche sie den gnädigen Herren von Solothurn unmäßig theuer bezahlen mußten, fanden hier eine Ruhestätte für immer, indeß die übrigen sich genöthigt

nöthigt sahen, den Kanton Freiburg um einen Zu= fluchtsort anzuflehen.

Der Kanton Basel, nach dem wir uns nun hinwandten, ist einer der volkreichsten; denn wenn man die ganze Volksmenge des Kantons auf 40,000 Menschen anschlägt; so kommen im Durchschnitt 4000 Menschen auf Eine Quadrat=Meile, indem der Flächeninhalt des Kantons gewöhnlich zu 10 Q. M. angenommen wird. Die Stadt Basel ist aber sehr menschenarm, im Verhältniß gegen ihre Größe, und in Rücksicht auf ihre besonders vor= theilhafte Lage an den Grenzen von Deutschland, Frankreich und der Schweiz, und an einem der größten Ströme. Aber freilich kommt ihr der letz= tere Umstand sehr wenig zu statten, indem der Rhein erst hinter Basel eigentlich schiffbar wird, und auch dann die Schiffahrt auf demselben noch sehr eingeschränkt ist, da er so reissend strömt, daß man nur hinunter, nicht hinauffahren kann. Ueber= haupt ist der Rhein, so lange er den Schweizer= boden berührt, zur Schiffahrt äusserst wenig taug= lich. Von Chur bis an den Bodensee kann er nur mit Flößen, und von Stein bis Schafhausen auch nur mit Schiffen, welche 1000 Centner Last führen, befahren werden. Beinahe eben diese Be=

wand=

wandniß hat es mit den übrigen großen Flüssen der Schweiz, mit der Aar, Reuß und Limmat. Hätten die Schweizer nicht 15 schiffbare Seen in ihrem gebürgichten Lande, so würde es um den Handel im Innern schlecht aussehen.

Basel ist bekanntlich die einzige Universität des Schweizerlandes; aber dennoch kann es kaum eine schlechter organisirte und weniger besuchte Universität geben. Man kann sie füglich mit einem uralten Gebäude vergleichen, woran man noch manche Spuren des ehemaligen Glanzes, der Festigkeit und Brauchbarkeit antrifft, welche an den Ruhm und die Größe der Erbauer desselben erinnern; das aber jetzt größtentheils von geringen Leuten ohne Ruf und Hoheit bewohnt wird, weil wegen seiner Baufälligkeit und Unverbesserlichkeit kein rechtlicher Mensch mehr darin wohnen will. Der Rath der Stadt fängt auch nach gerade an, zu verzweifeln, daß das alte Gebäude noch länger in baulichem Stande und Würden erhalten werden könne, und begnügt sich daher, einen Flügel desselben zu conserviren, nehmlich das Gymnasium. Wie gering die Zahl der Studirenden sei, erhellet aus dem Umstande, daß man schon seit mehreren Jahren die Stipendien an junge Fabrikanten vergeben muß-

te,

te, weil keine Studirende da waren. Jetzt hat man den sehr vernünftigen Beschluß gefaßt, die schmahlen Besoldungen der Lehrer des Gymnasiums damit zu verbessern. Ein Baseler Professor hat gewöhnlich 100 neue Thaler Gehalt, und muß dennoch, gleich allen übrigen Staatsbedienten, beim Antritt seines Amtes, den Competenz-Eid schwören, d. h. sich eidlich anheischig machen, daß er nie um eine Zulage anhalten wolle. Das heißt doch wohl, das Zutrauen der Menschen forciren? Von dem Jahre 1719 datirt sich bereits das Sinken der Baseler Akademie, denn in diesem Jahre kam man auf den unseligen Einfall, zur schnellen Ertödtung der in Republiken vorzüglich grassirenden Pest, welche Kabale heißt, das Loos bei Besetzung der öffentlichen Aemter einzuführen. Seitdem geschahe es denn wohl zuweilen, daß die Lehrstellen an den ganz unrechten Mann kamen, indem ein Stammelnder, dem noch obendrein die Demosthenische Beharrlichkeit von der Mutter Natur versagt worden war, Professor der Beredsamkeit, ein Mathematiker Professor der orientalischen Sprachen, und ein Melancholikus Professor der Logik wurde. Auch geschahe es häufig, daß ein sehr geschickter und brauchbarer Mann schlechterdings gar nicht zu ei-

einem Amte kommen konnte. So hatte z. B. ein noch lebender Geistlicher das Unglück, bei 20 Fällen durchzufallen, so daß er sich endlich genöthigt sahe, im politischen Fache zu versuchen, ob ihm das Glück da günstiger seyn würde, und da war es ihm denn auch so günstig, daß er mehrere male hinter einander reüssirte. Man kann also die Baseler ohne Uebertreibung Glückskinder nennen.

Kaum kann es einen auffallenderen Contrast geben, als der ist, welchen seit der Invasion der Neufranken in das Gebiet des Bischofs von Basel dieses und das Gebiet des Kantons darstellen. Hier tiefer Friede mit allen seinen Segnungen, ungestörte Thätigkeit, Ordnung, Handel und Kunstfleiß, kaum eine Spur von dem Kriege, der wenige Stunden weiter so schrecklich wütet: dort alle Greuel und alle Schrekken des Krieges im vollesten Maaße: die pardiesischen Gärten von Arlesheim zerstört, die schönsten Anlagen vernichtet; der Tempel, die Grotten, die Lusthäuser, die Denkmäler umgestürzt, und in gräßliche Ruinen verwandelt; die Betriebsamkeit der Menschen unterbrochen, ihr Wohlstand zerrüttet durch unmenschliche Contributionen, ihre Felder verwüstet. Eben das Volk, das mit einer Art von Kunstgier alle die prächti-

gen

gen und kostbaren Denkmale der alten Kunst, welche Italien besitzt, an sich reißt, und in seiner Hauptstadt anhäuft, zerstört hier mit barbarischer Verwüstungsbegier schöne Denkmale der neuesten Kunst, bloß darum, weil sie einem Priester angehören. Noch während unseres Aufenthaltes in Basel sahen wir den neufränkischen Haufen, der solche Thaten in dem bischöflichen Gebiete gethan hatte, (es mochten höchstens 500 Mann seyn) über den Rhein nach Hüningen zurückgehen. Die Nachricht von den wichtigen Vortheilen, welche die Oesterreicher über das Jourdansche Räuberheer erfochten hätten, mochte wohl diesen Rückzug bewirkt haben.

Nicht weniger auffallend, als dieser Contrast in einem so kleinen Bezirk, war die Geschäftigkeit, welche in Basel und auf Baseler Gebiete, und die, welche nur ½ Stunde nordwärts von der Stadt dicht hinter Klein-Hüningen am Rheinufer herrschte. Dieses Baselische Dorf liegt auf einer kleinen Anhöhe am Rhein, der französischen Festung Groß-Hüningen, welche Ludwig XIV. im J. 1681 erbaute, gegen über, hat einträglichen Akkerbau, und einen ziemlich einträglichen Lachsfang. Der Rhein bildet zwischen Klein- und

Groß-Hüningen eine schmahle, zum Theil mit Waldung besetzte Insel, welche die Schuster-Insel heißt, und theils zum Gebiet von Basel, theils zu dem des Markgrafen von Baden gehört. Die Franzosen arbeiteten hier mit der größten Thätigkeit an einer Schanze, welche die Schiffbrükke, die sie über den Rhein geschlagen hatten, vertheidigen sollte. In einem Umkreise von 10 bis 12 Stunden wurden die Deutschen Bauern, größtentheils Schwarzwälder, aufgeboten, und zum Schanzgraben gezwungen. Die armen Menschen wurden übel genug behandelt, und konnten gewöhnlich erst Abends um 7 Uhr die Rückreise nach ihrer Heimath, von der sie oft 8 bis 10 Stunden entfernt waren, aufs höchste ermüdet von der strengen Schanzarbeit, antreten. Diese Schanze wurde jeden Sonntag ein Ort der Freude und des Wohllebens für die Baseler und Franzosen. Die ganze schöne Welt strömte aus Basel herbei, und stärkte sich mit Confitüren und Liqueur, welchen die industriösen Franzosen in kleinen Buden auf der Insel feil boten. Die Idee, in einer halben Stunde in der Schweiz, in Deutschland und in Frankreich gewesen zu seyn, machte uns Fremden mehr Vergnügen, als das kriegerische Schauspiel, das

die Insel und die französische Festung darbot. — Erst gegen das Ende des Novembers 1796 that bekanntlich diese Brükkenschanze den Franken gute Dienste, und ward von ihnen mit einer erstaunenswürdigen Hartnäkkigkeit bei der strengsten Kälte vertheidigt. Diese Vertheidigung erhielt durch den Umstand besonders einen gewissen Glanz, daß durch ein sonderbares Ohngefähr eine österreichische Kugel das große Seil entwei schlug, welches die Schiffe mit einander verband, so daß die ganze Schiffbrücke durch den Strom zertrümmert wurde. Die Besatzung der Brükkenschanze war also nun mit ihrem Anführer, dem General Abatucci, von aller Communication mit Hüningen abgeschnitten; nur eine fliegende Brücke erhielt noch einigermaßen die Verbindung. Der brave Abatucci blieb, als die Oesterreicher Sturm liefen, indem er sich selbst an die Spitze der Besatzung stellte. Dûfour trat an seine Stelle, und kapitulirte am 1sten Febr. 1797, so daß also die Schanze 3 Monate lang vertheidigt worden war.

Der schnelle Rückzug Jourdan's, das Vordringen der Oesterreicher bis an die Ufer des Rheins, und die daraus entstandene kriegsmäßige Organisirung der Bauern in der Ortenau; endlich

der Angriff, den der Feldmarschall-Lieutnant Petrasch am 18 Sept., wiewohl vergeblich, auf Kehl machte; alles dieß zusammen genommen hätte uns beinahe in Basel eingeschlossen, wenn wir den Schrekkensgerüchten, mit welchen jeder ankommende Reisende, und jedes Ausbleiben einer Post Basel erfüllte, hätten Glauben beimessen wollen. Allein überzeugt, daß in Kriegszeiten Furcht und Besorgniß alles kolossalisch darstellt, und gestützt auf die Erfahrung, die wir bereits gemacht hatten, daß die Franken keinem Reisenden ein Hinderniß in den Weg legen, entschlossen wir uns den 22sten Sept., allen jenen Gerüchten zum Trotz, die Rückreise nach Deutschland anzutreten. Und wir fanden hernach nicht Ursache, es zu bereuen, wohl aber über das Glück zu erstaunen, was wir dabei hatten. Denn reisten wir um Einige Tage später; so wurden wir gewiß hierhin und dorthin verschlagen, oder irgendwo eingesperrt. Petrasch hatte sich nach jenem Angriff auf Kehl wieder rückwärts in die Gebürge des Schwarzwaldes gezogen, um dem sich zurückziehenden General Moreau die Eingänge des Kinzinger Thales zu verschließen. Daher fanden wir auf der ganzen Route von Basel bis Frankfurt (eine Strekke von 40 Mei-

Meilen) alles in tiefer Ruhe, wenn gleich zu sehr ernsthaften kriegerischen Auftritten vorbereitet. Ein kleines französisches Corps, das Freiburg besetzt hielt, lag hier so ruhig, als ob gar nichts zu besorgen wäre: die Thore waren offen, alles fuhr und ging ungehindert aus und ein; die meisten Soldaten gingen sogar unbewaffnet in der Stadt umher. Und doch streiften die Oesterreichischen Vorposten bis in die Nähe der Stadt. Alles, was die Franzosen unter diesen Umständen thaten, war, daß sie ihre Kranken nach Breisach sandten; der lange traurige Zug kam uns, als wir eben in die Thore von Freiburg einfahren wollten, entgegen. Nachts leuchteten uns immer die Wachtfeuer der bewaffneten Bauern, welche an der Landstraße hin immer zahlreicher wurden, je näher wir Offenburg kamen. In Kinzingen fanden wir die Bürger noch ganz voll von der Heldenthat, die sie wenige Tage zuvor an einigen vierzig französischen Husaren ausgeübt hatten. Diese hatten nehmlich, vom Branntewein berauscht, in der Stadt so häßlich gewirthschaftet, daß den Kinzingern endlich die Geduld riß. Sie verschlossen und besetzten bewaffnet die Thore, läuteten die Sturmglokke, und fielen nun über die betrunkenen Franken

her. Nur wenige entkamen, die meisten wurden getödtet oder gefangen genommen. Im Triumphe führten die kriegerischen Bürger am folgenden Tage ihre Gefangenen dem in der Nähe liegenden österreichischen General zu. Sie waren so fest überzeugt, sich durch diese Heldenthat bei den Franken in den größten Respekt gesetzt zu haben, daß sie in stolzer Sicherheit die Thore unverschlossen und unbewacht ließen, obgleich nur wenige Stunden von ihnen entfernt ein Fränkisches Corps stand, das sie schwerlich mit eben dem Glükke besiegt haben würden, wenn es auch im Rausche gegen ihre Stadt angerückt wäre. Der Umstand, daß wir die einzigen Reisenden auf der ganzen Straße von Basel bis Darmstatt waren, machte, daß wir ausserordentlich schnell reisten, denn überall fanden wir Pferde genug. Daher waren wir bereits am 25 Sept. gegen Abend in Frankfurt, wo uns die traurigen Ruinen der Judengasse sehr lebhaft an die neuesten Kriegsbegebenheiten erinnerten. Die Messe war dießmahl zu einem grosen Markte herabgesunken, und die Kaufmannsgesichter sahen sämtlich sehr langweilig und traurig aus. Ein zahlreiches österreichisches Truppen-Corps füllte die Stadt, und ließ

sich's

sich's in der behäglichen Pause, welche jetzt in Ansehung des Krieges für diese Gegenden eingetreten war, überaus wohl seyn. Keiner zweifelte, daß der Krieg in den nächsten Wochen plötzlich mit der völligen Einschließung und Entwaffnung der Moreauschen Armee ein Ende nehmen würde, und escortirte schon in Gedanken das kriegsgefangene Heer. Wie wurden so schnell diese sanguinischen Hoffnungen zu den allermäßigsten Erwartungen herabgestimmt, als Moreau der Welt mit seinem kühnen Heer eine anschauliche Idee von dem berühmten Rückzuge der zehntausend Griechen gab, und dem ganzen furchtbaren Heer der Oesterreicher vor Hüningen und Kehl mit ein paar kleinen Haufen seiner Armee widerstand. Kaum wird die Geschichte bei der Nachwelt Glauben finden, wenn sie ihr die Begebenheiten der letzten Monate des Jahres 1796, und besonders den 49 tägigen Kampf um eine Festung schildert, welche ein Werk der Eile und Nothwendigkeit war. Ueberall, wo ich Gelegenheit hatte, mit österreichischen Officieren mich zu unterreden, fiel mir die entsetzliche Bitterkeit und Feindseligkeit auf, mit welcher sie von den Preußen sprachen. Selbst die artigsten und gesittetsten unter ihnen wurden un-

gesittet, ungerecht und beleidigend, wenn von den Preußen die Rede war, und jemand auch nur das geringste Gute an ihnen fand. Ein österreichischer General ging an einer großen Tafel in Frankfurt hierin so weit, daß er, als über Tische zufällig in seiner Nähe von den Preußen gesprochen wurde, sich ausdrücklich dieß Gespräch verbat, und wegzugehen drohete, wenn es nicht sogleich unterbliebe, weil ihm dabei der Appetit verginge. Macht es einem Manne, auf den viele sehen, wohl Ehre, wenn er auf diese Art Nationalhaß zu verbreiten und zu verstärken bemüht ist? Erst gehörte es nur zum guten Ton unter den Oesterreichern, auf die Preußen zu schimpfen, und ihnen keine Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; bald genug ist in ihre Denkungsart diese Bitterkeit, die sie anfangs nur affectirten, wirklich übergegangen.

Anhang.

Ein kleiner Beitrag zu einem Zürcherischen Idiotikon.

Eistert, (immer) Gedahle (Geschwätz.)

Hüri Beis, (heurige Bissen, oder Speise von der dießjährigen Aernte.)

Goppel au (ob Gott will auch.)

Das Huhs khört ämmene Pfarrer (Das Haus gehört einem Pfarrer.)

Suhre Wie (saurer Wein.)

Gimmer au en chli Brot (gieb mir auch ein wenig Brot.)

Hüpeli (kleine Kuchen) Ein wüschtes und ein luschtiges Haus (häßliches und schönes.)

Herr Inger (Herr Jesus.)

* Hat-

Hatter öppen öpper öppiß doh? (hat dir etwa jemand etwas gethan?)

Zeerschte Potz (das erstemahl.)

I han jetzt no nüd z' Imbiß käsſe (Ich habe jetzt noch nichts zu Mittage gegessen.)

Guffen (Stecknadeln) Hafen (Topf.)

Wennt er mittis gah (wollt ihr mit uns gehn?)

S' ischt aber glie-äch (es ist gleich viel.)

über obbe (da oben) über uffe gah (oben gehn)

Fürgürtli (Schürze) Abbreche (Lichtputze.) Eine Chärz (ein Licht.)

Ich bin drümahl binem gesy (ich bin dreimahl bei ihm gewesen.)

Behüti Gott wohl (sagt man beim Weggehen zu gemeinen Leuten.)

Tause (ein Wasserfaß) Gätsi (Wasserkelle) Gitzi (eine junge Ziege.)

Winde (der Boden) Todtebaum (Sarg.)

Thu es Feister uhf (öffne das Fenster.)

Hänter ems' k'salt? (habt ihr's ihm gesagt?)

Ih ha keis bitzli Milch übercho (bekommen)

Wenner wennt (wollt) so gut si u cho chogen ässe (und zum Essen kommen)

Müender öppiß wärche? (müßt ihr etwas arbeiten?)

Kontelfeet (Konterfey) Schmecken (riechen)

En

En Mumfel (ein Mundvoll) Mümfeli. (Mundbischen.)

Er cha (kann) dahs nit chiäse (vertragen)

Zietik (Zeitung) Samschtik (Sonnabend)

büätze (stopfen) Siegrist (ein Küster)

Läk di ahn (zieh dich an)

Gället sie, das ist schön? (Nicht wahr, das ist schön?) — es muß däweck sien (also seyn)

Handzwäle und Handlümpe (Handtücher)

Leilache (Bettuch) Sidele (Schemel)

Spaizdrückli (Spuckkasten)

Er hat geschraue (geschrien)

geine (gähnen) lugen (sehen) dicken und feissen (dick und fett werden.)

Sie müent chachoge dem Herrä Bscheit gä (sie müssen kommen und dem Herrn Bescheid geben.

Feister-Umhänge (Gardienen)

Er macht a schüli's Muhl (abscheulich Maul)

Die Milch erwälle (aufkochen)

En Stier mätzke (schlachten)

En Gemach uhsliehe (vermiethen)

ummetragen (herumtragen)

Das Haar abhaue (abschneiden)

Flüß-Papier (Löschpapier) Theke (Mappe)

Wötschtu mit mer chriäge (willst du mit mir zanken?)

Er hat mich balget (gescholten)

Anhang.

De haſcht mie verbarmet – (du jammerſt mich)
Ich mag's nit erliede (nicht ausſtehen.)
Schmutz (Fett) Käfen (Schoten) Nidel (Sahne)
Becken (Schüſſel) Maidli (Mädchen.)
Zabick um die vier wird må den Herrn Kaſchper Häfli zur Kille troge (Abends um vier wird man Hrn. – zur Kirche tragen d. h. begraben.) Dieß iſt die Formel, mit welcher eine Art von Klageweib die Zunftgenoſſen zum Leichen-Begängniß ruft.

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wilmsen, Friedrich Philipp,

Erzählungen von einer Reise durch einen großen Theil Deutschlands und der Schweiz im Jahre 1796

Berlin 1798

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.787
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11095854-1
VD18 10708278-003